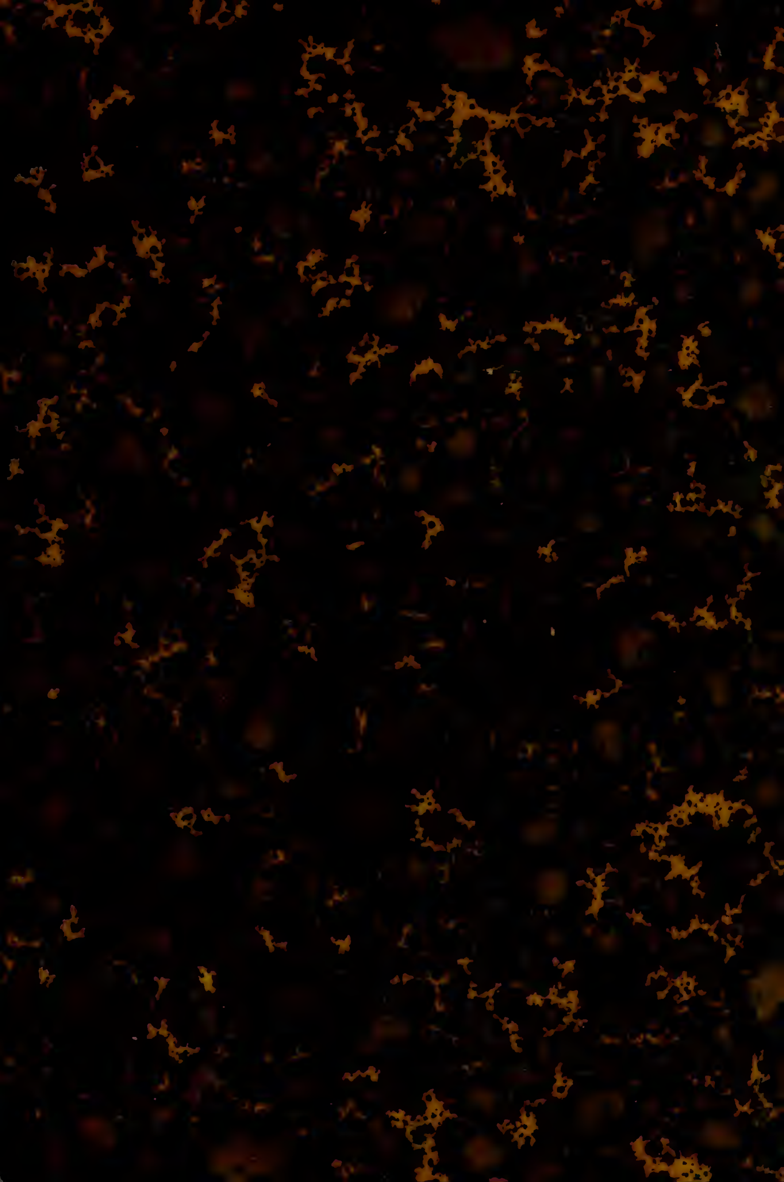


# Hundert Jahre.

Dritter Theil.

# Hundert Jahre.

## 1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

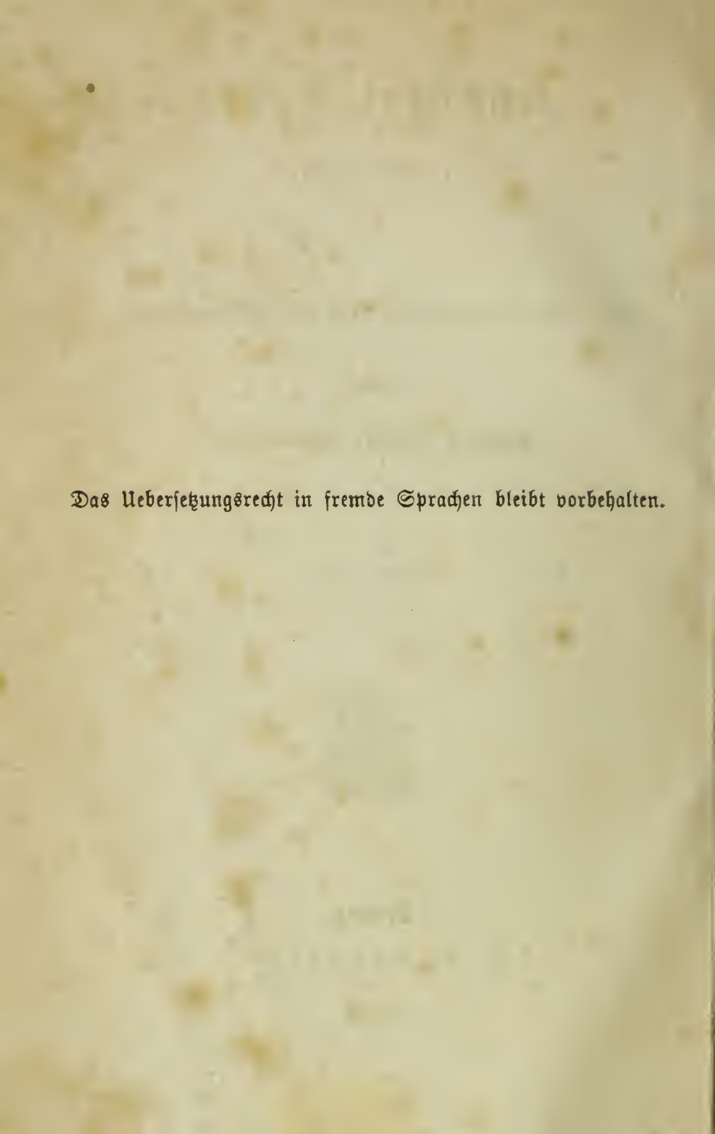
Heinrich Albert Oppermann.

Dritter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1870.



# Inhalt.

## Drittes Buch.

### Justus Erich Bollmann.

# Drittes Buch.

## Justus Erich Bollmann.

# Erstes Kapitel.

## Wiederfinden.

Wer den letzten Brief Bollmann's aus Paris gelesen, der weiß, daß das nicht mehr derselbe Mann war, der in der Französischen Revolution den verheißenen Messias der Juden sah, der voll Glut und Hingebung das Evangelium der Freiheit und Gleichheit der ganzen Welt predigte, der mit Forster und seiner Therese, mit Huber und den andern Demokraten in Mainz auch eine volle Erlösung der Menschheit von aller Knechtung, von Unwissenheit und Schlechtigkeit durch die Freiheit hoffte. Wir wissen aus den von Varnhagen von Ense im ersten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" veröffentlichten Briefen Bollmann's an die Staatsräthin Brauer und aus den in unserm Besitze befindlichen Briefen an den Vater und die Freunde aber auch ziemlich genau, wie diese Wandlung vor sich gegangen war.

Bollmann war gegen Mitte Januar 1792 nach Strasburg gekommen, wo er in der Familie des Herrn von Türkheim und seiner Gemahlin (Goethe's Lili) feine aristokratische Formen, junge Frauenzimmer, von denen er nicht wußte, ob sie mehr schön oder witzig waren, warme, freundliche Aufnahme und thätige Unterstützung in bedrängten, pecuniären Verhältnissen fand. Den Vater mochte er nicht angehen, der Onkel aus Birmingham, der schon im Januar nach Paris hatte kommen wollen, ließ nichts von sich hören, so kam ihm das freundliche Anerbieten des reichen Bankiers gelegen, und er war nicht blöde, das gebotene Darlehn anzunehmen, trug er doch das Bewußtsein in der Brust, daß die Zeit kommen würde, wo er zurückzahlen könne mit den durch eigene Kräfte verdienten Mitteln.

Unser Freund aus Hoya trat in Strasburg zum ersten mal dem politischen Parteigetriebe näher, aber es stieß ihn ab. Die Demokraten im deutschen Club, denen er sich zugesellte, waren wie heute und immer gänzlich uneinig, man gerieth öfter so heftig aneinander, daß die Wache Ruhe stiften mußte. Menschen, die nichts zu verlieren, die nicht einmal etwas zu geben hatten, da sie arm an Gedanken, desto reicher aber an Phrasen waren, drängten sich vor und die Menge fiel ihnen zu. Der Norddeutsche konnte sich kaum Gehör

verschaffen, noch viel weniger sich zum Führer empor-schwingen, sah die Führerschaft vielmehr in den Händen der unbedeutendsten Menschen. Er sah die Trägheit und Unwissenheit der Masse, er bemerkte als praktischer Mann früh den Fehler, den die Nationalversammlung begangen hatte, indem sie sich mit ihren eigenen Erfahrungen von der legislativen Versammlung ausschloß. Daß von 8000 activen Bürgern in Strasburg im Februar 1792 nur 400 zur Wahlurne gingen, in Paris von 60000 nur 10000, empörte ihn; er sah, wie die Erbitterung zwischen den mit 15 Sous täglich besoldeten undisciplinirten Nationalgarden und den mit 8 Sous täglich besoldeten Linientruppen letztere nothwendig dahin führen mußte, die Constitution und alle Neuerungen zu hassen und eine Stütze des Adels und Königthums zu werden. Justus Erich zog sich zurück. Nun kam auch Anfang März ein Brief vom Onkel mit sparsamem Reisegelde und dem dictatorischen Befehl, sofort in Paris zu erscheinen. Dieser Bruder seines Vaters, ein vierzigjähriger mürrischer Hagestolz, geizig, alles nur nach englischem Krämersinn auffassend, nur mit einer Leidenschaft, gut zu essen und zu trinken begabt, tyrannisirte ihn drei Wochen in Paris auf das schrecklichste. Er predigte dem mit ihm in demselben Zimmer wohnenden Neffen

unaufhörlich vom frühen Morgen bis an den späten Abend, daß die ganze Aufgabe der Menschen nur darin bestehe, reich zu werden. Nur wer reich sei, sei auch frei und unabhängig, alles übrige sei Schwindel. Als er abreiste und den jungen Arzt freigab, hinterließ er ihm eine so geringe Summe, daß dieser davon nur wenige Monate leben konnte, selbst wenn er sich weiter nichts gönnte als mittags ein mageres Essen von 30 Sous, abends Endiviensalat und morgens Butterbrot mit Rettich. Justus wollte sich, wie wir aus seinem Briefe an Karl Haus wissen, selbständig machen vom Onkel: er ließ sich als Doctor für Augen- und Hautkrankheiten für nothleidende Arme in öffentlichen Blättern ankündigen, er suchte freilich reiche Patienten. Wirklich fand er sieben oder acht arme, aber nur einen zahlungsfähigen Patienten, einen Abbé, der sich die kleine Zehe am Fuße, die gebrochen war und ihn am Gehen hinderte, für 100 Livres wegoperiren lassen wollte. Aber der arme Mann fiel in Ohnmacht, als Justus sein Messer aus der Verbindtasche nahm, beschwor ihn auf den Knien, von der Operation abzustehen, und zahlte auch natürlich nicht.

Die Praxis brachte nichts ein; vergeblich suchte er sich den Buchhändlern in Paris und Karlsruhe als Uebersetzer aus dem Deutschen für die Franzosen, aus

dem Französischen für die Deutschen anzubieten. Er hätte verhungern müssen, hätte nicht ein guter Freund strasburgischer Bekanntschaft, ein Handlungscommis, sein Einkommen mit ihm getheilt.

Da, in der größten Noth, hatte der Zufall die Blicke der Tochter Necker's, der Frau des schwedischen Gesandten Staël, die damals schon durch ihr Buch über Rousseau sich einen Namen verschafft hatte, auf die Bollmann'sche Reclame gelenkt, die ihr durch ihre Eigenthümlichkeit auffiel. Sie war damals schwanger und von einer unangenehmen Hautkrankheit befallen, sie suchte deshalb die Hülfe eines deutschen Arztes und sandte zu Bollmann.

Der Geist dieser Frau zog Justus in so hohem Grade an, daß er in wenig Tagen ihr eifrigster Verehrer war, obgleich sie nichts weniger als hübsch, sondern schon damals kupferroth im Gesicht war, und daß er ihren Liebhaber, den er noch in seinem letzten Briefe an Karl Haus verdammt hatte, für den liebenswürdigsten Menschen erklärte. Er schreibt an seine Base, nachdem er den Geist und die überwiegenden Fähigkeiten der Frau von Staël gerühmt: „Aber von ihrem Herzen würde ich mich umsonst bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen. Diese Frau hat nur einen Freund, den Narbonne, ehemaligen Kriegs-

minister, und dieser Narbonne ist einer der liebenswürdigsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Bei einer sehr ausgebreiteten Menschen-, Welt- und Literaturkenntniß, bei einem unerschöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geiste, der unablässig durchblitzt in allem, was er sagt und thut, zeigt er gänzliche Verleugnung seiner selbst, die anspruchsloseste Hingebung an die Umgebung und eine in diesen Tagen so seltene altritterliche Offenheit."

Justus wußte aristokratische Vorzüge zu schätzen; im Hause der Staël mit zuvorkommendem französischen Wesen empfangen, noch ehe er eigentliche Hülfe geleistet, reich honorirt, von Narbonne und seinen Freunden als völlig Gleichgestellter und Gleichberechtigter anerkannt: wie hätte das einem dreiundzwanzigjährigen jungen Mann nicht schmeicheln sollen? Arzt der Frau Staël zu sein, umhüllte sein jugendliches Haupt mit einem Glorienschein, der ihm als Arzt die bedeutendste Zukunft in Paris verhieß. Dazu kam nun aber noch, daß er an den Empfangsabenden der Staël zusammentraf mit der Crême der aus der Schule Voltaire's, Rousseau's und Diderot's hervorgegangenen Aristokratie des Geistes, mit Lally-Tolendal, Clermont Tonnerre, Matthieu de Montmorency, welche im Ballhause schon dem Volke geschworen hatten,

Lafayette, dem Bischofe von Autun, mit Prinzessinnen und Gräfinnen, alle übereinstimmend mit Friedrich dem Großen, ein Etwas schlechthin als infam zu bezeichnen, das sich seitdem wieder zu wenigstens äußerm Anschein emporgehoben hat, sodaß es gewagt wäre, dasselbe auch nur andeutungsweise näher zu bezeichnen.

Das war ein ganz anderer Kreis von Menschen, als mit dem er bisher zu thun gehabt hatte, selbst in Mainz. Da sprudelten an einem Abend mehr Geistesfunken und wurden mehr Witzpfeile verschossen als in einem deutschen Hofraths= und Professorenkreise in einem Jahre; da wurden die höchsten Interessen der Menschheit erörtert, freilich oft in sehr frivoler Weise; da wurden die Schäden des Staats und noch mehr die Schwächen der Staatslenker offen dargelegt, Anekdoten der pikantesten Art aus den höchsten Kreisen erzählt und die Jakobiner verspottet. Justus Erich hatte Gefallen an aristokratischen Formen, sein erster Jugendaufenthalt im Hause des Staatsraths Brauer hatte ihn hochgehoben über das kleinbürgerliche Wesen, das ihm von dem Vaterhause und Hoya angeklebt. Er aß lieber Fasanen und Puter, Wild und Austern als Endiviensalat und Rettich, trank Malvasier, Capwein und Champagner lieber als Wasser, und das alles hatte er im Hause der Staël, wo er gern ge=

sehener Gast war, täglich. Wenn er an die drei Wochen zurückdachte, die er mit dem pedantischen, spleenhaften, kleinlichen Onkel zusammen gelebt, so fühlte er sich in dieser Gesellschaft wie im Himmel.

So kann es nicht überraschen, daß er nach und nach gänzlich die Gesinnungen seiner Umgebung annahm; der rohe Demokratenrock aus Mainz machte der feinsten modischen Toilette Platz, der Standpunkt Forster's war ihm bald ein überwundener, er war constitutioneller Aristokrat und Royalist. Nun kam der Schlag vom 10. August, und als man am 15. August Bericht erstattet hatte über die in dem eisernen Schranke Louis Capet's gefundenen Briefe, welche die Verschwörung des Königs und seiner emigrirten Brüder mit dem Auslande gegen das französische Volk klar erwiesen, ging die Hetze auf die Adelichen los. Lafayette sah sich bei dem eigenen Heere nicht mehr sicher, er floh und wurde in schmähliche Gefangenschaft gesetzt, sein Freund, der Kriegsminister Narbonne, versteckte sich bei seiner Geliebten. Bollmann, leicht enthusiasmirt, versprach Narbonne zu retten. Er verschaffte sich vom englischen Gesandten als Hannoveraner zwei Pässe nach England, tauschte diese bei Lebrun gegen französische um, ließ solche von Pétion unterschreiben. Die Jakobiner hatten Teufelsanstalten getroffen, damit

ihnen keins ihrer Schlachtopfer entwische; Paris war nur ein großes Riesengefängniß, in dem man alle reichen Leute eingesperrt hielt; wie schwer das Entkommen war, wissen wir aus der Beschreibung Alfieri's, des gräflichen Freiheitsdichters. Bollmann's Kaltblütigkeit und Muth ließen aber das Wagniß glücken.

„An allen Orten, wo wir die Pässe vorzeigen mußten, auf den Wachtstuben, bei den Municipalitäten, an den Thoren", schrieb er, „suchte ich die Aufmerksamkeit durch frappante Neuigkeiten aus Paris abzulenken, während sich Narbonne, nur englisch sprechend, schläfrig, träge und spleenhaft im Hintergrunde und in meinem Schatten hielt. Ich vertiefte auf jeder Station die Polizeischergen durch zum Theil erdichtete politische Wunderdinge; erzählte, daß man Narbonne gefangen habe, ihm den Proceß machen werde, morgen, und das war wahr, auf dem Carrouselplatze den ersten Versuch machen wolle mit der neuerfundenen Maschine, welche die Köpfe schmerzlos vom Rumpfe trenne, und der Dinge mehr."

Man erreichte England. Narbonne übte seinen Zauber auf den Deutschen. „Er ist unerschöpflich an Witz und an Ideenreichthum", schrieb Justus Erich, „vollendet in allen gesellschaftlichen Tugenden, er verbreitet Anmuth über das Dürrste."

Die Staël war außer sich vor Freude, sie schrieb an unsern Freund: „Sie haben mir das Leben und mehr als das Leben gerettet. Setzen Sie einigen Werth in das Gefühl, das von meinem Dasein unzertrennlich ist, und nehmen Sie bei jedem Vorgange in Ihrem Leben die Rechte eines Freundes, eines Bruders und eines Wohlthäters in Anspruch."

Nicht minder überhäufte Narbonne unsern Justus mit Freundschafts- und Dankbarkeitsversicherungen, aber der Strom schöner Worte, die er an seinen Retter richtete, machte, daß sich dieser anfangs mehr zurückzog.

Man logirte sich in Kensington bei einer schönen Französin, der Madame de la Châtre ein, um die sich in kurzem zwanzig bis dreißig Flüchtlinge sammelten, an deren Spitze Talleyrand glänzte. In seinem Hause wurde Bollmann untergebracht, da es bei der Châtre anfing überfüllt zu werden. Narbonne hatte außer mit Worten seine Dankbarkeit auch dadurch gegen Bollmann zu erkennen gegeben, daß er ihm ein Document überreichte, welches eine lebenslängliche Rente von 50 Guineen für seinen Retter aussetzte.

Auch hier wurde unsers Freundes ärztliche Thätigkeit wieder in Anspruch genommen durch die Madame de la Châtre, welche bei der Nachricht, daß ihr Ge-

liebter, das frühere Mitglied der Nationalversammlung, Jancours, gefangen genommen und in die Abbaye geschleppt sei, beinahe wahnsinnig wurde und in fürchterliche Krämpfe fiel. Jancours wurde auf die Fürsprache der Frau von Staël bei Manuel am Abend vor dem Gemorde vom 2. September gerettet. So sammelten sich die alten Kreise bald in Kensington an der Tafel der Châtre. Die Lage Bollmann's war interessant und genugthuend für ihn, er studirte Voltaire und Rousseau und die Menschen, in deren Umgebung er lebte, Menschen, welche sehr liebens- und lobenswürdig ihr Vermögen und ihren Rang dem Staate geopfert, weil sie die Nothwendigkeit einsahen. Die Männer, die sich hier als Flüchtlinge zusammengefunden, waren es gewesen, die in der Augustnacht von 1789 auf Noailles' Vorschlag dem Feudalwesen und den Privilegien ein Ende gemacht hatten. Wie kam es nun aber, daß Bollmann, je länger er in diesen aristokratischen Kreisen lebte, wieder demokratischer wurde, daß er einsah, wie diese Männer keine Stützen des Staats und keine Retter desselben sein noch jemals werden könnten?

Justus Erich erkannte bald, daß diese feingebildeten, die Freiheit liebenden Männer durch Ueppigkeit und Vergnügungen verdorben waren, daß ihnen die Red-

lichkeit und Aufopferungsfähigkeit des Herzens und die Männlichkeit des Thuns fehlten. Man lebte und webte in Witz und opferte einem guten Witz das heiligste Gefühl für das Vaterland.

„Man spricht", schreibt er an seinen Vater und an Karl Haus, „von den Staatsangelegenheiten, um sich über diese oder jene Persönlichkeit lustig zu machen, oder um zu zeigen, wie verständig man sei, wie man Montesquieu studirt habe. Man kommt im Disputiren bald außer sich, aber das Herz bleibt kalt; man fühlt, daß nur Eitelkeit und Selbstliebe die Streitenden in Wallung bringt. Zuletzt kommen ein paar Herren und Damen überein miteinander, setzen sich vor den Kamin und machen einen Plan zur Errettung des Staats, den sie morgen oder übermorgen betreiben wollen, nachdem diese oder jene Lustbarkeit vorbei ist. Es ist unglaublich, wie fein, wie richtig ein guter französischer Kopf selbst über die verwickeltsten Dinge urtheilt, aber man darf nicht lange von demselben Gegenstande sprechen, sonst wird die Unterhaltung den Leuten zuwider. Und statt schließlich selbst etwas zu thun, Hand anzulegen an die Verwirklichung eines guten Gedankens, geht man lieber in die Komödie."

Bollmann war froh, als sich der Kreis in Kensington trennte, und er statt bei dem gewesenen Bischofe

von Autun mit seinem Freunde Heisch in London Coffeehouse von Ludgate-Hill wohnte.

Es war Ende Mai 1793, als Vollmann im allgemeinen Gastzimmer des ebengenannten Kaffeehauses auf seinen Freund Heisch wartete, um mit ihm eine gemeinsame Spazierfahrt zu machen, und einmal etwas Grünes zu sehen zu bekommen, wonach sich der Deutsche immer sehnt; man wollte nach Windsor fahren, und Heisch war gegangen, einen Wagen zu miethen. Als Justus nun so an dem Fenster stand und die vorbeiwogende Menge betrachtete, fiel ihm eine Gestalt auf, die auf das Kaffeehaus zuschritt, in den Saal trat, eine Bestellung machte und nach der Zeitung griff. Der Ton der Stimme überwand den letzten Zweifel bei Justus, er stürzte dem Angekommenen in die Arme, es war Karl Haus, mit dem ihn der Zufall zusammenführte.

Der Jugendfreund mußte erzählen, das war leicht gethan. Er war Privatsecretär des Grafen von Münster; dieser hatte von Georg III. im Anfang des Monats Befehl erhalten, unverzüglich in London zu erscheinen, und hier erhielt er von dem Könige einen höchst delicaten Auftrag. Prinz August, später Herzog von Sussex, hatte sich im vorigen Monat zu Rom mit der ebenbürtigen Tochter des John Murray, Grafen

von Dunmore, der schönen Lady Auguste Murray, verheirathet, ohne Einwilligung ihres Vaters, daher nach der Royal marriage act von 1772 ungültig vermählt. Graf Münster sollte den Herzog, der seine Gattin außerordentlich liebte, bewegen, diese zu verlassen und nach London zu kommen. Man wollte gegen die Lady inzwischen bei dem erzbischöflichen Gerichte in London einen Proceß anstrengen. In wenig Tagen wollte Münster über die Alpen nach Rom reisen, und Karl sollte ihn begleiten. Dieser fühlte sich in seinem neuen Verhältnisse wenn nicht durchaus befriedigt — der Adelstolz des Grafen machte sich bei aller Freundlichkeit, mit der er den Privatsecretär behandelte, doch zuweilen, wenn auch selten, geltend — dennoch zufrieden. Das Bildniß Olga's war in seinem Herzen festgewurzelt, aber er dachte ohne großen Schmerz an sie, hatte er doch das Geständniß ihrer Gegenliebe. Er haßte den Grafen Schlottheim von innerstem Herzen und träumte von einer Möglichkeit, die Geliebte dem Wüstlinge noch einmal abzuringen, und sollte es mit der Pistole in der Hand sein.

Indeß kam Heisch mit dem Wagen, und da Münster an jenem Tage bei dem Könige in Kent war, konnte Karl an der Ausfahrt theilnehmen. Als man das Geräusch der Weltstadt hinter sich hatte, mußte

Bollmann erzählen. Wir kennen seine Schicksale bis Mitte October, wo er sich von Talleyrand trennte und mit Heisch in das Kaffeehaus von Ludgate-Hill zog, hören wir selbst, was er weiter erzählt:

„Die Staël verließ England, um ihren Vater in Genf zu besuchen, Narbonne ließ nichts von sich hören, er, der mir tausendmal die Versicherung gegeben, daß er durch seine Connexionen mich in die Bureaux von Pitt oder Grenville bringen würde, um mir eine politische Laufbahn zu eröffnen, zu der ich wie geschaffen sei. Denn aufrichtig, lieber Karl, mein Stand als Arzt ist mir zuwider geworden. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um in der Laufbahn eines Arztes glücklich zu sein, entweder keinen Verstand haben, oder seinen Verstand gefangen nehmen und gläubig an ein System werden, oder roh genug sein muß, um von Vorurtheilen der Leute Nutzen zu ziehen, das Geld in die Tasche zu streichen und ins Fäustchen lachen zu können. In der Arzneikunst ist bis auf ein paar unwidersprechliche Wahrheiten fast alles Charlatanerie. Wer eine gute Constitution hat, wird bei vernünftiger Diät ohne uns gesund, wer siech ist, den halten wir hin, aber was hilft das Leichenmarschirenlassen? wie Rousseau sagt. Wir haben eine

ungeheuere Menge von Wahrnehmungen und Erfahrungen, aber wir begreifen fast keine einzige davon, und gegen die Behandlung eines Kranken, von der sich unser Verstand Rechenschaft ablegen kann, müssen wir Hunderte behandeln, wo wir nur geschäftig scheinen, um die Leute zu befriedigen. Von Hippokrates bis heute lassen sich zuverlässig funfzig Curmethoden aufzählen, die einander offenbar entgegengesetzt sind, und in jeder Methode zählt man große, berühmte, glückliche Aerzte. Ich kann kein Charlatan sein, kann mich nicht verstellen, und würde darum kein gesuchter Arzt werden. Raum und Feld für mich gibt nur die auf Menschen- und Geschichtskenntniß beruhende politische Thätigkeit. Die Menschheit ist in Fluß gerathen, wer die Kraft in sich fühlt, muß jetzt helfen, am Staat zu bauen. Auf dem untergeordnetsten Posten in Pitt's Bureau würde ich mich glücklicher fühlen wie als Arzt. Aber Narbonne hat mich vergessen, seine Freundschaftsversicherungen waren leere Worte, ich habe demselben deshalb auch das Document mit der Rentenversicherung zurückgeschickt, und er hat's angenommen. Ich war dazu sofort entschlossen, nachdem einer seiner Freunde gesagt, ich sei ja gut bezahlt. Der Schwede Ericson, ein sehr reicher Mann, mit dem ich im November nach Paris reiste, tadelte mich zwar und sagte: «Die Großen

taugen nichts, ihr Geld ist besser als sie selbst; Narbonne würde sich freuen, sein Papier wiederzuhaben, und Sie obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehen Sie keine Thorheit aus falscher Delicatesse.»"

„Habe ich nicht dasselbe hundertmal wiederholt?" unterbrach ihn Heisch, „wenn ich zugegen gewesen, würde es nie geschehen sein, aber die großen schwarzen, nie stummen Augen der Madame Rilliot, des Engels, der die Reise nach Paris versüßte und der eine ganze Novembernacht, von Dover nach Calais, eingehüllt in deinen Mantel und deinen Rock auf deinem Schoße lag, um vor Seekrankheit geschützt zu werden, während du selbst hemdsärmlich und vor Frost mit den Zähnen klappernd auf dem Deck saßest, tragen allein die Schuld deiner übel angebrachten Großmuth. Dein Brief, der mir bei Todesstrafe beinahe befahl, die Obligation einem Schreiben an Narbonne beizufügen, war ganz voll von dieser schönsten aller Reisen, die du je im Leben gemacht. Dein Brief an Narbonne war gut stilisirt: du seiest nicht gewohnt, mit derartigen Handlungen zu wuchern, du sendetest das Papier zurück, um dich von einer Sache zu befreien, die dich nicht weniger drücke als entehre. War das aber nicht simpelhafte deutsche Sentimentalität? Du verlangst

die Freundschaft eines Großen, weil du ihm das Leben gerettet. Narbonne, ich möchte sagen, sämmtliche Franzosen, kennen das Wort Freundschaft nicht, sie kennen Dienstleistungen und Belohnungen, du hattest die Rente verdient, du hättest sie behalten sollen, weil sie dir die Mittel gewährte, in dieser theuern Stadt den Uebergang von einem zum andern Berufe zu erleichtern!"

Heisch mußte seinen Gefühlen Luft machen, er wußte, daß Justus von Freunden Opfer bereitwillig annahm, hatte er selbst doch mit ihm getheilt, und theilte heute wiederum seinen guten Verdienst, nachdem er in einem Bankierhause eine Stelle gefunden hatte. Er wußte, daß Justus von Herrn von Türkheim Darlehne empfangen hatte, wie früher von Huber, und sah in der Zurückgabe der Obligation nur Vollmann's Eitelkeit hervortreten, der sich einbildete, Narbonne dadurch zu imponiren, während dieser lachend sagte: „Vous l'avez voulu, George Dandin!"

„Zanke nicht, zanke nicht", sagte der Freund, „von Freunden kann man große wie kleine Dienstleistungen empfangen, ja fordern, die Freundschaft rechnet nicht. Ist aber die Freundschaft weg und sieht man die Dienstleistungen kaufmännisch tractirt, so muß man eine kostbare Waare lieber wegschenken, als sie unter dem Preise weggeben, man entehrt sonst die gute Sache und sich

selbst. Schlagen wir das Faß zu, ich weiß, es hat mir mein Handeln nichts eingebracht als von der Staël die Worte: «Sie sind empfindlich, wie Jean Jacques Rousseau», und erneuerte Freundschaftsversicherungen, und von Narbonne, dem leichtsinnigen, ehrgeizigen, verschwenderisch großmüthigen Manne das Gefühl, daß er nicht erfüllen konnte, was er mir in Aussicht gestellt.

„Aber was schadet's denn, ich verlasse mich auf mein Glück; das Glück und ich, wir haben uns bisher vortrefflich miteinander gestanden, warum sollte es mich plötzlich fliehen? Ist es nicht ein Glück, daß ich unter dieser Million Würmer, die hier in London herumkriechen, sogleich meinen lieben Karl herausfinde, und auf einer Bahn sehe, die ich zu betreten mich anschicke? Wir wollen in Windsor meine letzte Guinee auf das Wohl der politischen Carrière vertrinken!“

„Darf ich von deinen Zukunftsplanen sprechen, offen, warnend?“ fragte Heisch.

„Nein, ich will es selbst thun“, sprach Justus, „Ich weiß, Karl wird schweigsam sein, und nicht die Kaufmannselle anlegen an große Handlungen, wie du es zu thun pflegst. Ich habe bei der Staël den Grafen de Lally-Tolendal kennen gelernt, der durch seine Anhänglichkeit an die Constitution wie an den König so

berühmt, seine «Mémoires à mes commettants» müssen jedem Gebildeten bekannt sein; auch habe ich dort die Bekanntschaft der Prinzessin d'Henin gemacht, einer Dame von vierzig Jahren, einer Verwandten und vertrauten Freundin von Lafayette. Dieser schmachtet jetzt in den Kasematten von Magdeburg, durch Trenck hinreichend bekannt.

„Tolendal beschäftigt sich mit einer Denkschrift, welche die Unschuld des schändlich gefangen Genommenen beweist, und der die eigenhändigen Briefe, welche zwischen ihm und dem Könige noch in den ersten Tagen des August vorigen Jahres gewechselt, beigefügt werden sollen. Meine diplomatische Laufbahn wird nun damit beginnen, daß ich diese Denkschrift in geschickter Weise direct in die Hände des Königs von Preußen schaffe, was bei dessen zweifelhafter Umgebung seine Schwierigkeiten hat. Ich werde mich zunächst nach Rheinsberg begeben zu dem Prinzen Heinrich, mit Empfehlungen von Witt und Grenville; ist mir das Glück günstig, bewirke ich die Freilassung Lafayette's, so ist meine Zukunft gesichert, so habe ich meine Brauchbarkeit abermals bewährt, und was mir Narbonne nicht schaffen konnte, das wird mir dann ohne seinen Beistand nicht entgehen. Narbonne hatte mir versprochen, mich Georg III. vorstellen zu lassen, den ich um eine Stel-

lung in der deutschen Kanzlei angehen wollte; Zimmermann in Hannover versprach meine Bitte zu unterstützen, ich bin aber nicht vorgestellt. Jetzt hat Lally-Tolendal den König, der Lafayette von Amerika her nicht sehr liebt, zu überzeugen gewußt, daß dieser nicht zu der Rotte der Jakobiner gehörte, sondern ein guter Royalist war. Sein Interesse für die Befreiung Lafayette's ist geweckt, und hat Georg III. erst einmal für etwas Interesse, so verfolgt er das mit deutscher Zähigkeit. Ich habe die Bekanntschaft des Hofraths Georg Best gemacht, der hier als Wirklicher Geheimer Secretär fungirt und mir durch den hannoverischen Kurier die Briefe an den Vater zu besorgen pflegt; er hat mir versprochen, wenn keiner der Großen, so werde er mich dem Könige vorstellen, und er hat mich versichert, daß er mich gern neben sich arbeiten sehe. Denke dir, wenn es mir gelänge, von hier aus Hannover regieren zu helfen, denn der Großvogt ist eine Null, es geschieht bisjetzt in Hannover nur, was Georg selbst will und was Best will; die Excellenzen in Hannover berichten zwar, aber auf den Vortrag kommt es an."

Karl erzählte, daß sein Graf hoch stehe in der Gnade des Königs, daß dieser ihm schon freiwillig die Zusicherung gegeben habe, wenn die Angelegenheit

mit dem Prinzen August nach Wunsch geordnet sei, er Münster zum Nachfolger des Großvogts von Alvensleben ernennen werde.

Der Name Alvensleben rief Erinnerungen an Heustedt und die Kinderjahre zurück, in denen die Freunde noch schwelgten, als man in Windsor ankam.

Es ist nicht unsere Absicht, ausführlich zu beschreiben, wie die Freunde den Nachmittag und Abend zubrachten. Schon am andern Tage reiste Karl mit dem Grafen von Münster über Deutschland nach Italien, während ein Kriegsschiff durch die Meerenge von Gibraltar segelte, um den Prinzen und Münster in Livorno aufzunehmen und zur See zurückführen.

---

## Zweites Kapitel.

### In Eckernhausen.

Es war kein gewöhnliches Weiberschmollen, das sich in Anna's Busen regte, als sie am Hochzeitstage aus der Mitte des Bankets von dem Gatten weggeholt und in den einsamen Wagen mehr hineingehoben und geschoben wurde, als sie hineinstieg. Claasing fluchte auf die Bedienten und gräflichen Kammerdiener, welche den Schmuckkasten, der die reichen Geschenke der Gräfin, der Excellenz von Schlottheim, der Milchschwester Olga's und anderer Hochzeitsgäste barg, noch immer nicht herbeibrachten. Er achtete nicht auf den Zustand seiner Frau, die noch immer im Brautkleide, dem zarten Linnen, dabei den leichten Turban von Musselin auf dem Kopfe, fröstelnd in die Wagenecke sich gekauert hatte. Bei der Hast, mit der er die Abreise betrieben, hatte er an das Nothwendigste, an warme Bekleidung für Anna, an eine Mantille oder

dergleichen, nicht gedacht. Der leichte weißseidene Shawl, den sie um den Nacken geschlagen hatte, konnte sie vor Kälte nicht schützen, und es war gegen Abend recht unheimlich kalt geworden, wovon die vom Wein und Tanz erhitzten Hochzeitsgäste wenig gemerkt hatten.

Der Wind, am Tage aus Osten kommend, hatte blauen Himmel und Sonnenschein, eine seltene Erscheinung in diesem Regenjahre, gebracht, jetzt seit Abend blies ein rauher, kalter Nordwestwind schwere schwarze Wolken vor der bleichen Halbmondscheibe einher. Als endlich der Schmuckkasten gebracht war, der Obergestütmeister denselben dem Kutscher empfohlen hatte und er nun in den Wagen stieg, sah er die bleiche, vor Frost zitternde junge Frau, die Augen voll Thränen in dem Wagen sitzen, und er sprang abermals fluchend aus dem Wagen, ließ sich ein paar Pferdedecken reichen und hüllte die zitternde junge Gattin, einige Worte der Entschuldigung murmelnd, in dieselben und befahl, im Galop nach Eckernhausen zu fahren.

Es war kein Schmollen, daß Anna die mehrmaligen Versuche ihres Gefährten, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, stumm zurückwies und sich ernsthaft zur Wehr setzte, als jener den Versuch machte, sie zu umarmen und sie zu erwärmen, wie er sagte.

Der ganze Ernst der Situation hatte sich plötzlich vor ihren Augen aufgethan, alle kindischen Träume, alle Gaukelbilder von der Freiheit, die sie als Frau genießen würde, von der Art und Weise, wie sie den Mann am kleinen Finger lenken wolle, waren auf einmal verschwunden. Sie fühlte am Hochzeitsabend, daß sie in Claasing keinen sie liebenden Mann geheirathet, daß sie einen Herrn bekommen, der in ihr eine Sklavin sehe. Die Roheit, mit der er sie in den Wagen geschoben, die Rücksichtslosigkeit, mit der er ihr selbst verweigert, in ihre Stube zu gehen, sich umzukleiden und das Nöthigste von Kleidern und Nachtzeug (die eigentliche, noch von Anne Marie beschaffte Aussteuer und sonstiges Eigenthum Anna's war längst nach Eckernhausen geschafft) zu sich zu nehmen, schreckten sie, sein nach dem Pferdestalle schmeckendes Fluchen widerte sie an. Vor allem verdroß es sie, daß, nachdem sie seine Umarmung zurückgewiesen, er ruhig die beständige Begleiterin, die Tabackspfeife, aus der Wagentasche nahm, Stahl und Stein und Schwamm benutzend seine Pfeife anzündete, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Das konnte ihm die Neuvermählte nicht verzeihen. Hätte er sie mit Bitten und Flehen, süßen Worten und Schmeicheleien so lange bestürmt, bis ihr gutwilliges Herz vielleicht verziehen hätte, bis

sie geduldet, daß er ihr einen Kuß raubte, daß er sie, die noch immer vor Frost Zitternde, in seinen Armen erwärmt hätte, es wäre wahrscheinlich ein großes Verbrechen erspart worden.

Aber der Jüte, der so oft von Weibern beherrscht war, den Karoline Mathilde mit der Reitpeitsche tractirt, den Juliane zum Mordgenossen gemacht und zu ihrem Sklaven, dem die Gräfin Melusine und andere befohlen, er wollte seiner jungen Frau gegenüber zeigen, daß er Mann, daß er Herr sei, er wollte Zärtlichkeiten von ihrer Seite erzwingen und ertrotzen.

„Sie soll mir schon kommen", dachte er, „sie wird sich schmiegen und nachgeben, ich will doch einmal sehen, ob sie mir nicht zuerst gute Worte geben muß."

So kam man in Eckernhausen an, sich fremder und einander abgewendeter als je.

Das neue Haus auf dem Vollmeierhofe war nach niedersächsischer Art gebaut, einstöckig. Vieh- und Menschenwohnungen unter Einem Dache. Vorn fuhr man durch ein mächtiges Hofthor auf einen großen, durch Dornhecken eingefriedigten, gepflasterten Hof, in dessen Mitte das große sogenannte neue Haus, das nun auch schon vierzehn Jahre alt geworden, mit langer Tenne, auf der zu beiden Seiten die Stallung

für das Rindvieh war, sich befand. Das Haus unterschied sich aber von den alten Vollmeierhäusern im Dorfe doch wesentlich. Diese hatten den Herd am Ende der Diele, da, wo diese von der Tenne in der Regel durch Pflasterung mit kleinen Kieselsteinen geschieden war, und der Herd hatte keinen Schornstein, der Rauch zog oben durch das Strohdach. Hier war eine Küche mit Schornstein angebracht und auf der andern Seite ein zweiter Schornstein, in den die Kamine von drei um denselben herumliegenden Stuben ihren Rauch entleerten. Die Wohnräume unten bestanden aus drei Stuben für die Herrschaft und zwei daranstoßenden Schlafkammern, einer Gesindestube, einer Mädchenkammer mit vier Schlafkojen, einer Reuterkammer gegenüber für die Einquartierung, einem Speise- und Milchkeller, endlich einer Geschirrkammer mit Rademacherwerkstätte. Die Knechte schliefen im Pferdestalle. Der Giebelausbau nach hinten war mit einem Kniestock versehen.

Hier hatte der Schwiegervater, zuerst vielleicht in der Umgegend auf viele Meilen weit, für seine Anne Marie ein Prachtzimmer einrichten wollen, wo sie alle die Porzellan-, Silber- und Goldsachen, die sie im Laufe der Jahre in der gräflichen Familie zum Geschenk erhalten, sowie sämmtliche Möbeln, welche sie

im Schlosse benutzt hatte und die ihr bei ihrer Abreise nachgeschickt waren, zum Beschauen für Vettern und Basen aufstellen könne. Links vom Prachtzimmer war ein kleines Schlafcabinet, in welchem das von Anne Marie eingebrachte Bett stand, rechts an dasselbe schloß sich die Linnenkammer mit einem von der Mutter eingebrachten alten, reich mit Holzschneidereien verzierten eichenen Schranke und einer mit Schnitzereien versehenen sogenannten Lade, in Form etwa eines Sarges, auf der die Hochzeit der Esther und der Tod Haman's dargestellt war, beide von oben bis unten mit Leinwand und Drell angefüllt. Auch waren große Vorräthe von ungebleichtem Garn und feinem Flachs angehäuft, daneben war eine Fremdenstube und Kammer.

Hans Dummeier hielt diese Räume heilig; hatte der Fuß seiner verstorbenen Frau sie nie betreten, so sollte doch auch Katharina's Fuß nie die Schwelle berühren, er hielt die Räume seit länger als vierzehn Jahren streng verschlossen und betrachtete sie als eine der noch immer geliebten Hingeschiedenen geweihte Stätte, die er nie betrat, ohne Reue zu empfinden, selbst wenn dies nur aus dem Grunde geschah, um zu lüften.

Nachdem die Tochter sich verlobt, brachte er den Schlüssel zu diesen Räumen dieser, die dann von

Zeit zu Zeit selbst nach Eckernhausen ging oder fuhr und es sich schon ganz wohnlich in diesen Räumen eingerichtet hatte. Hinter den Wohnräumen war beim Neubau der Eichsünder etwas gelichtet, um einen Blumengarten zu schaffen. Katharina hatte während ihrer Wirthschaft nichts von einem solchen wissen wollen, sie hatte die Rosen- und Nelkenstöcke ausroden lassen und Erbsen, Bohnen, Rüben, Suppenkräuter, Kohl und Salat da gepflanzt. Als aber die Heirath beschlossen war, vermittelte der Bräutigam, daß der gräfliche Gärtner selbst den Blumengarten, so gut das in einem Jahre ging, wieder einrichtete.

Das Gehöft selbst befand sich sonst ringsum in einem Eichsünder, man sah ein benachbartes Haus überall nicht, denn der Weg weiter ins Dorf war gleichfalls auf der andern Seite mit Eichen bestanden, welche dem Nachbar Claus gehörten, und so ging es fort, bis, näher der Kirche, Köthner-, Brinsitzer- und Anbauerstellen ohne Holzung kamen.

Sämmtliche Vollmeierhöfe waren dazumal noch von Eichwaldungen umgeben, von denen heute viele Reste auf dem Grunde des Meeres in allen Himmelszonen der langsamen Vermoderung entgegengehen, andere noch auf dem Meere schwimmen.

Als das junge Ehepaar im Hofe ankam, tönten

ihnen die schrillenden Töne einer Fidel und Clarinette entgegen, nach denen die Dienstboten auf der Tenne tanzten. Der Altvater hatte ihnen zum Auszuge und zu Ehren der Hochzeit der Tochter eine große Tonne Bier und ein kleines Faß mit Branntwein geschenkt und den Tanz erlaubt. Knechte und Mägde von den benachbarten ebenbürtigen Höfen waren eingeladen. Man hatte das junge Ehepaar so früh nicht erwartet, und der Großknecht war ganz außer Stande, den mühsam erlernten Willkommsspruch herzusagen.

Die Hauptthür war mit einer Art Ehrenpforte von grünem Laube, Astern und Sonnenblumen geziert, wovon man freilich bei Abend nichts sah; aber die Stuben, selbst die sogenannte Dönze, waren kalt und frostig. Das Hoch, mit dem das Ehepaar begrüßt wurde, klang in den Ohren der jungen Frau widerlich, sie wand sich mühsam aus ihren Pferdedecken und eilte, nicht blos unter dem Vorwande des Unwohlseins, in die obern Zimmer, wo die Großmagd schnell heizen mußte, und in denen sie sich dann verschloß.

Der Eheherr braute sich ein Glas schwedischen Grog, ein zweites und ein drittes, machte einige derbe Scherze mit den Dirnen von den Nachbarhöfen und

legte sich halbberauscht in der untern Schlafkammer nieder, um bald einzuschlafen.

Anna schlief nicht. Sie lag fiebernd im Bette im Nachtzeuge ihrer Mutter, an die sie seit langen Jahren niemals so lebhaft gedacht als heute. Das Fideln und Tanzen, das Juchherufen und Schreien von der Tenne drang zu ihr hinauf und störte sie auf, wenn sie aus körperlicher Ermattung in den Schlaf gesunken war. Ihr Gewissen, das bisher nichts von sich hatte hören lassen, war wach und nicht zu beruhigen. Sie überblickte zum ersten mal mit Ernst und Scham ihr Leben in der letzten Zeit. War sie nicht ganz aus freien Stücken in die Ehe mit Claasing hineingesprungen? Hatte sie nicht die treue Liebe, die ihr Heinrich Schulz schon von Kindheit an gewidmet, sein treues Herz mit dem guten frommen Blick, schnöde von sich gewiesen? Hatte sie dem Bräutigam der Milchschwester nicht ihre Neigung zugewendet, sich ihm hingegeben, ihm, der auch die Liebe der Filler-Martha nicht verschmäht hatte? Und sie hatte sich auch nur einen Augenblick einbilden können, der Graf liebe sie so, daß er sie heirathen würde? Sie war entehrt durch eigene Schuld.

Am Morgen konnte sie kaum das Bett verlassen, sie fühlte sich krank und schwach, der Kopf that ihr weh,

sie fühlte sich so einsam und verlassen. Ihr Mann war schon früh am Morgen nach Heustedt geritten, Knechte und Mägde waren vom Hofmeier in die gewohnte Beschäftigung getrieben, es stand noch Weizen im Felde, den man wegen der nassen Jahreszeit nicht hatte einscheuern können, und schon drohte es wieder mit Regen. Nur eine Jungmagd war ihr geblieben, mit deren Hülfe sie sich Thee zum Frühstück bereitete. Anna schickte die Jungmagd zum Vater, um ihn zu bitten, zu ihr zu kommen. Allein der Vater hatte noch so viel Interesse für die eigene Aussaat, daß er den Weizen nicht verkommen lassen wollte, er half den Knechten beim Aufladen und Einbringen. Gegen Mittag kam die Großmagd nach Hause, um Buttermilch, Brot, Butter und Speck für eine schnelle Mittagsmahlzeit der Knechte und Mägde zurechtzumachen und zu fragen: was die Frau Obergestütmeisterin zu essen befehle? Ach! der Armen war alle Lust zu essen und zu trinken, ja alle Lebenslust vergangen, sie wünschte nichts lieber als zu sterben.

Der Vater kam erst am Abend, nachdem auch Claasing mit einem gräflichen Wagen und allen Sachen, welche Anna noch im Schlosse ihre eigenen nannte, sich eingefunden hatte. Die Tochter hätte den Vater gern allein gesprochen, um sich ihm, dem sie

eigentlich seit dem Tode ihrer Mutter entfremdet war, wieder näher anzuschließen; sie bedurfte einer Stütze, bedurfte des Trostes; wer war ihr näher als der Vater? Was hätte sie darum gegeben, wenn sie sich an seinem Halse auch nur eine Stunde hätte ausweinen können. Freilich war der Vater ernst und machte ein Gesicht wie das Wetter, denn der Regen war nicht ausgeblieben und eine große Anzahl Hocken stand noch im Felde.

Claasing brachte auf dem Wagen einen sehr großen schwarzen Kasten mit, der in die Wohnstube getragen wurde. Es war das Reisebüffet der Gräfin. Diese schickte der jungen Frau, damit sie in den ersten Tagen der Flitterwochen sich nicht allzu sehr um die Küche bekümmern müsse, Geflügel, junge Hähnchen, Rebhühner und Fasanen, einen Rehziemer, eine Hirschkeule, eine Wildpretpastete, alles auf das beste zubereitet, daneben Torten und Näschereien, Biscuits und Makronen, Chocolade und Thee, mit einem Flaschenkorbe edler Getränke, feurige und süße Weine, des Champagners nicht zu vergessen.

Claasing war hocherfreut über dieses Geschenk, er behauptete, halb verhungert zu sein, und befahl der Frau mehr, als er bat, den Tisch decken zu lassen und für den Vater einen Stuhl zu setzen. Anna gehorchte.

Man setzte sich zu Tisch, und während die Männer aßen wie Leute, die den ganzen Tag im Freien gearbeitet haben, konnte die Neuvermählte kaum einige Bissen Geflügel hinunterbringen, und sie nippte nur von dem Champagner, den ihr Gemahl und der Vater in vollen Zügen tranken.

„Wir wollen heute Nachhochzeit feiern, mein gutes Püppchen", sagte der Gestütmeister, und wollte mit Anna anstoßen.

„Ich habe weder Hochzeit gehalten, noch werde ich Nachhochzeit feiern", erwiderte diese, „ich bin krank und werde mich nach oben zurückziehen; ich wünsche gesegnete Mahlzeit", und damit ging sie nach oben und schloß sich ein.

So war der Augenblick, wo sich Vater und Tochter ans Herz sinken, ihr gegenseitiges Herzeleid klagen und beieinander Trost finden konnten, vorüber, unwiederbringlich. Der Vater verstand die Tochter nicht, er hielt sie für eine verzärtelte Stadtdame, die selbst nicht wisse, was sie wolle, und redete dem Schwiegersohne zu, sie Mores zu lehren. Die Tochter wußte nicht, was den Vater drücke, daß er seit Jahren unglücklich war, wußte nicht, daß er, solange er in dem Leibzuchthause zubrachte, seit etwa vierzehn Tagen, noch keine ruhige und glückliche Stunde gehabt hatte.

Sich auf den Altentheil setzen, ist ganz gut für geistig- oder körperlich schwache Personen, für Bauern, die den ganzen Tag auf der Bank neben dem Ofen sitzen können, die sich der Wärme freuen und Regen, Wind und Frost da draußen fürchten, die wenig denken oder nur ans Essen denken. Aber Dummeier war ein kräftiger Mann, obgleich ein Sechziger. Er war Winter wie Sommer mit den Knechten um vier Uhr morgens aufgestanden, hatte so lange gedroschen, bis Pferde und Kühe abgefüttert waren, dann hatte er nach den Pferden gesehen, ging in die Geschirrkammer. Im Sommer, Frühjahr und Herbst beaufsichtigte er im Felde das Thun und Lassen der Knechte und legte, wo es erforderlich war, selbst mit Hand an. Er war nie ein Ofenhocker. Machte Katharina zu viel Lärm, hatte sie ihr böses Schauer, — und sie hatte es oft, — prügelte sie ihren Jochen, den jetzt vierzehnjährigen, oder zankte sie sich mit den Mägden, dann sattelte er sich seinen Fuchs und ritt nach Heustedt, um in Gesellschaft immer durstiger Gesellen im Schwarzen Bären seinen Aerger zu vertrinken.

Auch Katharina wirthschaftete von früh des Morgens bis spät am Abend tüchtig, ihr Molkenwesen war berühmt, ihre Butter und ihr Käse von den Herrschaften in Heustedt gesucht und immer um einen Marien-

groschen theuerer verkauft als die von andern Höfen. Es gehörte schon eine kräftige Dirne dazu, um dreimal in der Woche, den schweren Korb mit Butter auf dem Kopfe, nach Heustedt zu der Kundschaft zu wandern. Aber da alles, was die Milchwirthschaft abwarf, in ihre Hände fiel, hatte sie sich schon ein hübsches Sümmchen zurückgelegt, das, in Strümpfen geborgen, im Keller versteckt lag.

Diese beiden Leute sollten nun auf dem Altentheile sitzen, auf der Ofenbank herumlungern, nichts mehr zu beherrschen und zu befehlen haben als eine Jungmagd, nur zwei Kühe im Stalle haben und einige Schweine, statt der frühern zwanzig Kühe und mehr. Sie hatten außer dem Graslande zwar einige Himtsaat Gartenland bei der Stelle und einige Morgen Ackerland, aber wer aus dem Vollen und in das Volle zu wirthschaften gewohnt war, fühlt sich in kleinern Verhältnissen immer unglücklich.

Der Altentheiler konnte sich noch helfen, er machte sich dem Schwiegersohne nützlich und war von den Knechten gern gesehen. Da er sich den Gebrauch eines Pferdes jederzeit reservirt, trabte er mit Claasing nach Kirnberg, besah das Gestüt, oder ritt mit ihm zu den Weiden nach Heustedt, und dann kehrte man bei der

jungen freundlichen Bärenwirthin ein und setzte abends bei dem Schwiegersohne das Grogtrinken fort.

Katharine setzte keinen Schritt auf den Hof, den, wie sie sagte, der dänische Spitzbube und Räuber ihrem Sohne, dem rechtmäßigen Anerben, gestohlen habe. Anders als Spitzbube und Räuber benannte sie jenen nicht, und ihren Mann nannte sie den Compagnon und Gehülfen des Räubers, welcher sein eigenes Kind, seinen rechtmäßigen Erben beraubt habe. Im Hause hatte Hans keinen Augenblick Ruhe und Frieden, vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde ein und dasselbe Thema variirt. Aber der Rabenvater, so drohte die Zankende nicht selten, soll nur erst die Augen zugedrückt haben, dann will ich dem dänischen Halunken schon zeigen, was hoyaisches Anerbenrecht ist.

Niemand als ihrem Sohne komme der Hof zu, erzählte sie jedem, der es hören wollte, denn der „Afkat“ habe ihr das Gesetz aus einem dicken Buche vorgelesen und das besage: „So ordnen und wollen wir, daß, wenn künftig ein Colonus in dem Hofe versterben oder sonst der Wirthschaft abthun, oder mehrere Kinder nachlassen oder haben würde, sodann die Söhne vor den Töchtern den Vorzug haben sollen, solchergestalt, daß allemal der älteste, wenn er dazu tüchtig und dem Hofe nützlich vorstehen kann, zum Wirthe genommen und ihm

der Hof eingethan werden soll.“ Das habe der Herzog Georg Wilhelm zu Celle angeordnet im Jahre 1702 und sein Nachfolger als König von England bestätigt 1720. Sie habe es schwarz auf weiß bei sich, der Advocat hätte es ihr abschreiben lassen müssen aus den lüneburgischen Constitutionen.

Nun wollte das Schicksal, wie wir aus Goethe's Tagebuch über die Campagne von 1792 wissen, daß es regnete im Juli und August, September, October und November. Der Landmann konnte sein Korn nicht hereinbringen, das Nachgras verfaulte, die Kartoffeln mußten aus Dreck und Schlamm aufgesucht werden, das Vieh mußte von den Weiden weg in die Ställe getrieben werden, weil es draußen erkrankte. Die Menschen waren auf ihre Häuser angewiesen, man heizte schon im August, aber der Torf war naß, die Oefen rauchten, der Wind schlug die dicken Regentropfen gegen die schmuzigen Fensterscheiben. In solchem Wetter nun wochenlang mit einem bösen, zankenden Weibe in den vier Wänden zu sitzen, das hielt der Leibzüchter nicht aus. Er ließ eines Morgens, gegen Ende October, sein Pferd satteln, sagte seiner Frau, daß er seine Freundschaft im Amte Nienburg und Stolzenau besuchen wollte, und ritt auf den Hof, um von Schwiegersohn und Tochter Abschied zu nehmen.

Die arme junge Frau, sie saß so einsam in ihrer Putzstube, sie, die gewohnt war, eine Gräfin als theilnehmende liebe Milchschwester vom Morgen bis zur Nacht um sich zu haben, die eine Schar von Zofen und Bedienten umschwärmt hatte, die es liebte, den ganzen Tag zu spaßen, zu necken und geneckt zu werden, sie war allein; sie, die von allen bisher geliebte, hier ungeliebt. Nichts interessirte sie, weder die schönen Hochzeitsgeschenke, noch die schönen Kleider, noch die Leinen- und Drellvorräthe der Mutter, sie wollte nicht einmal lesen. Als Geschenk von Heinrich hatte sie einst zum Geburtstage eine ganze Reihe jener kleinen „Göttinger Musen-Almanache" erhalten, die trotz ihres Duodezformats den Anfang einer neuen Literaturperiode schafften; sie hatte von ihm auch Gellert's „Gedichte", Klopstock's „Messiade" und Voß' „Luise" erhalten. Karl hatte ihr zu Geburtstagen „Cabale und Liebe", „Don Carlos", Goethe's „Iphigenie" geschenkt und zur Hochzeit von Hannover her „Die unsichtbare Loge" von Jean Paul, ein ganz neues Buch, geschickt. Sie versuchte darin zu lesen, allein ihre Stimmung, das Wetter, die Umgebung des einsamen Eichsünders paßten so wenig zu der Stimmung des Buches, daß sie es beiseitelegte. Das Einzige, was sie einigermaßen

beruhigte, war, wenn sie ihrer Harfe weiche Accorde entlocken und dazu recht herzlich weinen konnte.

So kam der November, das junge Ehepaar war sich noch keinen Schritt näher getreten, vielmehr eher entfremdet. Der Obergestütmeister fand reiche Beschäftigung mit dem Gestüt. Auch die Pferde und Füllen fingen an, auf den Weiden, auf denen sie sonst bis November bei Tag wie bei Nacht blieben, zu erkranken; es war eine Art bösartiger Druse unter ihnen ausgebrochen und sie mußten in die Ställe und separirt werden. Das Nachgras war zum Theil gänzlich verloren gegangen, zum Theil schlecht eingekommen. Der Thierazt von Heustedt war täglich in Kirnberg und manches schöne Füllen, manch prächtige Stute erlag der Seuche. Wenn das Fluchen etwas hätte helfen können, so wäre der Sache leicht abgeholfen gewesen, denn der Jüte fluchte den ganzen Tag, wenn er nicht etwa beim Glase Wein oder Grog saß, aber auch dann kam es vor.

Ende October, als in Heustedt der Herrenclub das erste Casino mit einem Balle eröffnete, war selbstverständlich an das junge Ehepaar eine Einladung ergangen. Anna sagte, ihr sei nicht „ballig“ zu Muthe; auch der Mann blieb nun zu Hause, nicht ohne innern Unwillen, daß ihm die Gelegenheit ent=

zogen wurde, seinen Engel, wie er Anna in Heustedt zu nennen pflegte, zu präsentiren, wie er ein geschultes Pferd Kennern producirt haben würde im Circus, wie auf dem Markte.

Es kam der 10. November, da aß man im Herrenclub herkömmlich eine Martinsgans und machte vorher ein kleines, nach Tisch in der Regel ein großes, d. h. ein reines Hazardspiel, Faro, oder Landsknecht oder Lüttje elf. Dabei fehlte denn der Obergestütmeister nie; denn hatte er zwar von seiner Spielleidenschaft als Spieler gelassen, so war das Bankauflegen mit seinem nothwendigen Gewinn erst recht seine Sache geworden. So eilte derselbe auch heute zum Rathskeller. Ehe wir jedoch erzählen, was sich an diesem Tage ereignete, müssen wir auf einige Tage vor der Hochzeit des Doppelpaares zurückblicken.

Wir erinnern uns, daß Graf Otto von Schlottheim eines Abends in der Tracht eines Fillerknechts mit der schwarzen Marthe zu unterhandeln suchte; sie hatte darauf gedrungen, daß ihr Schatz sie heirathe; er kehrte sehr misvergnügt nach Haus, nachdem er in einer jüdischen Kneipe in Klein-Paris, in der er ein Zimmer gemiethet, sich umgekleidtt hatte. Verdrießlich und misgestimmt suchte er nach Genossen zu einer attischen Nacht. Im Rathskeller fand er noch den stutzerhaften

Deichgräfen Lübrecht, den jungen Motz, der den Beinamen „der Freche“ führte, die beiden Studiosen von Vogelsang und von Bardenfleth beim Billardspiel. Der Graf lud sie zu einem Glase Wein ein und hieß die Frau Krummeier vom Besten heraufzuholen. Man trank sich vor, man stürzte sich in Gemäßheit des Biercomments, man brüllte schmuzige Studentenlieder, man erzählte schlüpfrige Anekdoten und kam dann auf eigene Liebesgeschichten zu sprechen. Jeder gab seinen Theil ohne Rückhalt zum besten, ob Wahrheit, ob Dichtung oder nur ausgeschmückt, kam auf die Charaktere an. Der junge Bardenfleth äußerte einmal, er wolle er wisse nicht was darum geben, wenn er einmal die reizende Milchschwester der Braut des Grafen umarmen könne.

„Wenn Sie gescheit sind und bis nach der Hochzeit warten, so wird sich das wol machen“, meinte dieser leichtfertig.

„Sie trauen mir doch nicht zu“, fuhr er fort, „daß ich einen so delicaten Bissen einem so alten Sünder, wie dem Obergestütmeister, vorsetzen lasse, ohne ihn gekostet zu haben?“ Und er lachte unbändig.

„Die junge Dame hat viel Temperament, und ihr Zukünftiger viel geliebt und gelebt. Bliebe ich hier, so bliebe sie mir, aber ich gönne guten Freunden

auch etwas, trinken Sie mit mir auf die Götteraugenblicke, die ich in ihren Armen genossen!"

Man trank und lachte; der Stutzer, der es nicht dulden konnte, daß andere etwas vor ihm voraushatten, machte eine vieldeutige Bemerkung: „Wenn ich sprechen wollte, so könnte ich euch etwas erzählen, ich erinnere mich aber des Liedes:

Es waren mal drei Gesellen,
Die thaten sich was verzellen u. s. w.

und namentlich des Verses:

Da war auch einer drunter,
Der nichts verschweigen kunnte,

und des Schlusses:

So geh nun wieder hin,
Wo du gewesen hast,
Und binde deinen Gaul
An einen andern Ast."

Das war ein altes Volkslied, man konnte dabei viel Böses denken, es lag namentlich der Gedanke nahe, daß Anna auch Adonis Lübrecht ihre Gunst geschenkt. So deutete wenigstens der junge Motz der Rede Sinn, und doch hatte der Deichgräfe Anna bei seiner Schiffahrt nach Hengstenberg zum ersten und letzten mal gesprochen. So war der gute Ruf einer jungen Frau noch vor ihrer Hochzeit auf immer untergraben, und am Hochzeitstage sprach man im Kreise

der jungen Leute davon, daß der Ehemann dem Schicksale des Aktäon nicht entfliehen werde.

Viele regnerische Wochen gingen hinweg seit dieser attischen Nacht. Am 10. November wurde im Herrenclub gut gegessen und getrunken, die ältern soliden Leute zogen sich nach dem Essen in das Clubzimmer zurück, um ihre Partie Whist oder L'Hombre fortzusetzen; die jüngern, die Trinker und Spieler blieben im Speisesaale, wo die erstern sich um die Flaschen setzten, letztere um einen großen runden Tisch, vor welchem Claasing saß und Karten mischte.

In der Mitte von vier Lichtern lagen noch sechs unangebrochene neue Kartenspiele und ein großer Haufen älterer und neuerer Zweidrittel- und Zwölfmarien-Groschenstücke, wie aufgestapelte einfache und doppelte Louisdor; der Kellner präsentirte den Spielenden alte Karten mit vielen Biegungen und Knicken, von unglücklich abgeschlagenen sixlevas und septlevas herrührend, und bald erscholl das eintönige „roi, dame, dix" u. s. w.

Die Bank war glücklich, der Silberhaufen mehrte sich zusehends, es spielten sämmtliche Spieler mit Verlust, aber im größten Unglücke saß Motz, ihm wurde jede Karte abgeschlagen, und Pique-Dame verlor vier-

mal hintereinander. Das Silbergeld des jungen Amtschreibers war zu Ende.

„Attention“, unterbrach Motz den Bankhalter, „einen Augenblick, noch viel taille?“

„Ueber ein halb“, erwiderte dieser.

„Louis! He! Oberkellner! Frau Krummeier soll mir 100 Gulden borgen“, und ein anderes Spiel ergreifend, suchte er Coeur-Dame, warf die Pique-Dame mit einem Schimpfworte, das man in guter Gesellschaft nicht hört, zu Boden, suchte aus dem schlaffen Geldbeutel einen in Papier gewickelten Doppellouisdor, einen wirklichen Mutterpfennig, den er erst gestern erhalten, und sagte, das Geld auf die Coeur-Dame setzend: „Versuchen wir es mit der Herzensdame, sie sieht dem schönen Weibe unsers Bankhalters, der süßen Anna, so ähnlich, daß ich glaube, er wird sie aus Liebe zu der vielgeliebten und liebebedürftigen nicht schlagen!“

Der Bankhalter warf dem Sprechenden einen drohenden Blick zu und fing an abzuschlagen. „Dame, l'as.“

„Verdammt! Wer den Weibern traut, hat auf Sand gebaut, sie sind alle —“, sagte der Freche und schob den Doppellouisdor heftig in den Goldhaufen des Bankhalters.

Dieser zog die Brauen finster zusammen und sah den Sprechenden einen Augenblick starr an; er wurde kreideweiß im Gesicht. Inzwischen brachte der Kellner von der Frau Krummeier 70 Zweidrittel und bestellte ein Compliment von der Wirthin, und das wäre alles Geld, was sie hätte.

Der erregte Spieler nahm eine Hand voll Kassengulden und setzte sie ungezählt auf die Coeur-Dame, indem er sagte: „Will doch einmal sehen, ob sie mich nicht auch so freundlich anlächelt als den Grafen Schlottheim schon vor der Hochzeit!"

Claasing wurde jetzt feuerroth; wer auf seine Hände gesehen hätte, der würde gesehen haben, daß sie zitterten, er schlug ab: „Dame, valet."

„Verdammtes Mensch!" schrie Motz und sprang vom Tische auf, wendete sich zu den Trinkenden am andern Ende des Saals und fragte dort laut: „Wie war es doch, lieber Lübrecht, was erzählte doch Graf Schlottheim von der Rose, die er nicht unaufgeküßt den Händen des schuftigen Buben überliefern wollte? Ja, diese Grafen und Herren üben noch das Jus primae noctis, und die Buben haben das Nachsehen."

Lübrecht schenkte dem Tobenden ein Glas Wein ein und sang, mit dem Finger drohend:

„Da war auch einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte.

Laß gut sein, Motz, stoß an, Unglück im Spiel, Glück in der Liebe; die Bewußte, sie lebe hoch! Hoch! Abermals hoch!" und Motz stieß an, daß das Glas zersprang.

„Trinken Sie lieber ein Glas Brausepulver", sagte der Apotheker, ein alter Mann mit rother Nase, der das Präsidium am Tische führte und immer der letzte war, der aufbrach.

„Nein, ich will weiter spielen", sagte Motz, „ich will mein Glück dem Valet anvertrauen, Buben und Schurken haben immer Glück"; so eilte er zum Spieltische zurück und schob den Rest seines Geldes, es mochten etwas mehr als 50 Zweidrittel sein, auf den Buben, sagte zu dem an den Spieltisch herangetretenen Deichgräfen, er möge, wenn der Bube gewinne, immer auf vollen Gewinst weiter biegen, er wolle ins Clubzimmer gehen, sich eine Pfeife holen und stopfen. Er ging. Die Taille hatte eben begonnen, jetzt sagte der Bankhalter mit zitternden Händen und tonloser Stimme: „roi, valet."

Der Stellvertreter nahm den Platz seines Vorgängers und bog in den Buben ein Ohr, nach einigen Abzügen, die dem Bankhalter Gewinn von andern

Spielenden brachten, erscholl es wieder: „deux, valet“; das zweite Ohr ward gebogen, dann kam schnell hintereinander der Bube noch dreimal als Gewinner. Die übrigen Spieler starrten über dieses enorme Glück, und einer der Vorsichtigen, der sich an das Sprichwort hielt: „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht“, und glaubte, er müsse Motz rathen, seinen sichern Gewinn, der den frühern Verlust reichlich deckte, einzuziehen, bat den Bankhalter, einen Augenblick innezuhalten, damit er Motz frage, ob er einziehen wolle.

Claasing hatte das Gefühl, daß er verlieren müsse, er hätte gern die Karten, die er noch in der Hand hatte, einmal durchgestochen, aber aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Motz, im Nebenzimmer beim Stopfen seiner Pfeife beschäftigt, fuhr den Dienstfertigen an: „Was, fort, weiter gebogen, bis in die aschgraue Pechhütte, ich will den Schurken sprengen.“

Und so kam es. Die dreimal, welche der Bube noch in der Taille war, fielen gegen den Bankier, und merkwürdigerweise war in allen Fällen die Dame die für den Bankhalter fallende Karte.

Als der letzte Gewinn kam, hatten sämmtliche Spieler schon zu setzen aufgehört, alles war gespannt

auf den Abzug. Der Gewinner trat rauchend in den Saal, als es hieß: „dame, valet.“ Claasing sprach das mit beinahe tonloser Stimme.

„Zähle das Geld vor dem Buben, lieber Lübrecht“, sagte Motz sehr ruhig. Es waren 55 Gulden; der Supernumerär-Amtsschreiber ohne Gehalt hatte 3520 Gulden gewonnen. Man zählte die Bank aus, sie reichte nicht hin.

„Ich werde den fehlenden Rest von der Krummeier heraufholen“, sagte der Bankhalter; „sie wird für mich noch Geld haben, wenn sie auch früher keins für Sie hatte.“

„Thun Sie, was Sie wollen, übrigens haben Sie bis morgen Credit bei mir. He, Kellner! Hier die 70 Gulden für Madame, da etwas für dich, und nun bringe mir 'einen leinenen Geldbeutel, um das Silber zu fassen, und ein Dutzend Champagner“, sagte der glückliche Spieler, während er das Gold in die eigene leere Börse schob und die Westentasche damit füllte.

„Meine Herren, Sie sind meine Gäste, aber wir müssen den Dänen, der uns so oft ausgezogen, weidlich ärgern, wir müssen ihn fühlen lassen, daß wir alle wissen, was an seiner Frau ist; du, Lübrecht, fragst

mich, nachdem ich ihm eingeheizt, woher die Redensart kommt, jemand Hörner aufsetzen!"

Der Obergestütmeister kam zurück und zählte das Geld auf. „Sie werden doch ein Glas Schaum mit uns trinken?" sagte der Gewinner und bat den Zahlenden, an der Tafel Platz zu nehmen; dieser dankte, er müsse noch nach Eckernhausen und es sei eine stürmische Nacht; allein da einer aus der Gesellschaft hinwarf, man könne es dem Bankhalter nicht verdenken, daß er sich nicht von seinem eigenen Gelde tractiren lassen wolle, blieb er. Die Flaschen waren entkorkt, Claasing schüttete einige Gläser Champagner hinunter, Motz schlürfte nur den Schaum ab und goß den Wein selbst zur Erde.

„Wissen Sie, Herr Obergestütmeister", sagte er dann, „daß Sie uns sämmtlich tief gekränkt und bitter böse gemacht haben? Alle unsere jungen Männer hatten sich gefreut, Ihre schöne Frau auf dem Casinoball zu sehen, um ihr die Huldigungen der ganzen heustedter Jugend zu Füßen zu legen, und Sie böser Mann lassen das arme Weibchen in dem düstern Eckernhausen? Geben Sie uns Rechenschaft, weshalb das geschah!"

„Weshalb das geschah?" lachte Lübrecht, „weißt du nicht, daß der Herr, der in Weibersachen Erfahrung hat, eifersüchtiger ist wie der Mohr von Venedig?"

„Eifersüchtig?“ rief Motz, „auf wen? Graf Schlottheim ist ja nicht hier, er ist krank. Frau Gemahlin ist doch nicht auch krank?“

So ging es eine Zeit lang fort. Claasing nahm sich zusammen, er hätte aufspringen und seinen Gegner erdolchen mögen. Aber er mußte ruhig bleiben; er durfte sich nicht merken lassen, daß er der dunkeln Rede Sinn verstände; sobald er verstand, war die Beleidigung tödlich. Er reimte das beim Spiel von Motz Gesagte mit dem, was jetzt gesprochen wurde, jetzt zusammen. Sollte es möglich sein, sollte seine Anna, die ihm bisjetzt noch jeden Kuß versagt, von dem Grafen verführt sein? Dem Wüstling Otto war alles zuzutrauen, aber auch der unschuldigen Frau?

Er nahm sich noch mehr zusammen und sagte entschuldigend, seine Frau sei ernstlich unwohl. Einige Späße über das so frühe Unwohlsein der jungen Frau folgten und es trat jetzt eine von den Pausen im Gespräche ein, von denen man sagt, ein Engel fliege durchs Zimmer. Es mußte aber ein gefallener Engel sein, der durch den Saal flog.

„Woher kommt denn eigentlich die Redensart, jemand Hörner aufsetzen?“ unterbrach Lübrecht die Stille.

„Es war einmal ein König“, sagte Motz, „der hatte einen Förster im einsamen Walde, und der hatte

eine schöne Frau. Der König ritt oft in den Wald, und merkwürdig war es, daß er es immer so traf, daß sein Förster nicht zu Hause war. Als nach einem Jahre die Försterin einen Knaben gebar, da machte er den Förster zum Oberförster und ließ dem zu Ehren das Geweih eines Sechzehnenders über der Thür der Försterei anschlagen, was für eine Ehrenauszeichnung galt. Bei Hofe sagte man aber einfacher, der König habe dem Förster Hörner aufgesetzt."

„Schlecht erklärt!" sagte der Deichgräfe, „es sind die Hörner des Mondes, welche schon die Götter kannten; Gottvater Jupiter wußte als Goldregen, Stier und Schwan Hörner zu setzen, wie jedermann bekannt sein sollte, der lateinische Schulen besucht, was zwar nicht jedermann gethan. Sie, lieber Obergestütmeister, haben uns, als sie noch unverheirathet waren, manches erzählt, was darauf schließen läßt, daß Sie in der königlichen Kunst zu lieben auch wohl erfahren sind, und das Gerücht sagt sogar, Sie hätten sich so hoch verstiegen, selbst einem gekrönten Haupte die Zierden des Endymion zu sonstigen hinzuzufügen. Wissen Sie auch, wie einem solchen Gekrönten wol zu Muthe ist? Und haben Sie Männer gekannt, die den Stirnschmuck schon trugen vor der Hochzeit?"

„Nein", erwiderte dieser, dem die Stirnader an=

schwoll, kurz und barsch und stand auf. „Ich aber kenne ein solches Menschenkind“, sagte Motz; „meine Herren, lassen Sie uns die Gläser füllen und das Wohl der Gehörnten trinken!“

Der Obergestütmeister, der fühlte, man stichele auf ihn, stürzte aus dem Saal in den Stall, sattelte selbst sein Pferd und jagte, vor Wuth schnaubend und tausend Flüche in die Nacht schleudernd, von dannen.

Anna schlief mit beängstigenden Träumen. Sie war Desdemona, und ihr Mann stand als Mohr vor ihrem Bette, sie zu erdolchen. Da weckte sie ein lautes Gerufe vom Hofthor her; der Gemahl begehrte mit Fluchen und Schelten, daß das Hofthor geöffnet werde. Ein schlaftrunkener Knecht mit einer trüben Laterne öffnete. Claasing stieg von dem schweißtriefenden Hengst und warf dem Knecht die Zügel zu mit dem Befehle, das Pferd ordentlich abzureiben. Die Kleinmagd, welche den Herrn erwartete, öffnete die Hausthür, setzte dem Herrn das Licht in die Dönze und ging in die Mägdekammer, sich in ihre Koje zu legen. Dieser kleidete sich um, denn trotz des greulichen Wetters war er in Schweiß gebadet. Aerger über den ungewohnten Spielverlust, Wuth über die erlittene Verhöhnung, Rachegedanken gegen das Weib, welches ihn verrathen und der öffentlichen Verhöhnung preisgegeben,

kochten in seiner Brust, er ging hinauf zu dem Zimmer seiner Frau. Dieses war verschlossen; ein Tritt, und die Krampen der Thür wichen der Gewalt. Die Jungmagd war wieder aufgestanden; sie wollte sehen, woher der Lärm stamme, ob eine Kuh sich losgerissen, oder was sonst passirt sei. Sie hörte den Hausherrn im Zimmer der jungen Frau heftig reden, sie verstand nicht was, und ging wieder zu Bett. Bald darauf hörte sie etwas hämmern und die obere Thür zuschlagen; der junge Ehemann ging zu ihrer Verwunderung wieder die Treppe hinab in die Dönze.

Am andern Morgen fand man Anna als Leiche im Bette, ein Schlagfluß mußte sie getödtet haben. Der herbeigerufene Arzt fand keine Verletzung an dem Körper, aber auch keinen Grund für einen Erstickungstod; Rettung war unmöglich.

Ein reitender Bote ward die Weser hinaufgeschickt, um Hans Dummeier, der bei einem Vetter in Leseringen weilte, von dem plötzlichen Tode seiner Tochter zu benachrichtigen. Der Bote kam zurück, aber ohne Hans Dummeier; dieser hatte sich, um auf dem linken Weserufer schneller nach Eckernhausen zu gelangen, bei Leseringen übersetzen lassen wollen, und da der Fährmann nicht gleich zur Hand war, dieses selbst zu thun beschlossen. Die Weser war infolge des andauernden

Regens hoch angeschwollen, der Strom übermächtig; das Pferd wurde unruhig. Der Alte glaubte, mit der einen Hand allein die Fähre vor der Leine halten zu können, während er mit der andern Hand den Zügel des Pferdes hielt, allein der Strom hatte mehr Kraft, er ward abgeschleudert, die Fähre stieß gegen einen Haken, warf um und Roß und Reiter ertranken.

---

## Drittes Kapitel.

---

### Olmütz.

Bollmann kam Anfang September nach Rheinsberg, wo der Bruder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich, seinen Hof hielt. Es war ein halbes Jahrhundert und länger vergangen, seitdem Friedrich, umgeben von französischen Gelehrten, hier als Kronprinz gelebt, geliebt und gedacht hatte, er, der Repräsentant der Neuzeit, der mehr denn einer die Baue des Mittelalters zertrümmerte und mittelalterlichen Schutt hinwegräumte. Daß ein titelloser Bürgerlicher, ein Doctor der Arzneiwissenschaft, schlechthin am prinzlichen Hofe so aufgenommen war, wie es mit Bollmann geschah, lieferte den Beweis, daß hier ein Geist wie Friedrich vorgearbeitet. Kaum hatte Bollmann seine Empfehlungsbriefe abgegeben, als er zu einer Audienz beschieden war, eine Einladung zur Oper und abends zum Thee beim Prinzen erhielt. Der persönliche Eindruck, den Bollmann durch seine Erzählungen von Paris und

London auf den Prinzen machte, war für ihn wie für seine Mission der günstigste. Die Denkschrift Lally-Tolendal's überzeugte den Prinzen von der völkerrechtswidrigen Verhaftung Lafayette's, wie Bollmann's Rede davon, daß dieselbe mindestens eine ganz unpolitische sei und daß Hunderte von Gründen für Freigebung sprächen.

Alle die Dinge, die man nicht schreiben, wohl aber gewandt in der Rede ausdrücken konnte, wurden von dem Abgesandten Tolendal's hervorgehoben, um den politischen Motiven einer Freigebung aus Magdeburg die gehörige Folie zu geben. Der Inhalt jener der Denkschrift Tolendal's beigefügten Originalcorrespondenz zwischen Lafayette und Ludwig XVI. aus den Monaten Juli und August des vorigen Jahres ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nicht die Royalisten, sondern viel eher die Demokraten Ursache hatten, Lafayette's Gefangennehmung gutzuheißen, aber diese Originalcorrespondenz gerade (durch Forster's Schuld zu früh veröffentlicht) mußte den damaligen Gewalthabern Frankreichs verborgen bleiben, da sie neben Lafayette auch andere compromittirte.

Prinz Heinrich versprach, sich bei dem Könige eifrig für die Freilassung des Gefangenen zu bemühen, und gab Bollmann Empfehlungsbriefe ins Lager. Dieser

war Anfang October dahin unterwegs und schon in Frankfurt angekommen, als ihm mit Kurierpferden der König begegnete, dem plötzlich der Gedanke gekommen war, er müsse nach Polen gehen, um die Gemüther der neuen Unterthanen zu gewinnen.

Bollmann wartete die Rückkehr des Königs nach Berlin in Hamburg ab, wo er in den Familien Sieveking und Reimarus herzliche Aufnahme fand, dort eingeführt durch den Kapellmeister Reichardt, den er von Strasburg her kannte. Er wurde durch diesen Kreis wieder mehr demokratischen Ansichten und Grundsätzen zugeführt. Sein Umgang mit der zweiten Emigration in London, der Geistesaristokratie, die sich um die Staël sammelte, die hier gewonnene Einsicht in das Intriguenspiel der Revolution, in die Jagd um die Macht, der Eigennutz, den er fand, wo er Größe erwartete, seine Verhandlungen mit englischen Staatsmännern hatten nicht wenig dazu beigetragen, die Schärfe seiner demokratischen Grundsätze abzustumpfen, dazu kamen nun noch Briefe voll Klagen und Jammer, die er von seinem Freunde in Paris erhielt, welcher hier von seinem Enthusiasmus für die Französische Revolution durch die Greuel, die er unter seinen Augen sah, bald zurückgekommen war. Forster klagte, daß Egoismus da sein Spiel treibe, wo er reine Auf-

opferung zu finden gehofft, und daß Uneigennützigkeit, Freiheit, Gleichheit bloße Worte, Kinderklappern seien, um die Menge zu bethören, daß die ganze große Nation sich vielmehr nur in Betrüger und Betrogene theilte. Das alles hatte Bollmann zu einem Aristokraten gemacht.

Hier in der Republik Hamburg war es die liebenswürdige und geistreiche Tochter Reimarus', die Schwägerin Sieveking's, eine Republikanerin mit Leib und Seele, die ihn der Demokratie wiedergewann. Bollmann betrachtete seit diesem sechswöchigen Aufenthalte in Hamburg die Gegenwart nur als ein Thor, durch welches die Menschheit aus finsterer Vergangenheit in eine helle Zukunft gelange. Er eignete sich den damals wie heute vielfach gehörten Spruch an, daß Freiheit nur durch Despotismus begründet werden könne, obgleich es eine ewige Wahrheit ist und bleibt, daß aus Bösem nichts Gutes, aus Gewalt keine Freiheit, aus Unrecht an sich kein Recht entstehen kann.

Friedrich Wilhelm II., als er von der Lally-Tolendal'schen Denkschrift durch seinen Onkel Kunde erhalten hatte, erklärte, er wolle nicht, daß die Gehässigkeit der Gefangenschaft Lafayette's länger auf ihm ruhe, allein Bollmann's diplomatische Mission war doch gescheitert. Oesterreich hatte Lafayette reclamirt, weil er zuerst

österreichischen Vorposten sich übergeben, und er saß nicht mehr in Magdeburg, sondern war nach Olmütz geschleppt, und auf die österreichischen Staatsmänner diplomatisch einzuwirken, das hielt man selbst in England, wohin Bollmann zurückkehrte, für unmöglich. Aber dieser ließ ein Ziel, das er verfolgte, so leicht nicht aus den Augen; er entwarf einen Plan, Lafayette aus Olmütz mit Gewalt zu befreien. Die Freunde Lafayette's in Frankreich und England, vor allen der amerikanische Gesandte in London, billigten den kühnen Plan und versahen Bollmann mit allen Mitteln, Pässen, Wechseln, Empfehlungsschreiben. Erich Justus ging im Sommer 1794 als reisender Naturforscher nach Schlesien, er machte dort Bekanntschaften und schloß Freundschaften, er besuchte die Bergwerke von Tarnowitz und begab sich dann über Ratibor nach Olmütz.

Olmütz galt für eine Festung ersten Ranges, Sternberg hatte hier 1241 die Ungarn geschlagen, und vor sechsunddreißig Jahren hatte Friedrich der Große nach siebenwöchentlicher Belagerung, ärmer durch die von Laudon bei Domstadt weggenommenen Geld- und Munitionswagen, mit leerer Hand abziehen müssen.

In Olmütz verwahrte Oesterreich damals seine Staatsgefangenen, und aus Olmütz zu entkommen galt

für unmöglich, denn diese Festung hatte, da sie in einem Thale lag, ihre Außenwerke über eine Stunde außerhalb der Wälle erstreckt. Unser unternehmender Hoyaer hatte die Pläne von Olmütz schon in England studirt und abgezeichnet, danach seinen Entwurf gemacht, der einfach darin bestand, die Oesterreicher sollten den Gefangenen selbst durch alle diese Festungswerke ins Freie bringen, dort wollte er für das Weitere sorgen.

Justus Erich brachte aus England, aus Breslau, aus Ratibor und Wien Empfehlungen mit an die angesehensten Aerzte in Olmütz, unter denen er bald auch den herausfand, der die im Jesuitencollegium bewachten Franzosen behandelte. Nach eingeleiteter Bekanntschaft vermittelte dieser Arzt, eines physiologischen Experiments wegen, ein Blatt Papier, das Bollmann aus seinem Tagebuche riß und mit einem englischen Verse beschrieb, an die Nummer des Gefangenen, die man für Lafayette hielt. Das weiße Blatt war aber schon vorher mit symbolischer Tinte beschrieben. Der Versuch glückte, das Blatt kam an seine namenlose Adresse, denn die Gefangenen in Olmütz hörten auf, Namen zu führen, sie waren nur Nummern. Lafayette wußte außer dem Verse aber auch den auf das Papier geschriebenen Rettungsplan zu lesen und

gab durch eine allgemein gehaltene Antwort sein Verständniß zu erkennen, wie er sich später zu seinen Antworten des Citronensaftes bediente.

Bollmann's Plan erforderte längere Vorbereitung von seiten Lafayette's, es genügte vorderhand, daß mit diesem die Möglichkeit einer Verständigung angeknüpft war; er reiste nach Wien, um hier das Nähere abzuwarten und sich einen Genossen zu suchen. Diesen fand er bald in einem jungen Amerikaner aus Südamerika, Huger, einem Jünglinge voll Eifer und Muth, einem glühenden Anhänger Lafayette's.

Bollmann, der seinem Glücksstern traute, hatte an einem und demselben Tage eine doppelte Bekanntschaft gemacht, die ihm von großem Nutzen sein sollte. Er trat in Wien auf als Naturforscher und Arzt mit den bloßen Empfehlungen an Gelehrte, Professoren und Bankiers. Wien war damals noch nicht in der innigen Verbindung mit seinen Vorstädten wie heutzutage, es war Festung mit hohen Basteien, über die man erst in einiger Entfernung die schöne Pyramide des Sanct-Stephan emporsteigen sah; die vierunddreißig Vorstädte waren auch noch nicht so nahe an das Glacis herangebaut, sie waren, wie man sagte, noch 1684 Dörfer. Das hatte keine Einheit, wie die jetzigen sieben Vorstädte, sondern mußte erst zusammenwachsen. Wo

damals schöne Gärten oder Fruchtfelder sich befanden, sieht man heute geradlinige, breite Straßen.

In der engen, hohen, von betäubendem Wagengerassel wie Straßenlärm staubdurchwogten Altstadt konnte Bollmann sich nicht wohl fühlen. Er hatte sich nahe der Mariahilfer Hauptstraße, zwischen dieser und der Wien, nahe bei dem fürstlich Esterhazy'schen Palais in der Berggasse eine Wohnung mit Remise, Pferdestall wie Garten gemiethet, Wagen und zwei Reitpferde angeschafft, einen Reitknecht, der zugleich den Kutscher spielen mußte, gedungen, einen Ungarn, gewandt und kräftig.

Justus Erich war einer der Menschen, die wenig Schlaf bedürfen, er schlief aber desto intensiver. Seit lange gewohnt, mit der Sonne aufzustehen, that er dies auch, wenn er spät nachts zu Bett gegangen. Jeden Morgen fünf Uhr ritt er mit seinem Reitknecht die Wien entlang nach Hietzing zu, auch wol nach Sanct-Veit oder weiter nach Lanz und Speising hinauf. Auf dem Rückwege wurden regelmäßig die Pferde in Hietzing in einem Kaffeegarten eingestellt, der seit etwa sechs Jahren den Namen Zur Neuen Welt bekommen. Dann wurde ein Spaziergang im schönbrunner Park gemacht und zwar regelmäßig in derselben Rich-

tung, zunächst nach jener Grotte mit der schönen Nymphe, aus deren Arm der Schönborn fließt. Hier zog er seinen beständigen Begleiter, einen ledernen, in England gekauften Becher aus der Tasche und genoß als erstes Frühstück jenes prächtige Wasser, welches Joseph II. so unentbehrlich geworden war, daß er es sich auf Reisen nachsenden ließ. Von da wandte er sich meistens der Gloriette zu, diesem Prachtbau Joseph's, der seiner Mutter zeigen wollte, wohin sie Schönbrunn hätte bauen sollen. Nicht selten bestieg er die Plattform, um sich das Häusermeer Wiens und seiner Vorstädte anzusehen. Dasselbe nahm zwar keine solche Ausdehnung ein wie London von Sanct-Paul aus gesehen, aber welche Fülle von Naturschönheiten bei klarem, blauem Himmel gegen jenen Nebel und Steinkohlendunst! Nach Norden wurde der Horizont durch den Kahlenberg und das Klosterneuburg begrenzt, nordöstlich lag die Stadt mit ihren ungeheuern Vorstädten, dahinter die Donauinseln in dem verschlungenen Gewirr der Donauarme; östlich sah man über die große Insel Lobau in die weite Marchebene, südlich das Hügelland bis Baden mit den Steirischen Alpen im Hintergrunde. Das war wol ein Platz, um stundenlang zu träumen, und Bollmann hatte keine Beschäftigung; seine Besuche von Hörsälen, von Spitälern

waren nur Schein, das Studium der Medicin lag für immer hinter ihm.

Es war aber noch etwas anderes, was ihn hierher zog. Während in den weiten Parkgängen nur Gärtnerburschen in dieser frühen Morgenzeit zu erblicken waren, war er auf der Gloriette zweimal einer Frauengestalt von so wunderbarer Schönheit begegnet, wie er sie nie gesehen zu haben sich erinnerte. Bollmann trug damals freilich „das Bild" des klügsten, edelsten deutschen Mädchens, wie er es Karl gegenüber bezeichnet hatte, im Herzen, wahrscheinlich das der Tochter Reimarus'. Er hatte sich aber nie gegen sie erklärt, er kam sich zu sehr als Abenteurer vor, um einer Familie wie der Reimarus-Sieveking sich als Schwiegersohn anbieten zu können; er liebte sie vielleicht mehr ihrer geistigen Bildung wegen, als um ihrer körperlichen Schönheit willen; wir wissen wenigstens nicht, ob sie schön war wie ihre Mutter, die Hennings. Aber Erich Justus wurde von Geist wie von Schönheit leicht erregt; die Dame, die er früh morgens in einfachem, aber feinem Négligé auf der Gloriette getroffen, fing an seine Phantasie in Bewegung zu setzen; er fragte die Gärtnerburschen, er fragte die Thierwärter nach ihrem Namen, konnte aber nur erfahren, daß sie im Schlosse wohne. Also eine Dame aus der Umgebung der Kaiserin. Die

Phantasie brachte ihm die reizende Gestalt der Dame am Tage und in der Nacht, sobald er zu denken und zu arbeiten aufhörte.

Wenn er morgens sich auf sein Pferd setzte, so saß die Dame in seinem Kopfe. Es war gegen Ende August, als er eines Morgens später als gewöhnlich vor der Gloriette ankam und rechts abbiegen wollte, um sie zu ersteigen, da sah er auf der Plattform seine Schönheit stehen, nach Nordosten auf die Stadt blickend und sich gegen die Sonnenstrahlen durch einen Sonnenschirm schützend. Erich sah hinauf, in diesem Augenblicke hörte er ein „Mon dieu!“ und sah, wie ein Windstoß den Sonnenschirm entführte und zu seinen Füßen niederlegte. Er beeilte sich, der herabeilenden Dame entgegenzugehen, und überreichte ihr den Schirm mit einer leichten französischen Redensart über den treulosen Flüchtling. Sie antwortete in gleicher Sprache, wenn auch nicht mit der fertigen pariser Zunge, in der jener sich ausdrückte.

„Ich bin erst einige Monate hier, bei einer Tante, der Gräfin von S., Staatsdame bei der Kaiserin, und kann mich schwer finden in das Ceremoniell des Hofes, in die vielen Formen, die beobachtet werden müssen, wenn Kaiser und Kaiserin, einer der vielen Erzherzoge oder Erzherzoginnen oder sonstige fremde Prinzen und

Herren zugegen sind, und meine Tante ist sehr streng. Ich habe, glaube ich, Heimweh, es drängt mich jeden Morgen, die einzige Zeit, wo ich mir selbst angehöre, hier oben hinauf, um über die Stadt hinweg, weit an der March hinauf, mich in die Heimat nach Olmütz und mein Kloster zu träumen. So auch heute, da sah ich plötzlich —" sie zögerte und erröthete bis in den weißen Nacken hinein — „da kam ein böser Zephyr und entwandte mir den Schirm."

So plauderte sie naiv und unbefangen weiter, als wenn sie den Doctor schon lange Zeit gekannt hätte. Man ging durch eine der schönen breiten Lindenalleen, die zum Schlosse führten. Als Bollmann den Namen Olmütz hörte, nahm er dies als glückliche Vorbedeutung, lenkte das Gespräch sogleich auf Olmütz, indem er sich über Stadt und Umgegend als ihm bekannt ausließ. Die Dame, welcher das Französischsprechen einige Schwierigkeit zu machen schien, war in das rechte Fahrwasser gekommen, sie fing an, im echten wiener Dialekt, der in schöner Frauen Munde so reizend klingt, über die liebe Vaterstadt und ihre Jugend zu erzählen, daß ihre Aeltern so früh gestorben, daß sie dieselben nicht mehr gekannt, daß ihr Oheim, der Bischof von Olmütz, sich ihrer Erziehung angenommen und sie solche bisher in einem Kloster daselbst genossen

habe; sie erzählte in der unbefangensten Weise ihre ganze Jugendgeschichte und nannte auf Eindringen des Begleiters auch ihren Vornamen: Marie.

Man war so bis an den Theil der Gärten gekommen, den der Kaiser für sich reservirt, eine Schildwache am Eingange des Weges und ein eisernes Staket erinnerten daran; Marie drehte sich unbefangen um und sagte: „Ich habe noch Zeit, die Tante steht vor elf Uhr nicht auf, ich begleite Sie bis zum Ausgange."

Man ging die große Allee jetzt hinauf, welche durch die sogenannte Menagerie in den Hietzing Eingang führte. Der junge Mann stellte sich selbst als Arzt und Naturforscher vor, nannte seinen Namen und erzählte von Paris und London, von Berlin und Hamburg, Leipzig und dem Rhein, lauter neue Dinge für die Nichte des Bischofs von Olmütz.

Als man an das Parkthor kam, reichte Marie die Hand zum Kuß, eine kleine, zarte, weiße, und fragte: „Sehe ich Ew. Gnaden wieder?"

„Jeden Morgen!" erwiderte der Beglückte, und man traf sich bis zu der Zeit, wo die That in Olmütz unsern Freund abrief, jeden Morgen, ohne daß wir sagen können, ob das naiv-brüderlich-schwesterliche Wesen, das sich am ersten Tage gemacht, einen zärtlichen Charakter annahm.

Als Bollmann in das Kaffeehaus in Hietzing zurücktrat, wo die Pferde standen, war er auffallend zerstreut und schlürfte den Kaffee mit dem zarten, weißen Kipfel dazu gedankenlos hinunter; oder war es lediglich Gedankenfülle, die ihn nicht bemerken ließ, daß in der offenen Reitbahn, die zwischen Hofplatz und Garten sich befand, sein Reitknecht sich herumtummelte auf seinem schwarzen Rappen, den Hausmann aus dem Wirthshause hinter sich, und daß Knechte und Stubenmadel und Kaffeeköchin über das komische Schauspiel laut auflachten?

Er kam erst zur Auffassung der Umgebung, als der Hausmann vom Pferde gefallen, der Reitknecht heruntergesprungen war und dem Hausmann die Zügel zugeworfen hatte und nun zu ihm trat, mit der Frage: „Ew. Gnaden schaffen's halter heut zu üben?“

Bollmann hatte nämlich gerade dieses Kaffeehaus zu seinem Morgenritte gewählt, weil hier zwischen Hof und Garten ein offener, runder Reitcircus war, der von Kunstreitern und Seiltänzern zu öffentlichen Vorstellungen gebraucht wurde. Er wollte seinem Rappen die Kunst beibringen, zwei Männer zu tragen und mit ihnen im Galop zu jagen.

„Hat halter n'en Sparrn“, dachte Anton, der Reitknecht. Jeden Morgen, wenn er aus dem Park

von Schönbrunn nach Hietzing zurückkam und seinen Kaffee genossen hatte, setzte er sich hinter Anton auf den Rappen und dann ging's im Trab und Galop in der Reitbahn herum, bis der Rappe matt war. Da heute der Herr länger ausblieb als gewöhnlich, hatte Anton den Hausmann genöthigt, hinter ihm zu sitzen. Justus Erich hatte keine Lust zu Uebungen, er nahm das Pferd Anton's und hieß diesen, den Rappen langsam nach Hause reiten.

Der mit Lafayette's Befreiung Beschäftigte pflegte des Morgens, wenn er von seinem Spazierritte zurückkam, in die Stadt zu gehen, dort, wie es üblich, warm zu frühstücken und dann das eine oder andere Colleg in der Universität zu hören, eine Augenklinik zu besuchen oder die Militärisch-Chirurgische Akademie und das Militärspital in der Wehringer Vorstadt, um dem angenommenen Charakter einigen Schein zu geben, dann aber eine Stunde am Graben oder auf dem Kohlmarkte zu flaniren oder Kunstsammlungen zu besuchen. Mittagsbrot wurde bald hier, bald dort eingenommen, im Kaffeehause eine Schwarze getrunken und die wenigen Zeitungen gelesen, die damals erschienen, dazu wurde aus türkischer Pfeife Taback geraucht. Der Nachmittag und Abend aber ward dann an einem der unzähligen Vergnügungsorte in und um Wien oder im Theater

zugebracht. Ein abwechselndes lustiges Leben das. Heute hatte Justus Erich aber zu alledem keine Lust, er mußte und mußte um jeden Preis Näheres erfahren über die junge Schöne, die sein leicht entzündbares Herz im Fluge erobert hatte. Es fiel ihm ein, daß er noch einen unabgegebenen Empfehlungsbrief und Wechsel auf ein österreichisches Bankierhaus habe, welches mit der kaiserlichen Burg in näherer Verbindung stand. Er machte Toilette und fuhr in die Leopoldstadt zum Comptoir des Barons. Dieser war äußerst freundlich und überhäufte den Besucher mit Titeln und Würden, die dieser ablehnte. Zum einfachen „Herr Doctor" war der Baron nicht zu bringen, er mußte den ihm aus England von einem Earl Empfohlenen mindestens baronisiren.

Bollmann, der sich schon an das „Ew. Gnaden ꝛc. ꝛc." gewöhnt hatte, ließ sich das gefallen und kam, im Gespräche mit dem Bankier, endlich seinem Ziele näher.

„Schauen's Ew. Gnaden, ist's eben die Nicht' des Herrn Bischof von Olmütz — und so a Nicht' kann sein eine Tochter, kann sein eine Amata — wer kann's wissen? Glaub's freilich nit, daß es a Schazerl ist vom Bischof, ist wol zu alt dazu. Aber die Frau von S. sollten's halter kennen, ist ja die rechte Hand der Frau Kaiserin, und ihr Gemahl der Graf Franz von S. ist

halter Vicepräsident der geheimen Polizei und Hofkammerpräsident und gilt mehr als der alte Graf Anton von Perger, der nur den Namen hergibt als Präsident. O! der Graf von S. ist mächtiger als selbst der Thugut Excellenz, eben durch den Einfluß der Gemahlin auf die Kaiserin."

Bollmann wußte nun, was er wissen wollte, aber so leichten Kaufs sollte er nicht abkommen, der Baron bestand darauf, ihn seiner Frau und zwei Töchtern vorzustellen, und ließ nicht nach, bis Bollmann eine Einladung zum Diner annahm. Einen so großen Gelehrten und weitgereisten Mann, der in Paris und London gewesen, der, wie in dem Empfehlungsbriefe erwähnt war, Narbonne befreit hatte, den mußte man nicht nur bei Tisch haben, den mußte man auch im Prater sehen lassen, und war heute nicht Annentag und großes Feuerwerk?

Das Diner war prächtig; das „Gemischte" des Nachtisches mit seinen griechischen und syrakuser Weinen brauchte die Töchter des Hauses nicht mehr gesprächig zu machen, sie waren es von Anfang an gewesen, aber es machte, daß Bollmann, der zugeknöpfter geworden war, je mehr der Gastgeber und die weiblichen Familienglieder sich gehen ließen, mittheilsamer wurde, von Paris während des 10. August und von dem Kreise

der Frau von Staël erzählte, die schon darum hochgeehrt wurde, weil sie Tochter eines Financiers wie Necker war. Der einzige Gast, der außer ihm geladen war, Attaché bei der russischen Gesandtschaft, kannte das Paris vor der Revolution genau, das Paris der Revolution war ihm unverständlich, er fragte und forschte und wußte auf diese Weise unsern Freund zu immer neuen Mittheilungen anzuregen. So nahte der Abend; da fuhren zwei elegante Equipagen vor, der Gast bekam den Sitz bei den jungen Damen, der Attaché hatte die Ehre, bei der Baronin und ihrem Gemahl zu sitzen. Man fuhr die Alleen des Praters, die von Wagen und schaulustiger Menge gefüllten, in gewohnter Weise bis zum Rondeau am Heustedtwasser. Die Damen verfehlten nicht, ihre Bekanntschaft mit der vornehmen Welt durch Erörterung der Familienverhältnisse der Insassen einer jeden ihnen begegnenden Equipage zu zeigen, wobei auf das ungenirteste bei den meisten Damen der Name des Hausfreundes, bei unverheiratheten die Liebhaber genannt und kritisirt wurden. Man wußte, wen jeder der Herren, die auf schönen Pferden einherritten, suchen würde, in welches Theater diese oder jene Herrschaft noch fahre, und wem dort ein Rendezvous gegeben würde. Bollmann erwähnte beiläufig einmal der Nichte des Bischofs von

Olmütz, allein die war seinen Begleiterinnen offenbar unbekannt, dagegen lernte er von den Liebesgeheimnissen der vornehmen und schönen Welt Wiens an einem Abende mehr kennen als in den Wochen, die er dort gewesen war. Man war wieder in der Gegend des Wurstprater angekommen und mußte nun die unzähligen Buden mit ihren thierischen und menschlichen Künstlern, Sängern, Musikbanden, Bären und Affen, Marionetten und Würfelbuden durchwandern, angerufen von dieser und jener Seite: „A herrlich Pletzerl, Ihr Gnaden! Schauen's a gut Zischerl! Schaffen's Gefrornes?"

Ja, Gefrorenes wollte man genießen, aber nicht in diesem Massengewühl. Der Baron mit der Frau voran, gefolgt von Bollmann mit der ältesten, dem Attaché mit der jüngsten Tochter, drängte man sich durch die vielen Tausende von geputzten Menschen, durch die Kindermadel mit den freundlich lächelnden, herausfordernden Augen, durch geschminkte und ungeschminkte Schönheiten. Justus Erich mußte gestehen, daß die Champs Elysées sich nicht mit dem Prater messen können, Hydepark und Kensington zwar an schönen Equipagen, noch mehr an guten Reitern den Prater überträfen, daß aber dieses bunte, lustige Leben und Treiben des Volkes dort fehle.

Man hatte endlich nordöstlich ein außerhalb des wüsten Getreibes liegendes aristokratisches Kaffeehaus gefunden, wo man Platz fand, um Gefrorenes zu nehmen.

„Schauen's den allerliebsten jungen Mann mit dem wunderschönen Hunde", sagte Justus Erich's Begleiterin, auf einen noch jungen Mann mit dem Finger weisend, der vor einem der nächsten Tische saß und eine Landkarte studirte, während ein großer prächtiger Neufundländer zu seinen Füßen saß und sein schönes Haupt mit den treuen, klugen Augen auf die Knie seines Herrn gelegt hatte, zu ihm emporschauend. „O cher papa!" sagte Flora aufspringend, zum Vater, „den Hund mußt du mir kaufen, den Hund muß ich haben", und dann sagte sie zu Vollmann: „Ew. Gnaden müssen den hübschen jungen Mann fragen, ob er den Hund nicht verkaufen will, ich möchte denselben so gern haben."

Vollmann wußte nicht, war das façon de parler, um die Bekanntschaft des „allerliebsten jungen Mannes" zu machen, oder war wirklich die Leidenschaft für den Hund so groß. Er sah sich den jungen Mann scharf an, derselbe hatte in seiner Physiognomie und seinem ganzen Wesen etwas Fremdes, das er nicht unterzubringen wußte, etwas Ritterliches, sodaß er un=

willkürlich bei sich dachte: „das wäre ein Mann, wie du ihn brauchst“.

Er trat auf den Fremden zu, entschuldigte sich und sagte, das Fräulein, welches er begleite, finde den Hund so schön, daß sie vor Verlangen brenne, ihn zu besitzen, und gern erbötig sei, jeden Preis zu zahlen, der gefordert werde.

Der Fremde war durch die Anrede offenbar überrascht und schien dieselbe nicht vollkommen zu verstehen. Er erwiderte auf englisch: „Pluto nicht verkauft wird.“

Als Bollmann darauf in geläufigem Englisch seine Frage nochmals entschuldigte, überzog ein Freudenstrahl das Gesicht des jungen Mannes, fand er hier unter Tausenden von Menschen doch zuerst einen solchen, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte.

Der junge Mann hieß Franz Huger, war aus Südcarolina gebürtig und bereiste Europa, um sich auszubilden. Er war erst am zweiten Tage in Wien, und Bollmann erbot sich sofort, ihn schon am nächsten Morgen herumzuführen und ihm das Sehenswertheste zu zeigen, sowie ihn der Familie des Bankiers vorzustellen, in welcher er sich befinde, wenigstens den Damen, die sich so sehr für seinen Hund und — bei der Liebenswürdigkeit aller Wienerinnen wisse man nicht — vielleicht auch für seine Person interessiren.

Huger lehnte die Vorstellung ab, wenigstens für heute; Erich versprach, ihn morgen früh sieben Uhr aus seinem Gasthause, dem Goldenen Lamm in der Leopoldvorstadt, abzuholen.

Ein Kanonenschuß verkündete, daß in einer halben Stunde der weltberühmte Stuver sein Feuerwerk beginnen werde. Alles eilte nördlich über den Praterstern hinaus, dem stehenden Feuerwerksplatze zu, wo ein Amphitheater für die Haute-Volée reservirt war. Wien war damals weltberühmt wegen seiner Feuerwerke und nahm nach den Chinesen und Japanesen den ersten Rang in dieser Beziehung ein. Der Name Anna oder Nannerl, wie die Wiener ihn umgewandelt, kam denn auch heute an ihrem Namensfeste in Brillantfeuer in rothem, blauem, gelbem Lichte, in Raketenform, neben vielen andern schönen Sachen mehrfach zum Vorschein.

Der Abend war so schön, daß, nachdem das Feuerwerk beendet und man mit Mühe und Noth sich zu den Wagen durchgedrängt hatte, Flora den Vorschlag machte, Bollmann nach seiner Wohnung zu fahren. So geschah es, und die schöne Baronesse erkundigte sich sehr eifrig nach dem prächtigen Neufundländer und dem Namen seines Herrn und nahm ihrem Nachbar das Versprechen ab, den Amerikaner in ihr Haus ein-

zuführen, natürlich nur, weil sie hoffte, er werde sich erweichen lassen, ihr den Hund zu verkaufen.

Unser Freund, obgleich er von morgens fünf Uhr bis abends nach elf Uhr in beständiger Thätigkeit und Aufregung gewesen, konnte Ruhe nicht finden. Er schlief keinen gewohnten Schlaf, sondern träumte und phantasirte von der Nichte des Bischofs von Olmütz, und wie er mit ihrer Hülfe Lafayette auf leichtere Weise aus dem Kerker befreien könne, als die seit Monaten ausgedachte.

Sein Plan war einfach. Lafayette sollte sich krank stellen und immer kränker werden, sodaß Spazierfahrten ins Freie, wonach er dann und wann gegen den Arzt Sehnsucht äußern sollte, von diesem empfohlen würden. Dann sollten längere Zeit diese Fahrten statthaben, sich möglichst weit aus dem großen Festungsrayon ausdehnen und die Begleiter zur Sorglosigkeit und Nachlässigkeit hingeführt werden. Auf offener Straße wollte Bollmann dann Lafayette aus den Händen seiner Wächter herausreißen und über die schlesische und polnische Grenze nach Danzig entführen. In Ratibor und Tarnowitz waren Mittel zur weitern Flucht bereit. Bollmann bedurfte aber noch eines Gehülfen, und er träumte von einer Gehülfin, einer schönen, anbetungswürdigen, der Nichte des Erzbischofs von Olmütz; er

hatte Thümmel's „Reisen im südlichen Frankreich“ gelesen, und die Naivetät der heiligen Klara von Avignon spielte ihm einen fatalen Streich im Traume.

Am frühen Morgen war unser Freund aber in Schönbrunn auf der Gloriette; er schaute auf das Schloß, wovon er aber nur einen Theil der innern Hofräume übersehen konnte; er hätte gar zu gern das Zimmer gewußt, wo die Schöne geschlafen, um sie zuerst durch sein Glas zu sehen, wenn sie das Fenster öffnete. Seine Ungeduld stieg immer höher, er verwandte keinen Blick von dem Eingange aus dem Schlosse und dem Wege, auf dem Marie erscheinen mußte. Diese aber hatte auch sehr unruhig geschlafen, sie hatte sich früher wie gewöhnlich erhoben und schon einen kleinen Spaziergang höher in die Berge hinauf zur Einsiedelei gemacht. Sie war dann mit leichtem Schritt die Gloriette hinaufgehüpft und stand jetzt hinter Bollmann, während dieser nach Schönbrunn sah. Als Bollmann ihr „Bon jour“ hörte, ihr in die hellen, reinen Augen blickte, da bat er ihr innerlich tausendmal ab, daß er im Traume diese Naivetät für eine gemachte gehalten. Zwei Stunden gingen im Plaudern wie wenige Minuten vorüber, und Bollmann, der sich erinnerte, daß er seinem Amerikaner um sieben Uhr ein Rendezvous versprochen, mußte aufbrechen.

In Huger fand Bollmann, was er suchte, einen Jüngling voll Muth, der, als er nur den Namen Lafayette hörte, den glühendsten Enthusiasmus äußerte, sodaß jener ihm in der ersten Stunde seine Plane offenbaren konnte und der Südcaroliner gern bereit war, sein Leben zu wagen und damit eine Schuld seines Vaterlandes, das Lafayette nach Washington hauptsächlich seine Freiheit verdankte, abzuzahlen. Der Antheil, den der Amerikaner an der Sache nahm, war so groß, daß er gedämpft werden mußte, was denn die schöne Baroneß Flora übernahm, welche den Südcaroliner auf Wienerisch in die Kunst zu lieben einweihte.

Bollmann selbst war sehr ungeduldig, daß aus Olmütz noch immer das verabredete Zeichen, daß mit den Spazierfahrten der Anfang gemacht sei, nicht kam. Die Zusammenkünfte mit der Nichte des Bischofs wurden mit jedem Tage, der Witterung wegen, kürzer, sie mußten aus dem Freien in die Orangerie verlegt werden, und als nun gar October herannahte, zog der Hof in die Burg, und hätte nicht Bollmann einen Plan förmlich ausgearbeitet gehabt, nach welchem man sich in den verschiedenen Bildergalerien und Kunstsammlungen der Großen, in den Kaunitz'schen, Liechtenstein'schen, Friese'schen, Schönborn'schen, Lemberg'schen

zu bestimmt verabredeten Stunden traf, so wären Zusammenkünfte ganz unmöglich gewesen. Hier aber, wo die Seelenreinheit Marie's sich in zweifelloser Weise zeigte, wo ihre Bildungsbedürftigkeit und Bildungssehnsucht in vollem Maße hervortrat, wo der in allen Fächern Gewandte Mythologie und Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Dinge, von denen man in ihrem Kloster keine Ahnung, und von denen auch Tante Staatsdame keinen Begriff hatte, gelegentlich der Gemälde, Statuetten, Gemmen erklären mußte, waren die glückseligsten Stunden des Ungeduldigen, denn was gibt es Schöneres, als ein junges, reizendes Mädchen in Kunst, Wissenschaften und der Liebe zu unterrichten, das Leben und Weben des Alterthums in seinen schönsten, wenn auch nackten Kunstwerken vor einer wißbegierigen Mädchenseele auszubreiten!

Indeß war die Nachricht gekommen, Lafayette müsse wegen erheblicher Krankheitssymptome täglich Spazierfahrten machen, und man rüstete zum Aufbruch. Bollmann war mit seinem neuen Freunde übereingekommen, daß sie das Wagniß zu zweien bestehen wollten, um ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Ob diesem die Trennung von seiner schönen Lehrmeisterin so schwer wurde als seinem Genossen die von seiner schönen Schülerin, mag dahinstehen; beiden Damen

wurde sie schwer und Marie wurde nur in etwas durch den Gedanken getröstet, daß Bollmann zuerst nach Olmütz reise, dort das Kloster, in dem sie erzogen, besuchen wolle, daß er versprochen hatte, sie werde jedenfalls von ihm hören, vielleicht habe er sogar ihre Hülfe und Verwendung bei dem Oheim in Anspruch zu nehmen.

Pässe nach Mähren und Schlesien waren visirt und Ende October verließen beide Wien; sie führten ihren Wagen mit Postpferden mit sich; der Reitknecht ging mit den Pferden vorauf, während sie gemächlich im offenen Wagen saßen. Es war die schöne Zeit der Weinernte und die prächtigsten Trauben und das schönste Obst in ganz Mähren in beinahe jedem Dorfe zu haben. Als naturforschende Engländer durchstreiften sie einen großen Theil Mährens, selbst hinter Olmütz, um aller Wege und Stege kundig zu sein. Am 7. November trafen sie in dieser Stadt selbst ein und benachrichtigten Lafayette, daß sie den nächsten Tag schon die Befreiung versuchen würden. Der Reitknecht wurde am 8. morgens mit dem Wagen fünf Meilen nach Hof vorausgeschickt, um dort Postpferde bereit zu halten. Der Neufundländer war der alleinige Insasse des Wagens, er hätte geniren können bei der That.

Nachmittags zwei Uhr pflegte Lafayette auf der

Straße nach Sternberg spazieren zu fahren. Seine Befreier ritten eine halbe Stunde früher aus dem Thore. Bald kam ihnen auch ein bedeckter Wagen nach, in welchem Lafayette saß, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, auf dem Bock saß der Kutscher, ein unbewaffneter Soldat, ein mit einem Seitengewehr bewaffneter stand hinten auf dem Wagen.

Der Wagen fuhr vorbei; die Reiter ritten schneller nach. Etwa eine halbe Stunde hinter dem letzten Festungswerke machte der Wagen kehrt. Jetzt waren aber die Reiter daneben und geboten dem Kutscher halt. Dieser hielt auch in halber Wendung. Die Reiter stiegen ab, der Amerikaner nahm die Pferde an sich, während Bollmann dem Kutschenschlage zueilte, den Lafayette schon aufgestoßen hatte, um herauszuspringen. Aber der Stabsprofoß hing sich an ihn und fiel mit ihm aus dem Wagen auf die Chaussee. Huger, die Pferde an der linken Hand, in der rechten das gespannte Pistol, trieb den hinten aufstehenden Soldaten zur Flucht ins Feld. Bollmann befreite Lafayette von dem mit ihm am Boden ringenden Gegner, entwaffnete denselben und hielt ihn mit starker Hand niedergedrückt. Der Soldat auf dem Bocke jagte, sobald er sich unbeachtet sah, zur Stadt zurück.

So stand Lafayette denn frei da, Bollmann hatte

den entwaffneten Gegner losgelassen, der nicht säumte, dem Wagen nachzueilen.

Aber ein Unglück anderer Art setzte der Flucht ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg. Als der Soldat die Flucht ins Feld ergriffen hatte, wollte Huger Bollmann, der mit dem Profoß rang und ihn zu entwaffnen suchte, zu Hülfe eilen, er hatte das Pistol zur Erde geworfen, um die rechte Hand frei zu bekommen, das Pistol entlud sich, die Pferde scheuten und eins derselben riß sich los und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, an Eifer und Mitteln zum Nachsetzen konnte es dort nicht fehlen. Lafayette's Rettung war Bollmann's einziges Augenmerk; er gab ihm kurze mündliche Anweisung über das Nächstnöthige, einen vorher geschriebenen Zettel mit ausführlichen schriftlichen Angaben, eine Börse mit Gold und beschwor ihn, das eine noch so vorhandene Pferd zu besteigen und allein fortzureiten nach Hof; dort sollte er eine halbe Stunde warten, und seien dann er und Huger nicht da, mit dem Wagen weiter fahren nach Ratibor. Nach einigem Widerstreben ritt Lafayette mit dem Rappen spornstreichs davon.

Inzwischen hatten Bauern auf dem Felde das entlaufene Pferd eingefangen und gaben es für ein Trink-

geld zurück. Allein das unbändige Pferd wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufsitzen lassen, den hierzu abgerichteten Rappen hatte Lafayette bekommen, ohne daß man daran gedacht, daß er den zweiten Mann tragen müsse. Kein Zwang, keine Kunst half. Da rief Huger: „Ich allein verschulde das Unglück mit den Pferden, ich bin auch nicht weiter nöthig für die Sache, du Bollmann aber bist unentbehrlich, ich selbst will schon zu Fuß durchkommen“, und ohne auf des Freundes Widerspruch zu achten, eilte er dem Walde zu.

Bollmann spornte sein Pferd und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg. Nur zehn Minuten vor ihm war ein anderer Reiter durchgekommen. In großer Hast folgte er. Als er aber nach Hof kam, fand er Lafayette nicht, derselbe mußte einen andern Weg eingeschlagen haben. Zurückgehen konnte er nicht, er hoffte ihn in Schlesien zu treffen und fuhr mit dem Wagen in Begleitung des treuen Pluto, der nach dem Verbleibe seines Herrn zu fragen schien, der Grenze zu; um ein Uhr nachts war er in Ratibor und in Sicherheit.

Aber er dachte nicht an sich, er dachte nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren suchte er in Begleitung Pluto's die verschiedenen Plätze, die zunächst der schlesischen Grenze als Zufluchtsorte Lafayette

schriftlich bezeichnet waren, ab; vergeblich. Er kehrte nach Ratibor zurück, verkaufte seinen Wagen und war im Begriff, nach Waldenburg an der Grenze Böhmens und Schlesiens hinabzuschleichen, in der Hoffnung, daß Lafayette an einem nördlichern Punkte als Troppau die Grenze erreicht habe. Er wurde in dieser Meinung noch bestärkt, als er in Ratibor einen Brief von Huger aus Krakau erhielt. Dieser hatte in der Gegend von Pleß die Grenze erreicht und sich östlich nach Krakau gewendet, um von da über Warschau nach Berlin zurückzureisen. Ein Schreiben an Flora von C. lag ein und er bat Bollmann, dieser das Schreiben nebst Hund Pluto zu übermachen. Bollmann lohnte Anton ab, versah ihn mit Reisegeld und sandte ihn mit dem Hunde über Brünn nach Wien. Anton hatte einen alten ungarischen Paß; er war aber bei dem Ueberfall nicht gegenwärtig gewesen, man wußte kaum von seiner Existenz. Bollmann wendete sich dann zu seinem Unglück über Jägerndorf nach Mittelwalde, um Lafayette aufzusuchen.

Dieser hatte Sternberg glücklich erreicht, hier aber war er auf einen falschen Weg gekommen, indem er einem ihm begnenden Husarenregiment auswich. Sein durch starken Ritt erschöpftes Pferd war zusammengesunken, er hatte ein neues gekauft und war auf

Braunseifen, zu weit links, gekommen. Man hatte ihn als Landstreicher festgenommen, war aber schon im Begriff, ihn freizugeben, als ein Ladendiener ihn erkannte. Nun setzte man ihn fest, aber erst drei Tage später führte ihn ein Commando nach Olmütz ab. Sein Befreier hatte nicht bedacht, daß die ganze Grenze von Olmütz aus durch seine kühne That alarmirt war. Er wurde bei erster Ueberschreitung derselben gefangen, nach Olmütz abgeführt, wo man ihn in Ketten legte, ohne Luft, ohne Bett und ohne Buch ließ.

„Wahrlich", schrieb Bollmann später aus Karlsruhe, „man behandelt in Preußen einen Straßenräuber besser, als man mich in Olmütz behandelte. Aber ich blieb gesund, ja heiter. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Meine Gefangenschaft war von Anfang bis zu Ende ein Triumph der Freundschaft; sonst verliert man Freunde im Unglück, ich habe neue erworben."

Bollmann's That machte ungemeines Aufsehen, namentlich in Wien, überall wurde sie besprochen, gerühmt, bewundert, selbst in der Hofburg geschah dies. Marie bekannte ihrer Tante offen, daß und wie sie Bollmann's Bekanntschaft gemacht habe, und flehte zu den Füßen des Grafen von S. um seine Begnadigung. Sie drang mit Entschiedenheit darauf, nach Olmütz zu

reisen, und setzte ihren Willen durch. Als Anton mit Pluto in Wien glücklich angekommen war und den Brief Huger's übergeben hatte, bildeten Flora und der Hund in der Haute-Volée financière die Löwen des Tages. Bollmann hatte bei den ersten Verhören sofort durch ein freiwilliges, offenes Geständniß sowie durch die glänzende, begeisterte Rede, in der er das an Lafayette geschehene Unrecht hervorhob, einen höchst vortheilhaften Eindruck auf die Militärcommission gemacht, welche ihn vernahm.

Eines Tages, er wußte kaum, ob es Nacht oder Tag sei, wurde er in ein vom Tageslicht erhelltes Gefängniß geführt und erhielt dort sein Mittagsmahl. In der Suppe fand er ein fettgetränktes Papier mit den Worten: „Freund, fasse Muth, man wird dich nach Wien vor gerechtere Richter bringen. M." Also Marie sorgte für ihn. Auch aus Hamburg erhielt er durch Vermittelung Sieveking's einen ersten Brief von dem Wesen, das ihm über alles theuer und sein Ideal war.

In Wien wurde die öffentliche Meinung zu Gunsten Bollmann's so laut, wie es die Censur nur irgend erlaubte; die Freimaurer, die seit Joseph II. in Wien starke Wurzeln geschlagen, nahmen sich seiner als des Sohnes eines Freimaurers auf Verwendung des Her-

zogs Ferdinand von Braunschweig an, vor allen aber wirkte die Nichte des Bischofs von Olmütz. Sie hatte freilich geloben müssen, den Ketzer nicht wiederzusehen, und sah ihn erst wieder unter ganz andern Verhältnissen, beinahe nach zwanzig Jahren, wo sie selbst Fürstin war.

Während Lafayette noch drei Jahre im Kerker gehalten wurde, erlangte Bollmann nach sieben Monaten, Ende Juni 1795, seine Freiheit; man gab ihm auf, die österreichischen Staaten sofort zu verlassen und künftighin zu meiden.

Er konnte dies nicht thun, ohne von der schönen Nymphe im Garten zu Schönbrunn und von der Gloriette Abschied genommen zu haben, und Flora entließ ihn nicht aus Wien, ohne daß ihm zu Ehren auf der Villa ihres Vaters bei Dornbach ein Souper gegeben wäre, wobei sie den Helden von Olmütz allen Freundinnen vorstellte und dann so zärtlich Abschied von ihm nahm unter vier Augen, daß der Südcaroliner gewiß eifersüchtig geworden wäre, wenn er zugegen gewesen.

Unser Freund ging zunächst nach Hoya, um dort seinen alten Vater, seinen ältern Freund Hüpeden, seinen Onkel Hoppe in Vilsen vor seiner Abreise nach Amerika zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen.

Sein Ideal in Hamburg hatte, da die Umstände, eine Stellung in England im Cabinet zu bekommen, für Bollmann nicht günstig gewesen, geglaubt, „sich ihrer Pflicht opfern zu müssen“, sie war Frau des französischen Ministerresidenten Reinhard geworden. „Man kann das ja nicht tadeln“, schrieb Justus, aber es schien, als ob damit die Illusionen dahin wären, als ob er schon vor seiner Ankunft in Amerika ein Realpolitiker, wie man heutzutage sagen würde, geworden wäre. Ein jüngerer Bruder war schon nach Amerika voraus, Justus Erich folgte ihm. Sein Vater hatte ihn nach Kräften mit Mitteln ausgestattet, die Freunde Lafayette's in London machten ihm ein sehr ansehnliches Geschenk, sodaß er seinen Brüdern reiche Geldmittel mitbrachte, um ein gemeinsames Handelsgeschäft zu begründen.

An Karl Haus schrieb Bollmann bei Uebersendung eines gedruckten Empfehlungsbriefes: „Wundere Dich nicht, Lieber, wenn Du meinen Namen in einer Kaufmannsfirma erblickst. Ich habe so viel wenigstens, seitdem wir Göttingen verließen, gelernt, daß das spirituellste Metier, selbst das eines Professors, seinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat, und weiß, daß jeder, der nicht zu den Zehntausend gehört, die in England regieren, nur fruges consumeri nati sind, arbeiten muß. Ich weiß auch, daß Arbeit Geist und

Körper erhält. Preisverzeichnisse studiren, Proben sammeln, Interessen berechnen, Briefe schreiben, Käufe und Verkäufe machen, das muß mit Dichterlesen, Aufsätzeschreiben, Politikstudiren, den Fortschritt der Menschheit, wo es nur möglich ist, fördern helfen, Hand in Hand gehen können, oder der Teufel möchte dieses ganze Leben holen. Sei übrigens unbesorgt, der Vetter Junker in Bremen oder vielmehr 'sein Weib ist mir ein abschreckendes Beispiel geblieben; keine Spur von niedrigem Eigennutz soll jemals auf meinem Charakter haften.

„Und dann vergiß nicht, die Großen sind undankbar, ich habe es erfahren, kannst Du es nicht mehr aushalten bei Deinem Herrn, um offen zu sprechen, so komm nach Amerika und werde ein freier Mann.“

---

## Viertes Kapitel.

### Rom.

„Niederkniend vor Gott dem Allmächtigen und unserm Schöpfer verspreche ich, Augustus Friedrich, Dir, Auguste Murray, und schwöre ich auf die Bibel, so wahr ich hoffe selig zu werden in der künftigen Welt, daß ich Dich, Auguste Murray, zu meinem Weibe nehmen will, im Glück und Unglück, in Reichthum und Armuth, in Krankheit und Gesundheit, daß ich Dich lieben und pflegen will, bis der Tod uns trennt, daß ich Dich allein lieben will und keine andere, und möge Gott mich vergessen, wenn ich Dich je vergesse. Der Name des Herrn sei gelobt! So segne mich, so segne uns, o Gott! Gegenwärtiges unterzeichne ich, Augustus Friedrich, mit eigener Hand zu Rom, am 21. März 1793, und setze mein Siegel und meinen Namen darunter.“ Also schrieb der sechste Sohn Georg's III., damals zwanzigjährig und stark verliebt in die Lady Auguste Murray, die sich rühmte

des königlichen Bluts, sowol von väterlicher als mütterlicher Seite; war doch ihr Großvater, der Earl von Dunmore, noch souveräner König von Man gewesen und hatte seine Souveränetätsrechte erst 1765 veräußert.

Die Mutter der Lady, mit der Auguste seit dem letzten Winter in Neapel und Rom gewesen, wußte nichts von der Verlobung, sie kannte die Parlamentsacte vom Jahre 1772, welche die Einwilligung des Königs zu jeder rechtsgültigen Ehe des Prinzen erforderte, und wußte, daß Georg III. die Earls und Pairs, die sich ihm gleichstellten, ihm ihre Ministerien aufdrängten, tödlich haßte, daß er alles aufbieten würde, eine Ehe seines Sohnes mit der Tochter der Lady Charlotte Stewart für ungültig erklären zu lassen. Aber Auguste Murray hatte dem Prinzen ein gleiches Gelöbniß gemacht wie das obige, und als man in Rom einen Geistlichen der Anglikanischen Kirche gefunden, wurde die Trauung heimlich vollzogen am 4. April 1793.

Aber man war in London doch bald von dem, was geschehen, unterrichtet, und Georg tobte seine Wuth über das Ereigniß in jenen Parforceritten aus, die kaum ein zweiter sich mitzumachen getraute. Er beauftragte den Grafen Münster, den Prinzen August und seine Maitresse, wie er sie nannte, nach England

zu bringen, sei es in Güte oder mit Gewalt. Münster sollte auf dem schnellsten Wege nach Italien reisen, ein Kriegsschiff zu seiner Verfügung in Livorno sein, um den Prinzen heimzubringen; die Lady mußte man gleichfalls in England haben, um einen Scheidungsproceß einleiten zu können.

Der Graf und sein Privatsecretär Karl Haus trafen den Prinzen in dem fetten Bologna, noch immer in glücklichen Flitterwochen lebend. Graf Münster kannte den Prinzen schon von dem hannoverischen Bologna her, als die Prinzen Ernst, August und Adolf, damals noch Knaben beinahe, dort studirten. Er hatte ihnen in Göttingen schon durch sein kaltes, vornehmes Wesen zu imponiren gewußt und das später fortgesetzt, als Prinz Augustus sich bis zum vorigen Jahre in Hannover aufgehalten. August selbst hatte dem Vater gegenüber oft des Grafen lobend und ihn als großen Staatsmann verehrend gedacht.

Graf Münster war mit dem Glauben nach Italien gekommen, der junge Prinz sei von der Mutter der Lady Auguste gefangen; er fand ein sich zärtlich liebendes Paar, das sich sogar wider den Willen, oder mindestens ohne den Willen der Mutter verheirathet haben wollte. Der Prinz schloß sich vertrauensvoll an Münster an, und dieser offenbarte ihm, anscheinend

ebenso vertrauensvoll, daß Georg III. mit nichts Geringerm umgehe, als die Ehe annulliren zu lassen. Er wußte den Prinzen zu überzeugen, daß der einzig mögliche Weg, den Vater zu einem andern Entschlusse zu bewegen, der sei, daß er selbst nach England reise und sich ihm, Verzeihung erflehend, zu Füßen werfe. Augustus und Augusta wurden für diesen Plan gewonnen; man ging nach Florenz, um hier die Ankunft des Kriegsschiffes zu erwarten, schiffte sich dann in Livorno ein nach Toulon, das damals seinen Hafen den Engländern und Spaniern eröffnet hatte. Karl lernte auf der Rückfahrt Leuktra und Tetuan in Nordafrika sowie Gibraltar kennen. Mit Mühe und Noth entkam man den zahlreichen französischen Kreuzern und Kapern, die von den Thoren Gibraltars bis zum Kanale schwärmten.

Der Graf hatte seinen Auftrag vollführt; Augustus flehte die Verzeihung des Vaters an, aber Georg III. zeigte sich unerbittlich dem Flehen des Sohnes gegenüber, und die Königin-Mutter, die sich später gegen die Frau des Herzogs von Cumberland so streng erwies, hatte auch damals mit dem jüngern Prinzen kein Mitleid. Ein Welfe und ein König von Man, welch ein Unterschied!

Dem Prinzen fehlten Documente über seine Heirath in Rom; er miethete sich und seine Frau in Hannover

Square ein und ließ sich nach dreimaligem kirchlichen Aufgebote als Augustus Friedrich mit Auguste Murray in der Saint-Georg's Church am 4. December 1793 nochmals vor Zeugen trauen.

Am 13. Januar 1794 gebar Auguste einen Sohn, der den Namen Augustus Friedrich und künftig den Zunamen von Este führte, welcher der Familie allein zukam, da eine welfische Abstammung derer, die sich Welfen nennen, nicht nachweisbar ist. Schon drei Tage nach der Geburt war der Wöchnerin aber die Klage des königlichen Generalprocurators behändigt, mit dem Auftrage, daß Se. königliche Hoheit Prinz Augustus Friedrich frei gewesen und noch sei von allem Ehebande mit der genannten hochachtbaren Lady Auguste Murray, und das erzbischöfliche Gericht in London erklärte am 14. Juli 1794 die Ehe für null und nichtig, weil ihr das wesentlichste Erforderniß, die Einwilligung des Königs und Vaters fehlte.

Prinz August vertheidigte aber mit Standhaftigkeit und Ausdauer die Rechtsgültigkeit und Standesgemäßheit der Ehe, da die Parlamentsacte von 1772 nicht anwendbar sei auf außerhalb Großbritannien geschlossene Ehen und daneben ihn und seine Nachkommen, insofern er zugleich hannoverischer Prinz und dort erbberechtigt sei, nicht treffe.

Die Frau Auguste war, noch ehe die Scheidung ausgesprochen, wieder nach Italien zu ihrer Mutter abgereist. Vater und Mutter des Prinzen August konnten mit diesem, der eine tüchtige Portion des väterlichen Eigensinns geerbt hatte, nichts anfangen und erlaubten endlich, daß er sich in Begleitung des Grafen Münster, als seines Mentors, im Frühjahr 1794 gleichfalls nach Italien begab. So kam es, daß wir zu Pfingsten 1794 Karl Haus in Rom treffen.

Die Mission Münster's war eine sehr delicate. Man fürchtete in Carlton House nicht so sehr die Gemahlin des Prinzen, die weniger geistreich als schön war, als deren Mutter, die man für ein herrschsüchtiges, gefährliches Weib ansah. Der Mentor sollte daher nicht die Gatten voneinander fern halten, sondern die Mutter von der Tochter und dem Schwiegersohne. Er sollte versuchen, in dem Prinzen irgendwelchen Kunstenthusiasmus, Liebe zur Kunde des classischen Alterthums oder eine neue Leidenschaft für eine Sängerin, oder was es sonst für ein Subject oder Object sei, anzuregen, wenn es den Prinzen nur von der einzigen Beschäftigung seines damaligen Lebens, von der Liebe zur Gemahlin abzog. Dieser und die Mutter theilten sich damals in die Tochter; war die Mutter zu bewegen, sich von dem Aufenthalte des

Prinzen fern zu halten, so lebten Graf und Gräfin Este, wie sie sich nannten, vereint; kam die Mutter nach Rom, so verließ Münster mit dem Prinzen diese Stadt, um einen Ausflug nach Florenz oder einer andern Stadt zu machen, dann lebten Mutter und Tochter in Rom zusammen.

Der Führer des Prinzen hatte in Göttingen und Hannover wenig Gelegenheit gehabt, Kunststudien zu machen, seine Kenntniß vom classischen Alterthum war eine geringe, hier im täglichen Umgange mit Männern, wie der spätere Cardinal und Staatssecretär Ercole Consalvi, dem besten Kenner der Kunst und des Alterthums, dem freigebigen Beförderer der Tonkunst, trat das Bedürfniß, etwas von Kunst und Alterthum zu wissen, hervor und bestand des Secretärs Beschäftigung hauptsächlich darin, Vorstudien für seinen Herrn zu machen. Er mußte die Kunstsammlungeu, die Alterthümer, die der Graf mit dem Prinzen besuchen wollte, vorher besehen und alles was darüber geschrieben war von Italienern wie von Winckelmann, Hirt, Zanger u. a. studiren, um dem Grafen Vorträge darüber zu halten, sodaß dieser den Cicerone beinahe entbehren konnte. Unser Heustedter erhielt auf diese Weise die anschaulichste Kenntniß des Alterthums, seines Lebens und seiner Kunst, wie des Mittelalters und der Neuzeit. Hier das alte Capitol

der Römerwelt, dort Vatican, Engelsburg und Peterskirche mit ihren Kunstwerken. Karl studirte oft wochenlang, um dem Grafen die Lage eines alten Stadttheils, z. B. des herrlichen Marsfeldes, veranschaulichen zu können, ihm selbst war aber die ganze Situation des jetzt im volkreichsten Theile Roms liegenden schönsten Platzes, den je die Welt gesehen hat, klar. Das Rom, was durch Nero niedergebrannt wurde, war bis auf die Staatsbauten des Augustus, die schon das Marsfeld schmückten, eine häßliche Stadt mit sehr hohen Backsteinhäusern, sehr engen Gassen, die sich bergauf und bergab zogen, die sich nicht mit dem in der schönen Ebene ausgebreiteten Capua, noch weniger mit Alexandria oder Antiochien, mit ihren meilenlangen Prachtstraßen messen konnte. Alle diese engen Straßen waren von Krämern, Händlern, Fleischern, Schenkwirthen, Barbieren in Beschlag genommen, sodaß Rom nur eine große Taverne schien.

Die Marmorstadt des Augustus begann auf dem Marsfelde, dieser weiten, auf drei Seiten von der Windung des Stromes umschlossenen Ebene, mit immer grünem Boden, ringsum von Prachtgebäuden und Denkmälern, von einem Labyrinth säulengetragener Hallen, Kuppeln, Giebeldächern umgeben, die unterbrochen wurden von dem Grün der Lusthaine und

Baumgänge. Hier war das Mausoleum des Augustus mit seinen zwei Obelisken, die Bäder des Nero, der Circus Alexander Severus', das Pantheon, die Bäder Adrian's, die Bäder des Agrippa, das Theater des Pompejus mit seinem Koloß, der Circus Flaminius, dieser Machtbau aus tiburtinischem Stein, so hoch emporragend, daß der Blick kaum bis zur äußersten Höhe emporreichte. Hier war das Theater des Marcellus, die Naumachia des Augustus, die Antoninische Säule, Springbrunnen in großer Menge, Lorber- und Platanengänge. Die Wände der Hallen und Tempel prangten im Farbenschmuck der Mauergemälde und Bildertafeln, Erz- und Marmorstatuen füllten ihre Räume wie die Straßen. In der Mitte des Marsfeldes stand der einhundertsechzehn Fuß hohe Sonnenobelisk, den Augustus aus Aegypten nach Rom gebracht, und welcher der ungeheuern Sonnenuhr mit ellenlangen Ziffern von Bronze auf weißmarmornem Grunde als Träger diente. Jetzt lag dieser Obelisk zerbrochen auf der Erde in einem Winkel, nahe bei seinem alten Standplatze, und seine unzähligen Hieroglyphen waren mit Staub und Schmuz überzogen.

Karl gab sich solchen Studien, die ihn zugleich zu der Geschichte der Mythologie zurückführten, mit der größten Lust und Ausdauer hin, denn nur so oder

wenn er in den Copien des Vaticans dem Genius Rafael's und Leonardo da Vinci's nachsann, oder in der Sixtinischen Kapelle in das „Weltgericht“ Michel Angelo's sich vertiefte, den Gott Jupiter hier verchristlicht wiederfand, oder darüber nachdachte, was wol der Grund sein möge, daß man öffentlich im Vatican die Pariser Bluthochzeit durch ein Bildniß verewige und ehre, vergaß er Olga's, deren Bild ihn in jedem müßigen Augenblicke, am Tage wie nachts im Traume umschwebte. Sein Durst nach großartigem Wirken, seine Sehnsucht, die Lebensaufgabe, die ihm die Geliebte gesteckt hatte, zu verwirklichen, und die Unmöglichkeit, in seiner Stellung auch nur das Kleinste zu schaffen, machte ihn aber nicht zu einem Selbstpeiniger und Weltschmerzmenschen, sondern er suchte sich mit der Wirklichkeit zu versöhnen, indem er sich in die Vergangenheit vertiefte.

Die Politik war ihm in Rom und der Umgebung, worin er lebte, fern gerückt; selten daß er die Zeitungen in die Hände bekam, und dann waren es englische, die vom Kriege berichteten und gegen die Ideen der Französischen Revolution ankämpften.

Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts überwog bei der jungen Männerwelt Europas das genial-liederliche wie das liederliche Element über die idealen Mondscheins-

schwärmer, die eigentlich erst das neunzehnte Jahrhundert geboren hat, nachdem Jean Jacques und Jean Paul ihre Urideale gezeichnet hatten. Das lag in dem ganzen Jahrhundert der Pompadour und Dubarry, und die Verdorbenheit der Weiber hatte dazu einen Grund mitgelegt. In Berlin hatte erst König Saul, dann Prinz Ludwig Ferdinand, Gentz und Genossen den Ton angegeben, in Wien Kaiser Leopold II., Goethe's italienische Reise und die, ich sage nicht wo, scandirten „Römischen Elegien" bewiesen, wie weit man es in Weimar und andern kleinen Orten brachte.

Karl cultivirte zwar eine Mondscheinliebe zu Olga, er war eine weiche Jean Paul'sche Waldnatur und deshalb von Bollmann oft gehänselt und verspottet, aber keine Werther-Hölty'schen Liebesklagen und Petrarca's Seufzer waren ihm verständlich; unverständlich Anakreontische Liebeslieder; Wieland'sche Lascivitäten widerten ihn an, aber er war keineswegs prüde, die Anschauungen der antiken Kunst hatten die Schönheit des Nackten ihm verständlich gemacht, und er konnte die Etikette, welche Feigenblätter vorzubinden befahl, sogar hassen. Das Aufsuchen des Materials zu seinen Studien, der häufige Besuch der Kunstschätze des Vaticans, sein Schwärmen auf dem Forum und andern Orten der classischen Zeit, hatten ihn mit einem Kreise deut-

scher Künstler bekannt gemacht, der weniger für die französische Republik als für eine Republik im Sinne von Heinse's Ardinghello schwärmte. Er hatte dem einen oder andern dadurch, daß er den Grafen Münster auf ihre Werke aufmerksam machte, den Verkauf von Gemälden, Statuetten, geschnittenen Steinen und Gemmen an den Prinzen möglich gemacht und war in ihren Kreisen gern gesehen. Außer wenigen Morgenstunden, in denen er den Grafen in Alterthumskunde und Kunst instruirte und ihn zum Cicerone bei dem Prinzen befähigte, war er unbeschränkter Herr seiner Zeit und gern gesehen in den Werkstätten der Künstler, wie abends und nachts in ihren lorbergezeichneten Osterien. Sie alle nahmen das Liebeleben von der leichtesten und genialsten Seite, die meisten hatten schöne Römerinnen oder Albanerinnen zu Geliebten, die, wenn es sein mußte, Modell standen und an Sonn- und Festtagen mit dem Freunde in die Gebirge wanderten, um den Tag tanzend und kosend, singend und kränzewindend hinzubringen. Unser deutscher Freund hieß in diesen Kreisen nur der blöde Schäfer, die Mädchen und Frauen wurden von den Künstlern förmlich gehetzt, ihn zu bekehren, ihn liebeglühend zu machen. Aber weder diese schlanken, hohen Gestalten, noch die üppig vollen oder die jugendlich zarten mit den schönen schwel-

lenden Lippen vermochten den trüben Ernst und die melancholische Traurigkeit, die sich um sein Herz gelagert, ganz zu verscheuchen. Selbst wenn der Sorgenbrecher, der edle Wein, dem die Künstler neben der Liebe ihre Huldigung darbrachten, ihm von schöner Hand credenzt und von noch schönern Lippen zugetrunken war, blieb er ernst und kalt; das Bild der fernen Verlorenen in seiner Phantasie ließ ihn alle Schönheit um ihn her nur mit halben Augen anschauen. Unter den Mädchen dieses Kreises waren es besonders zwei, welche sich vorgenommen hatten, das Steinherz des Schäfers zu erweichen. Fulvia, die Geliebte Robert's, eine echte Römerin, mit schwarzem, glühendem Augenpaar, üppig schwarzem Haar und den ebenmäßigsten Körperformen, und Angelina, das siebzehnjährige Modell des Bildhauers Otto zu einer Flora, die der Prinz August gekauft und seiner Augusta geschenkt hatte, Angelina hatte den reizendsten Mund, blaue Augen mit langen, schwarzen Wimpern, fein gewölbte schwarze Augenbrauen und eine reiche, üppige Flechte von dunkelbraunem Haar; die reinste vollendetste Jugend lachte aus ihren Augen, trat in ihren zarten und doch vollen Formen zu Tage. Angelina war aus Albano und lud die Gesellschaft zur Hochzeit einer Schwester, die in einer großen Weinlaube gefeiert wurde.

Das war ein Tag voll froher, leichtsinniger Freude, selbst unser Freund thaute auf und lebte der Gegenwart. Er sah zuerst, wie wahrhaft schön die Mädchengestalten waren, mit denen er hier verkehrte auf dieser Hochzeit, die glühenden Blicke, welche Fulvia ihm zuwarf, machten ihn erröthen, und wenn Angelina ihn mit ihren blauen Augen zärtlich anblickte, vergaß er Olga's. Gegen Abend ging man hinaus zum See, wohin die Künstler ein Nachtessen für die Hochzeitsgäste aus der Osterie hatten bringen lassen. Unter Sang und Klang zog man in das Waldesdunkel, der Erdboden war mit dem frischesten Grün bekleidet, aus dem tausend bunte Blumen hervorleuchteten. Freundliche Villen und Klöster blickten aus der Landschaft hervor; links sah man Castel-Gandolfo, rechts auf der Spitze des tiefvioletten Monte-Cavo das Kloster der Passionisten. Geradeaus, über dem Hügelsaum hinweg, glänzte silberdurchsichtig die Campagna, umsäumt von der schönen Kante des Sabinergebirges und dem einsamen Soracte, der wie im Goldduft schwamm. Inmitten aller dieser Herrlichkeit lag Rom weit ausgebreitet in den dunkelgoldigen Strahlen der untergehenden Sonne, und Sanct-Peter streckte daraus sein Riesenhaupt hoch empor, als wollte er sagen: „Siehe, hier ist der Mittelpunkt der Welt, und alle Welt wird von hier regiert.“ Als man zuerst

den dunkelblauen See durch die belaubten Bäume schimmern sah, machte man in dem Pinienwalde halt. Die Hochzeitsgesellschaft lagerte im Kreise, der Becher machte die Runde, man sang, tanzte und lachte. Die Frauen hatten ihre Häupter mit Kränzen von Epheu, Rosen und andern Blumen geschmückt. Während die tiefvioletten Wolkenschichten mit ihren vergoldeten Rändern am Westhimmel sich schon blauschwarz gefärbt hatten, war in Osten der Mond heraufgestiegen und durchzitterte mit seinem Silberschein die Pinienzweige, spiegelte sich da unten im blauen See. Die Lust stieg immer höher, es wurden allerlei Possen und Albernheiten getrieben. Da rief plötzlich Robert: „Zu Ehren der heiligen Jungfrau und der jungen Frau sollen, mit Ausnahme der letztern, alle Mädchen heute das Recht haben, ihren Geliebten treulos zu werden und sich selbst einen andern zu wählen, für heute nur!“

Allgemeines Bravo, nun ging es an die Wahl, Fulvia stürzte von der einen, Angelina von der andern Seite auf den blöden Schäfer zu, und bald geriethen die beiden Freundinnen in Streit um ihre Beute, da jede behauptete, die erste Bewerbung gemacht zu haben.

„Ruhig da, meine Schönen! der blöde Schäfer soll ausgelost werden!“ rief Otto, der Bildhauer, und

der Chorus stimmte lachend ein. Angelina zog das große Los und durfte den Schäfer entführen.

Die Paare lagerten sich nun wieder, jedes in einiger Entfernung von dem andern; hier machte der Herr der neuen Geliebten, die spröde und zurückhaltend sich stellte, die Cour, dort suchte die neue Geliebte das Herz des Mannes, den sie gewählt, zu gewinnen, sodaß die alte Geliebte zuweilen dazwischensprang und den Scherz nicht weiter getrieben wissen wollte. Angelina legte ihren Kopf auf Karl's Schos, zu ihm hinaufsehend mit Blicken, aus denen Amor seine süßesten Pfeile abschoß; sie spitzte die schwellenden, purpurnen Lippen noch üppiger zusammen als eine eben aufgebrochene Rosenknospe, warf die schönen, weißen Arme nach rückwärts hinter den Kopf, daß die herrliche Büste in plastischer Rundung unter dem Mieder sich hervordrängte, und begann dann die langen schwarzen Augenwimpern zu senken. Da hielt es der Blöde nicht länger aus, er drückte einen heißen Kuß auf die ihm gebotenen Lippen. Nun aber schnellte Angelina empor, umfaßte seinen Nacken und küßte ihn mit bacchantischer Wuth.

Fulvia, die neben dem Bildhauer saß, hatte nur Auge und Ohr für dieses Liebespaar, sie schoß empor

und verlangte, daß man dem Spiele ein Ende mache und aufbreche. Dagegen wurde von allen Seiten protestirt und die Eifersüchtige mußte sich in ihr Schicksal ergeben; sie hatte aber den Liebesrausch unterbrochen, den Zauber gelöst, mit dem Angelina Karl umfangen. Dieser kam zu sich, Angelina hatte seine Sinnlichkeit aufgeküßt, er war kein Traummensch mehr, er sah seine Umgebung nicht mehr halb im Geiste abwesend bei Olga; er sah sie ganz und fühlte durch alle Nervenfäden seines Körpers, daß das Weib, das zu seinen Füßen saß, des Begehrens würdig sei.

Es war eine wonnige Mainacht; die Nachtigallen lockten und klagten; erst die den Morgen verkündende Kälte trieb die Gesellschaft aus dem Pinienwalde. In Albano angekommen, rüstete man sich bald zur Abfahrt; die alten Liebhaber nahmen ihre Rechte in Anspruch; der nicht mehr blöde Schäfer war wieder isolirt, er verzichtete auf den Platz im Wagen, um den Weg zu Fuß zurückzulegen. Er träumte auf diesem Wege nicht von seiner Gräfin, sondern alle seine Gefühle und Gedanken waren bei Angelina. Seine Reflexionen behandelten das Horazische Thema: carpe diem, genieße das Leben, solange du noch jung bist, jage keinen Träumen nach, die sich nicht verwirklichen

lassen. Olga ist Gräfin von Schlottheim und für dich verloren, die Flora Otto's liebt dich, und sie ist liebenswerth.

Fulvia aber wollte nicht, daß Angelina das Verdienst habe, das Steinherz des Deutschen der Liebe erschlossen zu haben, sie brütete auf dem Rückwege, in Robert's Armen ruhend, einen Plan aus, wie sie Karl der Nebenbuhlerin entreiße. Ihr Geliebter hatte seit länger als einem halben Jahre sein Atelier jedem Freunde verschlossen gehalten, er hatte den Gegenstand seiner Thätigkeit selbst den befreundeten Kunstgenossen verschwiegen. Um so mehr war unser Freund erstaunt, als er einige Tage nach dem Ausfluge in das Albanergebirge eine schriftliche Einladung erhielt, sich zu einer bestimmten Stunde in Robert's Atelier einzufinden, um dessen neueste Schöpfung zuerst zu schauen. Er verfehlte die ihm bestimmte Zeit nicht. Auf der Staffel Robert's erblickte er eine auf einem rothen Sammtdivan ruhende Venus.

Es war ein Meisterstück, und wenn auch die ganze Situation stark an die Venus von Tizian erinnerte, mußte Karl doch zugestehen, daß der Maler sich selbst übertroffen. „Gelt“, sagte dieser, ein Hesse, „gefällt dir das, blöder Schäfer? Wenn dein Prinz

200 Pfund daranwendet, kann er die Göttin bekommen, schicke ihn her mit dem Grafen."

Der blöde Schäfer stand noch immer im Anschauen versunken, als ihn Robert auf die Schulter klopfte, die Staffel beiseiteschob und sagte: „Und jetzt, Schäfer, sollst du ein Menschenbild sehen, so schön und prächtig, wie es schwerlich heute ein anderes in Rom gibt."

Er näherte sich einem Vorhange von schwerer, violetter Seide, zog ihn auseinander, und auf einem rothen Sammtdivan ruhte Fulvia, das Modell der Venus. Ihr Auge schwamm in wollüstig schmachtendem Naß.

„Nun gehe hin, Schäfer, und bringe der Göttin deinen Tribut", sagte Robert.

Karl kniete nieder vor dem Divan, küßte die schöne Hand Fulvia's, küßte den Mund, küßte die Augen, die seine Sinne verrückten; ein Wonneschauer durchbebte ihn.

„Nun ist's genug", sagte Robert, riß jenen empor und schob den Vorhang zurück, „schaffe mir heute oder morgen den Grafen Münster mit dem Prinzen Augustus hierher, ich brauche Geld und meine Venus braucht ein neues seidenes Kleid und eine Mantille."

Aber Karl konnte weder Münster noch Augustus in das Atelier schaffen. Als er noch immer sinnverwirrt in das Palais zurückkehrte, das Münster und der Graf bewohnte, fand er dort alles beschäftigt mit Reisevorkehrungen. Die Lady Charlotte Stewart war gekommen, um ihre Tochter zu besuchen, und Münster entführte den Prinzen nach Neapel.

---

## Fünftes Kapitel.

### Bajä.

Unser junger Freund fühlte, daß diese schnelle Abreise ein Glück für ihn sei, die beiden italienischen Weiber hätten ihn verrückt, ihn sich selbst und Olga untreu gemacht. Konnte er doch die ganze Nacht hindurch auf der Reise ihre Bilder nicht los werden und brannten ihn ihre Küsse bis in das Mark, als er neben dem stummen englischen Kammerdiener des Prinzen durch die staubgepuderte Campagna den langen Rücken des Albanergebirges hinanfuhr.

Am dritten Tage erst fuhr man, von Aversa her, gegen Abend in Neapel ein. Ein Wald von hohen Bäumen, deren Wipfel mit Weinguirlanden sich vermählen, beschattet die Einfahrt, und Neapel entzog dieses selbst so lange dem Blicke, bis die Reisenden sich im Gewühle der Straßen befanden.

Eine wahrhafte Ueberfülle von neuen Eindrücken

und Erscheinungen stürmte auf Karl ein und verscheuchte die Gedanken an Rom, Angelina und Fulvia.

Es war für den Prinzen und seinen Begleiter ein sehr großes Palais in Santa-Lucia gemiethet, ein englischer Haushofmeister und zahlreiche Dienerschaft, eine sehr elegante, von London herübergebrachte Chaise, ein leichter Jagdwagen, Reitpferde, alles war vorbereitet, galt es doch, dem Prinzen das Leben in Neapel so angenehm als möglich zu machen und die Rückkehr nach Rom zu der Gemahlin solange als möglich zu verzögern. Lord Hamilton, englischer Gesandter in Neapel, war von Georg III. deshalb mit eigenhändigen langen Instructionen versehen, und auch auf den westfälischen Mentor warteten Briefe des Königs mit geheimen Befehlen.

Das Palais, das man bezog, hatte nach der Seite des Molo zwei Thürme, plattgedacht, in deren Mitte ein Frontispize im Renaissancestil sich hervorhob. Der eine dieser Thürme war in seiner obern Etage Karl zur Wohnung angewiesen. Er hatte viel Marmorstufen zu steigen, ehe er zu seinen Gemächern gelangte, aber wie belohnend, als er aus seinem Thürfenster auf den Balkon hinaustrat und den ganzen Golf vor sich liegen sah. Rechts und links die Häusermassen der Stadt, amphitheatralisch aufeinandergethürmt, vor

ihm der Kai mit seinem hundertfältig bewegten Leben, das Meer überdeckt mit Schiffen und buntbewimpelten Barken, voll geputzter, singender, jubelnder Menschen. Nach links über den Hafen hinweg, hinter dem noch ein Theil der Stadt hervorsieht, erhebt sich in stiller Würde und Majestät der Vesuv in seinen einfach großen, mächtigen Formen, violette Abendschatten auf seinem doppelten Gipfel. Aus der einen Spitze desselben kräuselt sich eine leichte, weiße Rauchsäule empor. Sein Fuß ist meilenweit bedeckt mit einer ununterbrochenen Linie von Dörfern, Klöstern und Villen. Eine prächtige Bergkette, die, weit ins Meer laufend, den Golf von Salerno von dem Neapels trennt, zieht sich der Monte Sant-Angelo mit seinen imposanten Schluchten, gewaltigen Abhängen und Spitzen, seinen Thälern und Flächen in ihrer Mitte, mit ihren Schlössern, Villen und Kirchen, in wunderbar schönen Contouren nach Osten bis zum Cap Campanella, wo er plötzlich schroff ins Meer sinkt und verschwindet, um noch einmal als Felseneiland Capri am unbegrenzten Horizont aus blauer Flut emporzutauchen.

In die tiefblaue Meeresfläche vor ihm, mit einem Himmel von glühend strahlendem Blau, von weichem, röthlich-goldenem Abendlichte umgossen, schiebt sich nach rechts wieder ein mächtig kahler Fels vor, be-

grenzt aber von dem Pausilipp, diesem Stück zur Erde gefallenen Himmels, dem Orte, wo Schmerz und Sorge aufhört. Auf seinem grünen Kranze, der sich bis Neapel hinzieht und hier auf der höchsten Spitze mit dem schönen alten Castel Sant-Elmo geschmückt ist, erglänzen Tausende von Villen, Kirchen, Häusern. Der Deutsche hatte noch nie etwas Entzückenderes gesehen und saß bis tief in die Nacht auf dem Balkon, bald zur Rechten, bald zur Linken, bald geradeaus blickend.

Graf Münster hatte am andern Morgen keine weitern „Wünsche", er befahl nie, als daß Karl die Reisebibliothek in seinem Zimmer ordnete, sich mit Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, Kunst und Wissenschaft bekannt mache, und wenn er Zeit übrighabe, das Antikencabinet des Prinzen ordne. Man werde wol einige Jahre in Neapel bleiben und wolle sich da häuslich einrichten und allen Comfort haben, den man für Geld haben könne.

„Ich verzichte", sagte der Graf, „in den ersten vier Wochen auf jeden Vortrag. Sie werden mindestens so lange Zeit brauchen, um die neuen Eindrücke zu überwinden, um sich an den Lärm, den diese Neapolitaner machen, zu gewöhnen, um unbefangen und ob-

jectiv zu fühlen und zu sehen. Mir ist es bei meinem ersten Besuche Neapels nicht besser ergangen."

Die Herrschaften machten Besuch bei dem englischen Gesandten, wurden vorgestellt am Hofe, empfingen Gegenbesuche und Einladungen. Es herrschte damals über Neapel Ferdinand IV., ein Bourbon, oder vielmehr er schoß Wachteln und fing Fische, und es herrschte seine ehrgeizige Frau Karoline, die Tochter Maria Theresia's und Schwester Maria Antoinette's, mitsammt ihrem Buhlen, dem Polizeiminister Acton. Die Königin war von dem glühendsten Hasse gegen die Französische Revolution erfüllt, wie sie jede Neuerung verfolgte, Feindin jeder Bildung war. Schon hatten unter ihrem Regiment die Verfolgungen begonnen, denn das Unerhörte war geschehen, das Buch des Amerikaners Payne über die Menschenrechte war ins Italienische übersetzt und heimlich in Neapel verbreitet. Die Anwesenheit von vierzehn französischen Kriegsschiffen im Golf von Neapel führte zu lebhaftem Verkehre französischer Offiziere und Soldaten mit der Stadt, und es lag in der Natur der Franzosen, vielleicht auch in den Instructionen des Admirals Latouche, daß man Propaganda zu machen suchte für die Ideen der Freiheit und Gleichheit, welche die französische Republik auf ihren Münzen, wie in ihren Fahnen, an ihren

öffentlichen Gebäuden anbrachte, obgleich sich in Paris schon wieder eine goldene Jugend zur exclusiven Aristokratie bildete. Acton hatte die Kerker von Neapel füllen lassen, denn unter den jungen Nobili hatte sich mancher Ideologe gefunden, der für diese Ideen schwärmte, und wer von den ältern, gebildeten Leuten nicht in Genußsucht und Egoismus verkommen war, der mußte neapolitanischen Zuständen gegenüber Freund der französischen Ideen sein. Und so waren denn in der That alle Gelehrte, Aerzte, Richter, Advocaten, viele junge Adeliche und Offiziere heimliche Republikaner, und mannichfache Versuche, die Gleichgesinnten in geheimen Gesellschaften zu organisiren, fanden statt. Unvorsichtige Aeußerungen jugendlicher Feuerköpfe, Verbreitung verbotener Schriften führten indeß, nachdem der französische Admiral Latouche vor der englischen Flotte sich nicht mehr sicher glaubte im Golf Neapels, zur Einsetzung eines Specialgerichtshofs gegen den Jakobinismus, und die Kerker füllten sich mit Verdächtigen und Unschuldigen.

Der König, gleichgültig gegen alle Staatsgeschäfte, träge, nur das Essen, die Jagd und Fischerei liebend, daneben von großer Roheit, überließ alles, was ihm Mühe machen konnte, gern seiner Gemahlin. Diese herrschte mit um so größerer Neigung, beeinflußt von

Jesuiten und ihrem Acton. Der englische Prinz fand am Hofe die glänzendste Aufnahme, das größere Glück aber machte der hochaufgeschossene, blonde, blauäugige Graf Münster; die Königin zeichnete ihn bald in derselben Weise aus, wie ihn die Herzogin von Braunschweig ausgezeichnet hatte, wenigstens erwachte in Acton starke Eifersucht, und er fühlte sich mehr als einmal versucht, einem der zahlreichen Banditen seiner Bekanntschaft einen Wink zu geben, den blonden Deutschen die neapolitanische Klinge kosten zu lassen. Wäre er weniger beschäftigt gewesen, als er es war, wäre Karoline, die schon das vierzigste Jahr zurückgelegt, jünger gewesen, oder hätte sich Münster auch nur im geringsten um Staatsangelegenheiten bekümmert, das Land der Welfen hätte nie einen Erblandmarschall gesehen.

Den Prinzen August zog ein anderer Magnet an, der damals noch nicht für hoffähig oder gar für würdig erachtet wurde, das Bett der Königin zu theilen. Das war Lady Emma Lione Hamilton. Ein neuerer deutscher Dichter nennt sie das schönste Weib des Jahrhunderts; das ist jedenfalls übertrieben. Wir haben in unsern Tagen aus dem Tagebuche der Mutter des Dechanten von Westminster eine ziemlich unbefangene Beschreibung der Dame.

„Lady Emma Lione", schreibt sie, „ist kolossal, jedoch wohlgebaut, bis auf die großen Füße. Ihre Büste gleicht der Ariadne. Ihre Züge sind schön und gebildet, wie auch die Form des Kopfes, namentlich zeichnen sich ihre kleinen Ohren aus. Dunkle Augenbrauen, dunkles Haar, dagegen hellblaue Augen mit einem braunen Fleck auf dem einen Auge geben dem Gesichte einen interessanten Ausdruck; dieses ist lebhaft, veränderlich."

Aber auch die prüde englische Dame gesteht, daß Lady Hamilton zum Entzücken schön war, wenn sie in einfachem Nachtkleide von Calicot, sehr losen weiten Aermeln bis zum Handknöchel, mit Hülfe einiger indischen Shawls, eines Stuhls, eines Kranzes von Rosen, eines Tamburin und einiger Kinder, wenn solche bei der Hand waren, Statuen und Gemälde copirte. Und sie hatte vor dem Prinzen August Statuen copirt, die sie sonst nur dem alten Gemahl dargestellt, sie hatte selbst die Göttin der Liebe copirt, und der Prinz August vergaß seine Augusta und seine Schwüre, dieses Weibes wegen. Lady Emma war damals etwa dreißig Jahre alt und begehrlicher noch als zu der Zeit, da sie sich den gefeiertsten Seehelden zum Sklaven und die Königin zur Busenfreundin und — Bettgenossin machte. Sie, die Tochter eines ver-

führten Dorfmädchens, hatte in den Tavernen von London, in Matrosenkneipen Gin credenzt, sie stand Modell als Aphrodite und Kleopatra, Leda und Diana, sie stellte in Dr. Graham's goldenem Bette die Göttin Hygieia dar und wußte den Lord Charles Granville, aus der Familie der Königsmacher, der Warwicks, einen Vetter der Prinzessin Augusta, so zu entzücken, daß er sie dem Doctor abkaufte und zu seiner Gattin erheben wollte. Die Familie bereitete Schwierigkeiten, und ein Leben voller Luxus stürzte den Lord in Schulden, ja es drohte ihm das Schuldgefängniß. Aber ihm lebt ein alter steinreicher Onkel, der kunstsinnige Ritter Hamilton, Gesandter am Hofe zu Neapel; er soll mit Geld helfen, er soll die Hindernisse zur Heirath aus dem Wege räumen, Emma soll ihm das abschmeicheln; sie reiste nach Neapel. Die Schulden des Neffen wurden nun wol bezahlt und er vor dem Schuldgefängnisse gerettet, aber die schöne Miß Emma Harte wurde Gemahlin des sechzigjährigen Ritters Hamilton, des feinen Kunstkenners, der es fortan vorzog, die Reize schöner Formen an seiner schönen Frau, der vollendeten Künstlerin, zu bewundern, als wie bisher an Gemmen, Sculpturen und Büsten die Schönheit zu studiren, der entzückt war, wenn auch andere hingerissen wurden von Emma Kleopatra,

doppelt beglückt, wenn es ein Prinz, ein englischer, war, der seine Frau bewunderte. Und Emma, sie ist wie alle Künstlerinnen des Lobes und der Bewunderung bedürftig, sie, die bisher vereinsamt an der Seite eines Greises, hat ihren Antonius gefunden und umschlingt ihn mit ihren schönen Armen und hält ihn fern von Rom und seiner Gemahlin, der er schwur, ewig treu zu sein.

Dem Grafen Münster kam dieses Verhältniß, das sich ganz von selbst entsponnen, so gelegen, wie es nur sein konnte, denn sein Auftrag war eben der, den Prinzen der Prinzessin Augusta zu entfremden, die künftige Trennung vorzubereiten. Der Graf war durch andere Bande gefesselt, ihm imponirte die Tochter Marie Theresiens, und wie er sich von jeher hingezogen fühlte zu den Mächtigen dieser Erde, mit denen er, der uralte, westfälische, freie Ritter, sich vollkommen ebenbürtig betrachtete, so hatte die Liebe einer Königin einen besondern Reiz für ihn.

So gewann denn der Privatsecretär Zeit, das neapolitanische Leben nach allen Seiten zu studiren, sich mit dem reichen Inhalt des Museo Borbonico vertraut zu machen, Vergleiche anzustellen zwischen Rom und Neapel. Er war bei Tage, noch mehr bei Nacht in den Straßen, auf dem Kai, auf dem Meere.

Der Zufall ließ ihn in Neapel auch bald einen Landsmann kennen lernen, einen Sachsen, Friedrich Hellung, der ihm bald ein Freund wurde. Dieser, der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, hatte in Leipzig und Jena Jurisprudenz studirt, allein die Liebe zur Kunst trieb ihn nach Dresden, wo er sein Talent zum Malen durch ernste Studien ausgebildet, dann, nach kurzem Aufenthalte in Oberitalien, nach Neapel gereist war, um sich hier, unter Philipp Hackert's Leitung, in Landschaftsmalerei weiter zu fördern. Er war ein durch und durch wissenschaftlich gebildeter Mann, der Kant mit Eifer und Verstand studirt und in Jena zu Fichte's Füßen gesessen hatte. Es fanden sich leicht geistige Bezüge, und das Verhältniß wurde bald sehr innig, sodaß unser Freund dem neuen Bekannten sein Herz aufschloß, seine Jugendgeschichte erzählte und seine Liebe zu Olga nicht verschwieg. Dieser war auch nicht ohne Liebe, aber seine Neigung war einem Wesen zugewendet, das in bürgerlicher Stellung unter ihm stand, der Tochter eines Gärtners in Jena, die er beim Tanze im Paradiese kennen gelernt hatte. Sie war sehr schön; das bewies ein von dem Anbeter selbst gemaltes Miniaturporträt, das er beständig bei sich führte, sie war gut und gläubig an den Geliebten. Wenn, in die kühlsten Zimmer des Palastes zurück-

gezogen, die beiden jungen Leute ihr Eiswasser schlürften und heimlich eine Pfeife rauchten (der Graf rauchte nicht und sah es ungern, wenn Karl rauchte oder auch nur etwas von Rauch duftete, daher dieser nur in einem hintern Zimmer und in einem Costüm, dessen er sich sofort entledigte und das seinen besondern Aufbewahrungsort hatte, dieser studentischen Neigung fröhnte), dann pflegten sie von Olga und Karoline, so hieß die Gärtnerstochter, zu sprechen und einzelne Scenen aus ihrem frühern Leben auszumalen.

Es war einer jener unbeschreiblich schönen Abende, als die Freunde in den Golf sich fahren ließen, um in den blauen, ruhigen, kühlen Fluten zu baden und zu schwimmen. Man fuhr so weit in den Golf hinaus, bis man hinter dem Vorgebirge des Pausilipp die schöne Insel Ischia mit ihrem majestätisch aufsteigenden Epomeo aus der goldenen Glut des Abendhimmels und des feuchtflimmernden Meeres hervortreten sah.

Als die Sonne am Horizont des Meeres stand, im Begriff, in dessen feuchte Arme zu tauchen, stürzten die Jünglinge sich in die wonnigen Wellen und kehrten dann zurück. Die Berge lagen schon dunkel und duftig da, nur hin und wieder lagerte sich noch ein Abendschimmer, wie von der ins Meer gesunkenen Sonne zurückgeblieben, auf den höchsten Spitzen derselben.

Je dunkler der Himmel wurde, je heller wurde das Meer, das wirklich ein krystallener Pokal zu sein schien, gefüllt mit dem goldenen Wein des Abendroths, welches an tausend Stellen hindurchfunkelte und wunderbar sich mischte mit dem tiefdunkeln Grün, bis es immer matter und dunkler wurde und wie eine urschwarze glatte Fläche vor ihnen lag. Je näher man der Stadt kam, die in ihrer ganzen ungeheuern Ausdehnung sich an die Pausilipprücken hinaufbaute und über der, von den vielen tausend Lichtern, die aus den Häusern und den Straßen, die den Berg hinauflaufen, glänzten, ein golden schwirrender, funkelnder, zitternder Dunstkreis sich ausbreitete, desto lebhafter wurde es auch auf dem Meere. Rund um den Rand des Golfs kamen Hunderte von Fischernachen mit großen Fackeln zum Vorschein. Die Fischer hatten angezündete Späne oder Fackeln an einer Stange über den Bord des Schiffs hinaushängen, um das Meer zu beleuchten, sie lagen mit dem halben Körper über den Bord hinaus, einen Dreizack, einer Mistforke ähnlich, in der Hand, und stachen in die Tiefe hinab, wo sie bei der Klarheit des Wassers den vom Lichte geblendeten Fisch, den fetten Cefalo, die hochrothe Gernale, leicht erblickten und mit sicherm Stoße spießend heraufzogen. Dann wurden die Späne im eisernen

Korbe erneuert und der Fang begann von neuem. Hier und da tönte Gesang aus der Barke. Plötzlich aber beginnt zur Rechten ein dumpfes Grollen, der Vesuv, dessen schwarze Rauchsäule die Nacht verschlungen hat, der aber wie ein düsterer Riese am Horizont aus dem Meere steigt, wirft einen feurigen Glutstrahl in die Höhe, der minutenlang sich wie eine Fontaine in den Himmel erhebt und dann wieder verschwindet; abermals lodert die Flamme hoch aus dem Aschenkegel heraus und spiegelt sich im nächtlichen Meere. Die Freunde hießen die Schiffer halten, um das Schauspiel, auf der einen Seite den Kranz der erleuchteten Stadt, auf der andern den speienden Berg, der, wenn er seine Feuerrakete in die Luft schleuderte, alle Lichtlein in Neapel erlöschen machte, die aber sofort wieder leuchteten, wenn der Strahl wieder erlosch, mit Muße zu betrachten.

Es war schon Nacht, als die Freunde dem Molo sich nahten, aber das Getöse und Leben war noch dasselbe wie am Tage, nur noch lärmender und greller, weil bei Laternen- und Fackelschein. Da zanken die halbnackten dunkelbraunen Garköche an ihren auf Flammen stehenden Töpfen und rundum mit Fackeln bepflanzten Tischen, mit einer Menge wilder Kerle mit dunkeln, schwarzen Schlangenlocken und funkelnden

Augen, die um den Tisch stehen und mit Gier ihre Schüssel Maccaroni mit Liebesäpfeln verschlingen. Winselnde Bettler sprechen um eine Gabe an; da liegt ein halbes Dutzend Lazzaroni an den Häusern und schläft bei dem Höllenlärm den Schlaf des Gerechten; zerlumpte, halbnackte Jungen, Fischhändler, Limonadenhändler, Austernhändler und Muschelverkäufer, alles wogt durcheinander. Aufgeputzte, zweideutige Damen, Mönche jeder Gattung, Esel, Pferde, Wagen, wandernde Buch- und Bilderhändler drängen sich. Blumenverkäufer, Eiswasserverkäufer stehen hinter buntbemalten, auf offener Straße aufgestellten Büffets und preisen ihre Waaren an. Alles, was nicht schläft, schreit und lärmt. Der ganze Molo ist wie eine Teufelsküche, und es gehören starke Nerven dazu, hier eine Stunde zu weilen. Die Männer sind kräftig und schön, die Frauen unschön, sogar häßlich, ungraziös, in den niedern Ständen schmuzig dazu. Die Nacht war zu schön und nicht geschaffen, sie zu verschlafen, der Maler stieg mit Karl zu dessen Balkon hinauf, um den Vesuv noch weiter arbeiten zu sehen.

„Ein glückliches Volk", sagte der Maler, „diese vollständige Bedürfnißlosigkeit, niemals geplagt zu werden von Hunger und Kälte. Die paar Grani für Maccaroni oder Muscheln können auf hundertfache Weise

verdient werden, eine Stunde Arbeit, zehn Stunden Schlaf und dreizehn Stunden Vergnügen, und sei es auch nur das Schreien!"

„Du sprichst doch im Spaß", erwiderte Karl, „ich finde diese Bedürfnißlosigkeit aber schrecklich, denn was unterscheidet die Massen von einer Bande Affen? Nur daß sie sprechen, schreien, zanken; von Geist, von Denken kaum eine Spur. Kann man diesen Heiligendienst noch eine Religion nennen? Glauben von diesen 400000 Menschen nicht 390000 an den Hokuspokus des Flüssigwerdens des Bluts des heiligen Januarius und der Milch der Jungfrau Maria? Sollte es möglich sein, in diesem schmuzigen, lumpigen, leblosen Gesindel auch nur eine Idee anzuregen, den Gedanken an das Vaterland oder den Gedanken an die Freiheit? Nein, glaube mir, die Bedürfnisse sind es allein, die zur Cultur treiben, die Bedürfnisse allein regieren die Welt."

„Hat Masaniello in diesem Haufen nicht die Gedanken der Freiheit wach zu rufen gewußt?" erwiderte der Maler. „Siehe dort rechts die Gruppe hinter dem Zelte des Maccaronikochs; auf der steinernen Brüstung des Molo siehst du einen alten Schiffer mit einem Wachstuchhute auf dem Kopfe, die Jacke über die Schulter gehängt, um ihn herum lagert und kauert,

steht und sitzt eine Anzahl verschiedener Leute, Frauen und Kinder, Matrosen und Soldaten, Handwerker und Bettler. Du siehst nur, wie der alte Mann, der uns den Rücken zukehrt, mit den Händen gesticulirt. Weißt du, was er thut? Er improvisirt, er singt den andächtigen Zuhörenden vielleicht von Masaniello oder von der Liebe, oder vom Meere im Sturm und Kampf, vielleicht eine Strophe aus Tasso oder einen Gesang aus Dante. Zeige mir in Deutschland einen solchen Volksdichter, sammle dort das Volk, um Elegien anzuhören! Um elende Marionettenbuden wirst du es stehen sehen, aber mit solcher Andacht einer Dichtung lauschend, niemals.“

„Nun sieh du einmal hier gerade hinunter“, entgegnete der andere, „da wirst du auf der untersten Marmorstufe unserer Freitreppe zwei Kerle in ihre Mäntel gehüllt liegen sehen. Du glaubst, es sind Lazzaroni. Mitnichten, es sind Vapos, Männer, wohlbewaffnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, die schon manchen ihrer Freunde, Banditen, die eigene Klinge zu kosten gegeben. Siehe, die Königin dieser Lande, die hohes Interesse nimmt an meinem Grafen, hat sie gedungen, diesen vor den Dolchstichen von Banditen zu schützen, die, wie sie glaubt, ihr früherer Geliebter, der Minister Acton, auf den Grafen senden

würde. Anfangs war der Graf in großer Besorgniß, wenn er sah, wie diese Menschen ihn wie sein Schatten bei Tag und Nacht verfolgten, er fürchtete einen Anschlag auf sich selbst. Der Vermiether dieses Palastes hat mir erklärt, daß es Vapos sind und mein Graf in ihren Schutz gegeben ist. Sind das Zustände?“

Man disputirte noch lange, ohne sich einigen zu können. Karl mochte ein halbes Jahr in Neapel gelebt haben, ohne von seinem Grafen zu irgendeiner Dienstleistung herangezogen zu sein, als er eines Tages von Münster den Auftrag erhielt, nach Bajä zu fahren, dort die Gegend zu erkundigen und nachzuforschen, ob sich dort ein deutscher Graf aufhalte.

Karl gewann den Maler leicht als Reisegefährten, und man fuhr an einem herrlich frischen Morgen die lange Chiaja hinab, dem Pausilipp zu und durch dessen Tunnel, eine alte Römerarbeit, in den Golf von Bajä ein. Es hat der Tunnel etwa die Länge von eintausend Schritt, dagegen nur eine Breite von etwa zwanzig Fuß und vierzig Fuß Höhe. Sobald man aus dem Dunkel wieder ins Freie kam, hatte man eine neue Landschaft vor sich, von Neapel und seinem Golf war nichts zu sehen, selbst nicht der Vesuv, dagegen ragt eine schmale Landspitze, die eine Meeres-

spalte in sich schließt, noch südlicher als der Pausilipp hervor, das Cap Miseno mit den westlich dahinterliegenden schloßgekrönten Inseln Procida und Ischia. Statt des stets zerrissenen schroffen Meeresufers, an dem man bisher gefahren war, thut sich eine weite Bucht mit üppig bewachsenem, sanftwelligem Lande auf. Zur linken auf der gegenüberliegenden Landzunge glänzen oben auf der Höhe die röthlichen Mauern des Castells von Bajä, diesem gegenüber liegt an der rechten Seite das freundliche Städtchen Puzzuoli. Der Golf schneidet sich zwischen beiden Orten nordwestlich in Form eines Dreiecks in das Land und man sieht den Monte-Nuovo, einen nackten aschenkegeligen Berg, welcher erst 1538 sich in einer Nacht emporhob und den fischreichen Lucrinersee zu einem Sumpf machte, links davon den Avernus, der den Freunden aber nicht so furchtbar vorkam, als ihn Virgil beschreibt.

In Puzzuoli wurde Rast gehalten; ein Schwarm Verkäufer von Münzen, Conchylien und andern anständigen und unanständigen Dingen, Ciceroni, Fackelträger, Bettler umdrängten den Wagen unserer Freunde am Thor des stillen Städtchens und folgte ihnen bis zur Osteria am Molo, da, wo Caligula seine berüchtigte Brücke über den Golf nach Bajä gebaut haben soll; weder Scheltworte, noch Spott, noch Schwei=

gen vermochte sie zu vertreiben, das Wort des Wirths allein vermochte es. Die kleinen salzigen Austern von Bajä geben dem prächtigen Wein von Ischia die schönste Folie. In einer Weinlaube, mit dem Blick auf Bajä, hielt man Mittagsmahl und später Siesta.

„Siehe da, dieses Fischerdorf, diesen armseligen Ort“, sagte der Maler, das Perspectiv, mit dem er über den Golf hinüberblickte, an Karl reichend, „ich erblicke in dem oder vielmehr über dem ganzen Malarianeste nur eine bewohnbare Villa, rechts vom Castell. Sollte man glauben, daß hier fünfhundert Jahre lang das erste Luxusbad der Alten Welt war, mit so großartigen Anstalten für Cur und Vergnügungen, wie kein Bad in der Welt seitdem existirte?“

„Ich weiß aus den Alten“, erwiderte Karl, „daß Tausende von Villen die waldigen Höhen gleich einer Perlenschnur säumten und Abertausende den Strand bedeckten, ja bis tief in das ruhige Meer hineingebaut waren, daß eine große Anzahl kaiserlicher Paläste die Stadt schmückten, daß die Thermen mit denen von Rom wetteiferten, die Tempel der Venus Genetrix, des Mercur und der Diana weit berühmt waren.“

„Und ich erinnere mich auch Ovid's «Kunst zu lieben»“, fuhr der Freund, der seine classische Bildung zeigen wollte, fort, „daß er jungen Männern, die

Liebesverhältnisse anknüpfen wollen, die Appische Heerstraße, diesen schönsten aller Wege empfiehlt, gefüllt von wallfahrtenden Frauen, die dieser oder jener Göttin ein Gelübde erfüllen wollten, namentlich der Venus zu Bajä, Kränze in den Haaren und Fackeln in den Händen, oder in prächtigen Wagen die theuer erkauften Ponies selbst lenkend."

„Ja, so vergänglich ist Menschenwerk", ergänzte der andere, gleichsam als wolle er hinter dem Freunde nicht zurückbleiben in Kunde des Alterthums, „was dem Luxus und der Wollust fröhnte! Da, wo vor siebzehnhundert Jahren sich vierzigtausend Badegäste herumtummelten, wo dieser Golf auf beiden Seiten vom Morgen bis zum Abend von Gesang und rauschender Musik erschallte, wo rosenbekränzte Gesellschaften in den Myrtenhainen am Strande, auf Gondeln und Barken festliche Gelage hielten, zärtliche Paare die Einsamkeit suchten in dichten Myrtenhainen, zahlreiche bunte Barken und Gondeln sich in Wettfahrten maßen, oder zu einer kaiserlichen Prachtgalere, oder zu den Kriegsschiffen da drüben im Mare-Morte segelten, die Badegäste vor den Serenaden nicht einschlafen konnten, die hier dieser, dort jener Schönheit gebracht wurden, alle Welt darüber einstimmig war, daß dieser Golf die schönste Gegend auf der ganzen Erde sei, ist heute

ein verödeter Strand, von Fiebern heimgesucht und armen Fischern zur Wohnstätte dienend."

„Aber, Bruder!" rief der Maler, das Glas mit dem Ischiawein emporhaltend, „vergessen wir nicht, was der Dichter sagt:

Einst war das Wasser in Bajä kalt,
Venus ließ Amor darin schwimmen,
Ein Funke seiner Fackel fiel hinein und entzündete es,
Seitdem verfällt, wer dort badet, in Liebe.

Wir beide sind in Liebe schon verfallen, aber unsere Lieben sind fern, eilen wir nach Bajä, um uns in der Liebe zu den Geliebten zu stärken im kühlen Meeresbade!"

„Und du willst den Dianentempel, das Amphitheater, den Jupitertempel ungesehen lassen?"

„Wir haben dazu auf der Rückfahrt Zeit, mich treibt es mit unerklärlichem Drange nach Bajä."

Der Golf wurde umfahren, weder der Avernersee, noch die spärlichen Ueberreste des alten Cumä, auch nicht die Elyseischen Gefilde wurden besucht, unser Freund trieb, nach Bajä zu kommen. Dieses umfaßte nur wenige ärmliche Hütten, und in einer kleinen, schmuzigen Osteria fand sich kaum für die Pferde ein Aufenthalt; doch war die rebenumflochtene Veranda kühl, der Wein trinkbar, die Maccaroni zu genießen.

Nach kurzer Zeit trieb es die Freunde ins Meer, das spiegelglatte. Das Bad erquickte und stärkte.

Nach der Rückkehr erfuhr Karl auf Befragen, daß allerdings seit drei Wochen ein deutscher Herr mit Frau und Dienerschaft die Villa neben dem Castell bewohne, um hier die Bäder des Nero zu gebrauchen. Die Frau, eine Engländerin, sei reizend schön und sei vor kurzem in Begleitung ihrer langaufgeschossenen blassen Begleiterin der Grotte der Sibylla zugegangen.

Wie kam Karl unwillkürlich der Gedanke an Olga? Sein Gefährte drängte, die Tempelruinen zu sehen, und setzte sich sofort, diese zu skizziren, als man dahin gelangt war. Der Führer, welcher sich ihnen angeboten, erbot sich, Karl indeß in die Grotte der Sibylla zu führen. Ein in den Felsen gehauener Gang, der unzweifelhaft einst Bajä mit Cumä verband, sollte eben betreten werden, als aus dem Innern zwei Frauengestalten heraustraten.

Karl schrie laut auf, denn seine Jugendgeliebte, gefolgt von ihrer frühern englischen Gouvernante, stand vor ihm.

Die Gräfin hatte sich zu einer vollendeten Schönheit entwickelt, alles Eckige, Spitze, Scharfe, was ihre Züge in Heustedt noch an sich trugen, war einer anmuthigen Fülle gewichen; alles aber deutete noch die

verschlossene Rosenknospe an; es war die jungfräuliche Olga, die vor ihm stand, nicht die Gräfin Schlottheim.

Diese, von der Helligkeit des Tages geblendet, hatte den Geliebten im Anfang nicht erkannt und war erst durch seinen Schrei aufmerksam geworden, sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er mit heißen Küssen bedeckte. Er schickte den Führer zurück, dem Zeichner zu melden, daß er ihn am Strande erwarte.

Die Jugendgenossen gingen am Strande, der von den Trümmern der Paläste und Thermen eingenommen ist, die der übermüthige Luxus eines Hortensius, Lucullus, Marcus Piso, Nero hier erbaute und aus deren zerfallenen Gewölben bettelnd Hände sich überall den Wandernden entgegendrängten. Sie hatten sich so viel zu sagen, daß dieses Anbetteln sie in hohem Grade belästigte. Die hier schon bekannte Olga schlug daher auf dem Wege zu dem Dorfe Bauli einen Nebenweg ein, der den Berg hinan in einen Myrtenhain führte. Die Engländerin blieb zurück, um eine umgefallene Säule eines alten Palastes zu skizziren. Man stieg beinahe zum Gipfel des Berges hinan, wo eine der unzähligen Grotten, mit denen die Felsen des Cap Misenum bedeckt sind, zur Ruhe einlud. Es war ein Ort, wie die Dichter ihn lieben für ein liebendes Paar. Die Gräfin hatte ihre bisherigen Lebensschicksale kurz

erzählt, jetzt erzählte auch der Geliebte, aber er faßte sich kurz, denn er führte Olga's Hand, die er in der seinigen hielt, wiederholt zu den Lippen und sah zu ihr mit immer wärmern Blicken empor.

Olga erhob sich: „Wir müssen für heute Abschied nehmen, aber ich hoffe, dich bald in Neapel zu sehen, einzig Herzgeliebter", sagte sie und reichte ihm die Hand. „Dein Weg führt da hinunter, ich muß hinter dem Castell zu meiner Villa."

Karl ergriff ihre Hand und zog sie an sich, sie auf den Mund küssend mit dem Feuer, das Angelina ihm eingeküßt.

Von Westen, vom Tyrrhenischen Meere, brauste der Wind und schüttelte die Myrtenblüten zur Erde. Olga hatte die glühenden Küsse des Geliebten mit einer Art geistiger Bewußtlosigkeit empfangen; als dieser aber kühner zu werden begann, kam ihr das Bewußtsein wieder, sie riß sich mit Heftigkeit aus seinen Armen und floh aus der Grotte, dem Erstaunten und Erschreckten zurufend: „Auf Wiedersehen in Neapel!"

---

## Sechstes Kapitel.

### Zum ewigen Frieden.

Wer das Pfarrhaus zu Grünfelde erbaut hatte, mußte ein Freund von Wind und Zug, oder, wie der sechzigjährige Pfarrer Weber sagte, ein großer Esel gewesen sein. Das Haus war auf einer Sanddüne, welche die Weser vor vielen tausend Jahren bei Bildung ihres jetzigen Bettes ausgeworfen haben mochte, gleich der sich ähnliche meilenlang am westlichen Weserufer hinzogen, nachdem bei der Porta die letzten Berge Abschied genommen, erbaut und dem West- wie Nord-, dem Ost- wie Südwinde ausgesetzt. Am südlichen Abhange des Hügels befand sich ein kleiner zur Pfarre gehöriger Eichfünder mit einhundertfunfzig bis zweihundert guten alten Stämmen. Hätte man von diesen einige dreißig geopfert und die Pfarre an das südliche Ende des Eichkamps gebaut, so wäre sie gegen West-, Nord- und Ostwind geschützt gewesen und hätte der Kirche bedeutend näher gestanden.

Der Pfarrer Weber hatte über dreißig Jahre in dem Hause gewohnt, aber er wie seine Frau fühlten auch den Rheumatismus in allen Gliedern. Der Pfarrer, sonst rüstig an Geist und Körper, hätte wahrlich keines Pfarrcollaborators bedurft, wäre das Haus nicht unter Leitung eines kurfürstlich hannoverischen Baucommissars und mit Genehmigung des hohen Consistoriums vom grünen Tische her dort oben erbaut worden. Die Gemeinde hatte vergeblich protestirt. So aber hatte Weber schon vor zwei Jahren um einen jüngern Gehülfen nachsuchen müssen, und seit einem Jahre etwa war Heinrich Schulz als solcher ihm zugeordnet. Der Pfarrer wohnte mit seiner Frau zur Erde, weil da die Küche lag und die Zimmer nach Süden belegen waren, also mindestens Sonne hatten. Der Pfarrcollaborator war oben einquartiert, sein Arbeitszimmer lag nach Westen, sein Empfangszimmer nach Norden.

Es war nachmittags des 10. Novembers 1795, aber so finster, daß Heinrich seine einfache zinnerne Oellampe hatte anzünden müssen, um sehen zu können — der Regen schlug in dicken Tropfen an die Fenster seines Studirzimmers, und der Wind wehte durch die schlecht anschließenden Fenster und Thüren. Zwar war der große Kachelofen mit Torf wohl geheizt, aber Heinrich mußte eine wollene Decke um den

Körper schlagen, um den Zug im Zimmer weniger zu fühlen.

Er saß da und arbeitete an einer Predigt zum nächsten Sonntage, und um diese Predigt anzufertigen, hatte er am Morgen ein kleines Buch studirt, das noch offen auf seinem Schreibtische lag und das erst vor kurzer Zeit erschienen war. Der Titel lautete: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf von Immanuel Kant."

Kant verwahrt sich in der Vorrede gegen böswillige Auslegung; er sagt, um im Sinne unserer Tage zu reden: „Die Realpolitiker sehen mit großer Selbstgefälligkeit auf den Theoretiker als Schulweisen herab, sie glauben, daß seine sachleeren Ideen dem Staat, welcher von Erfahrungsgrundsätzen ausgehen müsse, keine Gefahr bringen können; nun so lasse man mich auch einmal meine elf Kegel auf einmal werfen, ohne daß die weltkundigen Staatsmänner darin Gefahr für den Staat wittern."

Es hat nach ihm Fichte in noch methodischerer Weise die neun Kegel auf einmal umgeworfen, und in einer Zeit, wo man längst durch Napoleon gelernt hatte, daß die Ideologen doch so ungefährlich nicht waren, haben Arnold Ruge und andere versucht, den König aus der Mitte zu treffen. Die Realpolitiker haben

aber immer den Sieg davongetragen und in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, am Tage, wo das Telegramm die Nachricht bringt, daß heute in Nikolsburg die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Preußen unterzeichnet sind, beweist der größte Realpolitiker unserer Zeit, der Mann, der Deutschland durch Blut und Eisen zur Einheit führen will, daß das alles leere Hirngespinste eines Philosophen waren. Es steht freilich dahin, auf wie lange Zeit seine Beweisstützen halten werden, und wie Südwestdeutschland diese Einheit ansieht.

Und doch müssen wir uns die Präliminarartikel zum ewigen Frieden einmal ansehen, um zu begreifen, wie der angehende Pastor einen ganzen Tag über denselben grübeln konnte. Wir geben die Artikel ohne die Kant'schen Randglossen dazu, die eigentlich das sind, was die Sauce zum Braten, indem wir hoffen, diejenigen unserer Leser, die sich für die Sache interessiren und die mit uns nicht ohne die Hoffnung sind, der Friedenscongreß werde schließlich durchdringen, auch einsehen werden, daß dann die Kant'schen Präliminarartikel ihre Berücksichtigung gefunden haben müssen. Diese aber lauten:

„I. Es soll kein Friedensschluß für einen solchen

gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.

II. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.

III. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.

IV. Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden.

V. Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen.

VI. Es soll kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten sich erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind, Anstellung der Meuchelmörder (percussores), Giftmischer (venefici), Brechung der Capitulationen, Anstiftung des Verraths (perduellio) in dem bekriegten Staate."

Diese Präliminarartikel waren leicht verständlich, sie konnten auch dem Volke verständlich gemacht werden, denn dieses war des Kriegs über und über müde und freute sich, daß Preußen den Frieden von Basel im Frühjahre geschlossen hatte, und daß es hinter der

Demarcationslinie ruhig sitzen konnte. Freilich unverständlich erschien es, daß Georg III. sich um so inniger an Oesterreich anschloß und mit diesem den Krieg gegen Frankreich fortsetzte, welches seit einem Monate, wo der siebenundzwanzigjährige Napoleon den Aufruhr der Sectionen von Paris niedergeschmettert und diese entwaffnet hatte, einer neuen Phase entgegenging.

Schwieriger schien es ihm, die Definitivartikel zur Sprache zu bringen; denn obgleich ihm selbst durch Kant's Erörterung der erste dieser Artikel: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein", klar war und vernünftig schien, so viel sah er ein, daß er denselben nicht auf die Kanzel bringen dürfe.

Heinrich wollte am nächsten Sonntage in besonderer persönlicher Veranlassung vom ewigen Frieden sprechen, das heißt von dem im Grabe; er liebte es aber, neben den christlich-theologischen Gedanken auch philosophische, wenn der gewöhnliche Verstand sie fassen konnte, namentlich humane, zu entwickeln. Der Gedanke eines ewigen Friedens, einer Fortentwickelung der Menschheit ohne Gewalt, ohne in ein System, Krieg genannt, gebrachten Mord und Todtschlag und hinterher Raub, hatte ihn so ergriffen, daß er beide Gedanken miteinander verweben wollte. Dazu hatte er das Kant'sche

„Essay“ von neuem heute studirt. Aber schon vom Morgen saß er auf seiner Stube, machte Dispositionen zur Predigt und verwarf sie wieder, schrieb einzelne gute Gedanken nieder, konnte aber doch keine Klarheit über den Gang gewinnen, den er zu nehmen hatte.

Es traten auch zu viele störende Rückerinnerungen dazwischen; es war am 10. November 1791 gewesen, als Anna Dummeier sich mit Claasing verlobt hatte; in derselben Nacht im nächsten Jahre war sie so urplötzlich zum ewigen Frieden eingegangen. Darauf im folgenden Jahre, wenn nicht auf denselben Tag, doch wenige Tage später, hatte sich der Obergestütmeister Claasing mit der Mutter seiner Schülerinnen verlobt und diese eitle Frau im Anfange des vorigen Jahres geheirathet.

Die Trennung von seinen Zöglingen war Heinrich schwer geworden. Therese hatte sich zur blühendsten Jungfrau entwickelt, sie hatte ihre Zuneigung Heinrich bewahrt, obgleich sie zurückhaltender geworden war. Sie hatte eben dadurch aber das liebedürftige Herz desselben erst recht in Flammen gesetzt, die zu dämpfen der ganze Apparat der Religion und Moral, den er pflichtschuldig in sich trug, nicht mächtig genug war. Wäre sie die zweite Tochter und nicht die Anerbin gewesen, er würde eine Erklärung nicht zurückgehalten

haben. Aber um die Anerbin zweier Höfe zu werben, das war von seiten eines armen Candidaten zu viel, das hätte geheißen gegen Anstand und Sitte verstoßen, das würde ihm einen Korb von der Mutter, seine Entlassung als Hauslehrer, Schimpf und Schande in Grünfelde und Heustedt eingetragen haben.

Seine ältere Schülerin, obgleich sie noch nie einen Roman gelesen hatte und nie weiter in die Welt gekommen war als nach Heustedt, hatte längst bemerkt, daß ihre Liebe Gegenliebe gefunden habe. Wie hätte es auch anders sein können? Ihr war eine naive Koketterie angeboren und sie begann den armen Candidaten zu necken. Hatte er seine Aeltern in Heustedt besucht, so sollte er Rechenschaft ablegen, ob er die Tochter des Rectors nicht getroffen habe bei seiner Schwester, der Cantorin Cruella. Hatte er auf Ersuchen des Superintendenten für diesen gepredigt und dort zu Mittag gegessen, so war Superintendentens Malchen eine Woche hindurch das Stichblatt ihrer Ergüsse, deren allgemeine Melodie immer darauf hinauslief, so ein dummes Bauermädel wie sie und ihre Schwester, das sei für einen Candidaten der Gottesgelahrtheit zu schlecht, der müsse sich eine Stadtdame als Pfarrerin für Grünfelde aussuchen.

Es war vielfach im Dorfe die Rede davon ge-

wesen, daß der Pfarrer Weber emeritirt zu werden wünsche, und daß die Bauerschaft dann Heinrich als Pastor, mindestens als Collaborator haben wolle.

Die Verlobung ihrer Mutter hatte die beiden Schwestern zwar sehr ernst gestimmt, es war ihnen die Mutter, an der sie mit größter kindlicher Liebe hingen, dadurch um so mehr entfremdet, als eine unwillkürliche Abneigung gegen Claasing sich der Schwestern bemächtigt hatte vom ersten Augenblicke, da sie denselben gesehen. Die Entschuldigung der Mutter: sie habe den Schritt nur gethan, um das Glück ihrer Töchter zu fördern, sie in die vornehme Welt zu bringen und ihnen Aussicht auf glänzendere Partien zu eröffnen, als die gewesen, wozu sie selbst vom eigenen Vater gezwungen, stimmte gar nicht mit den Neigungen der Töchter überein. Therese wollte gar keine glänzende Partie machen, sie hätte alle ihre Reichthümer gern dem armen Heinrich zu Füßen gelegt, und hatte ihrer Vertrauten, der Schwester, schon längst den Gedanken offenbart, sie werde zu Gunsten derselben auf ihr Anerbenrecht verzichten, sobald sie volljährig geworden sei, denn sie wisse, nur dieses unglückliche Anerbenthum stehe zwischen ihr und Heinrich.

Dieser mußte jetzt trösten, alle Neckereien hatten

aufgehört; was die Zukunft brachte, war ungewiß geworden. Bekam die Mutter noch Kinder, etwa einen Sohn, so war es nach damaliger Rechtsansicht mit dem Anerbenrechte von selbst vorbei. Wie sollte man überhaupt in einer Familie leben können, deren Haupt man nicht lieben konnte, gegen das man einen instinctmäßigen Abscheu fühlte!? Heinrich hatte vorgeschlagen, er wolle die Mutter zu bereden suchen, die Schwestern nach Verden oder nach Nienburg zu einem Prediger oder Lehrer zu senden. Davon wollte aber Therese nichts wissen, und Agnes hatte keinen andern Willen als den ihrer Schwester.

Indeß war das Consistorium den Bitten des Pastors Weber nachgekommen, es hatte ihm den Candidaten zum Gehülfen gegeben. Der Pastor wollte von der Gemeinde Abschied nehmen, am folgenden Tage sollte Heinrich den Siebenmeierhof verlassen und in das Pfarrhaus einziehen. Er begleitete die Schwestern zur Kirche, in welcher der Siebenmeierhof seine bevorzugte, reich mit Holzschneidereien versehene Prieche hatte. Auf dem Wege dahin sagte Therese:

„Lieber Herr Schulz, Sie wollen uns morgen verlassen, ich habe eine sehr große Bitte. Tauschen Sie mit mir das Gesangbuch, dann habe ich ein Andenken von Ihnen, Sie eins von mir und ich weiß dann, daß

Sie wenigstens zweimal die Woche an Ihre arme verlassene Schülerin denken."

Dieser willigte voll Freuden ein, die Bücher wurden getauscht. Als er aber in der Kirche das Gesangbuch aufschlug, fand er auf der ersten Seite die Worte: „Ich bleibe dir treu bis in den Tod. Therese Emeyer." Das konnte eine religiöse Ergießung sein, vielleicht ein dem Herrn gewidmeter Confirmationsgedanke, oder vielmehr nicht einmal ein eigener Gedanke, sondern die Worte des Neuen Testaments selbst. Man pflegte wol bei der Confirmation, wo man das erste Gesangbuch erhielt, einen Bibelspruch oder einen Gesangbuchsvers, der eine besondere Bedeutung für die Stimmung der Confirmanden hatte, auf das Blatt vor dem Titel zu schreiben.

Der Candidat war, nachdem er die Zeilen gelesen, so gedankenlos und zerstreut, daß er kàum hörte, wie der Prediger seiner rühmend gedachte als seines Helfers und Nachfolgers, — hatte er doch blos den Einen Gedanken: „Hat Therese die Worte erst jetzt geschrieben oder schon vor Jahren?"

Das junge Mädchen war um so andächtiger, sie erröthete für Heinrich bei dessen Lobeserhebung von öffentlicher Kanzel, sie dachte sich an der Stelle sitzend, wo jetzt ihre Pathe, die Pfarrerin, saß, im Pastoren=

stuhle mit dem Engel über dem Gitterwerke, andächtig hinaufschauend zu dem eigenen Manne, der von oben das Wort Gottes verkündigte.

Als am andern Tage Heinrich's geringes Eigenthum, seine Bibliothek, ein Schreibtisch, ein Koffer und Schrank, Kleidungsstücke und Wäsche, endlich sein Reiseränzel in das Pfarrhaus geschafft war, und er von Mutter und Töchtern Abschied nahm, umarmte ihn die Witwe, mütterlicherweise ihn küssend. Heinrich faßte den Muth, dieses Privilegium auch für sich in Beziehung auf die Töchter in Anspruch zu nehmen, aber der Kuß, den er auf Theresens Lippen drückte, sagte dieser: „Ich habe dich verstanden, wir sind Eins bis an den Tod."

Kurze Zeit darauf hatte der Pfarrer selbst die Trauhandlung bei der Witwe des Siebenmeiers und dem Obergestütmeister vollzogen. Sie hatte gewünscht, von Weber, der sie confirmirt, der sie zum ersten mal getraut hatte, auch zum zweiten mal getraut zu werden. Für Heinrich war das eine große Erleichterung, er hätte die heilige Handlung mit schwerem Herzen vollzogen, er haßte den Bräutigam so viel, als es sich irgend mit seinem Christenthume zu vertragen schien, Claasing schien ihm das Princip des Bösen zu vertreten, und da durfte er ja hassen. Er ging der

Trauung und Hochzeit, einer großartigen, wenn auch etwas bäuerisch aufgeputzten und überladenen in Essen und Getränk, aus dem Wege, indem er seinem alten Lehrer in Verden einen Besuch abstattete.

Als er zurückkam, fand er die Stätte seiner Sehnsucht leer — der Gestütmeister hatte Frau und Stieftöchter nach Eckernhausen mitgenommen. Sämmtliche Ländereien der beiden Höfe, mit Ausnahme der Wiesen, waren verpachtet. Auch das Haus- und Feldinventar war bis auf einige Lieblingskühe, die Frau Emeyer nicht missen mochte, auf einige gute Pferde und Füllen, die dem Kenner gefielen, verkauft. Nur auf dem Siebenmeierhofe selbst, zu dem sich ein Pachter nicht gefunden, war einiges Hausgeräth und einige Betten geblieben, damit die Familie jederzeit ein Unterkommen in Grünfelde hatte. In Eckernhausen hatte die Frau Obergestütmeisterin Claasing, ein Name, der doch besser klang als Frau Siebenmeier Emeyer, mit ihrem Gemahl die untern Räume bezogen, sie war und blieb Bäuerin und Wirthschafterin, und zwar eine gute. Sie mußte die Knechte und Mägde unter Aufsicht haben können, sie kochte selbst, kurz sie war des Alltags eine ganz vortreffliche Frau, die ihre Kinder, ihr Hauswesen, ihr Vieh liebte und dafür sorgte. Nur wenn sie im Sonntagsstaate war, oder wenn sie an Seite

ihres Gemahls in der eleganten Kalesche, welche ihr der Mann zum Hochzeitsgeschenke gemacht hatte, nach Heustedt fuhr, saß der Hochmuthsteufel in ihr, dann dachte sie nur an sich und die neidischen Weiber in Heustedt, die ihre Kleidung, ihre Pferde und Wagen, ihren Reichthum und den stattlichen Mann selbst ihr beneideten, dann schwelgte sie in dem Gedanken, wie hoch sie sich über ihre „Freundschaft" erhoben, dann war sie ohne Liebe zu ihren Töchtern, ohne Liebe zu ihrem Hause, zu ihrem Vieh, ohne Liebe zu ihrem Manne.

Zu diesem hatte sie Liebe eigentlich nie gehegt. Sie hatte ihn nicht aus Liebe, sondern aus purer Eitelkeit geheirathet. Claasing hatte zufällig ihre Bekanntschaft gemacht, als er genöthigt war, der Misernte von 1792 wegen Heu für das Gestüt zu kaufen; sie hatte sich von ihm in der ersten Stunde durchschauen lassen, als sie vor ihm alle ihre Reichthümer auskramte, ihm ihre Weiden, ihre Felder, ihre Kühe und Pferde zeigte. Der Obergestütmeister war geldgierig, ihm fiel es sofort in den Sinn, diese Reichthümer zu erheirathen. Die Mädchen ließen sich ja beseitigen. Man verheirathe sie so früh wie möglich, gebe ihnen ein paar tausend Thaler Aussteuer und lasse sie auf das Anerbenrecht zu Gunsten des Stiefvaters verzichten,

wenn ein Anerbe nicht geboren werde. Er schmeichelte der Witwe, schmeichelte plump, denn feine Schmeicheleien würde sie nicht verstanden haben; er sagte ihr, daß sie berufen sei, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, auf den Bällen in Heustedt neben der Frau von Bardenfleth und der Landräthin von Vogelsang zu glänzen, er faßte sie an ihrer schwächsten Stelle. Sie wurde sein Weib, sie hatte sogar einwilligen müssen, ihr liebes Vaterhaus zu verlassen, das liebliche Grünfelde mit dem düstern Eckernhausen zu vertauschen, was ihr sehr schwer wurde.

Die Töchter wurden oben in die Zimmer einquartiert, die für Anne Marie geschaffen, von dieser nie und von Claasing's Frau nur kurze Zeit bewohnt waren. Vor der Hochzeit waren diese Räume, die selten betretenen, ausgeräumt bis auf die Möbeln.

Der Hausherr hatte das Bett, den Putzschrank seiner ersten Frau, die Lade mit allem Drell und Leinenschätzen von Anne Marie stammend und manches andere auf eine Vorrathskammer über der Reuterkammer bringen lassen; die Gold- und Silbersachen, die Schmucksachen seiner Frau und deren Mutter nahm er zu sich. Um Bücher, Harfe, Kleidungsstücke hatte er sich nicht bekümmert, die Diensten hatten diese auf eine Polterkammer gebracht, wo sie wüst herumlagen.

Alle diese Sachen mußten der nicht minder reichen Ausstattung der Witwe und den schon gesammelten Aussteuern ihrer Töchter Platz machen. Jede der Töchter hatte schon seit der Confirmation ihre eigene Lade und ihren Schap, in denen die künftige Aussteuer angesammelt wurde. War das Leinen und Drell auch nicht sämmtlich selbst gesponnen, wie es sonst üblich war, so hatte es doch die Mutter gesponnen.

Der Pfarrcollaborator machte den schuldigen Hochzeitsbesuch in Eckernhausen, er wurde von der Frau Obergestütmeisterin freundlich, von ihrem Gemahl kühl aufgenommen. Hätte dieser eine Ahnung davon gehabt, daß Heinrich Therese auch ohne Abfindung heirathen würde, und daß Therese seinethalben gern auf ihr Anerbenrecht verzichtet haben würde, so wäre er freundlicher gewesen. Genug, Heinrich nahm sich vor, daß dieser erste Besuch auch der letzte sein solle, er glaubte auf die Länge der Zeit Theresens Anblick nicht aushalten zu können. Der Abschiedskuß brannte noch immer in seiner Seele.

Nicht so dachte das Mädchen. Sie wollte ihren Geliebten, das einzige Labsal ihres Herzens, recht oft sehen. Dazu bot die Art und Weise der Kanzelberedsamkeit des Pastors von Eckernhausen die beste Gelegenheit.

Er war orthodox, unduldsam gegen Andersgläubige, wortgläubig bis zum Unverstande, er konnte keine Predigt halten, ohne mit den gemeinsten Worten die Sünden seiner Gemeinde oder einzelner Gemeindemitglieder zu züchtigen. Mit dem Gestütmeister lebte er in gedoppelter Feindschaft, einmal weil dieser die Kirche und das heilige Abendmahl gar nicht besuchte, sodann aber, weil derselbe sich geweigert hatte, Schinken und Schultern, wie es in frühern Zeiten geschehen war, in natura zu liefern, nur bereit, das dafür gewohnheitsmäßig an die Stelle getretene Aequivalent von 20 Mariengroschen zu zahlen, und andere Vollmeier aufgewiegelt hatte, dasselbe zu thun. Die junge Frau und ihre Töchter waren gewohnt, sonntäglich zur Kirche zu gehen. Hier aber empfing sie der Prediger mit so anzüglichen Reden in Beziehung auf den abwesenden Mann, den er Sohn des Beelzebub nannte, und dessen Lebenswandel er schlimmer schilderte, als in Sodom und Gomorrha gelebt sei, spielte dann auf die pfauenhafte Putzsucht der gegenwärtigen Damen an, sodaß alle Köpfe in der Kirche sich nach dem Kirchstuhle richteten, den die neue Familie einnahm.

Dieser Umstand gab Theresen Gelegenheit zu erklären, sie werde nie und nimmer die Kirche in Eckern-

hausen besuchen, solange dieser Zelot dort Prediger sei — sie gehe mit Agnes lieber nach Grünfelde.

„Wenn ihr beim Teufel denn einmal in die Kirche laufen müßt, so lauft wohin ihr wollt, ich hoffe, Mutter wird bei mir bleiben“, sagte der Stiefvater bei Tisch, wo die Sache erörtert wurde.

So waren denn die Geschwister, wenn ein besonderes Hinderniß nicht dazwischenkam, jeden Sonntag nach Grünfelde zur Kirche gegangen, und Heinrich predigte mit größerer Wärme und Beredsamkeit, wenn ihm die Augen der Geliebten, die gläubigen, entgegenstrahlten. Die Schwestern sprachen nach der Kirche regelmäßig bei dem Pfarrer Weber ein und ließen sich von ihm dann und wann auch nöthigen, zu Tisch zu bleiben, wenn die Frau Pfarrerin versichert hatte, sie habe einen größern Braten gekauft in der Voraussicht, daß die jungen Damen ihre Gäste bleiben würden, auch sei das Lieblingsessen der Agnes, rothe Grütze, da.

Der Pfarrer holte bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten dann für die Damen eine Flasche süßen Weins, Malaga, den man damals noch unverfälscht bekam, für sich und den Candidaten eine Flasche Kirchenweins, das heißt eines solchen alten Franzweins, den er für sich neben dem Abendmahlsweine bezog, der wie dieser dadurch steuerfrei wurde und in der Regel auch

durch Fürsorge des Weinhändlers für die geistliche Kundschaft noch um einige Procente besser war als dieser.

Das war ein gemüthliches Mittagsmahl, die Pfarrerin, welche mit klugem Weibertakte die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute herausgefühlt, verfehlte nie, den Collaborator zwischen die beiden Schwestern zu setzen und bei dem Dessert, wenn der Wein die Zungen offener gemacht hatte, zu fragen:

„Papa, wäre das nicht ein schönes Paar, das du gern zuletzt in deinem Leben trautest, hier unser Hausgenosse und Therese Emeyer?“

Die Verliebten errötheten dann, und Therese pflegte zu sagen:

„Wenn die Frau Pastorin noch einmal solche Reden mache, so äße sie hier nie wieder.“

Agnes wollte aber bemerkt haben, und warf abends beim Zubettgehen dies der Schwester vor, daß gerade bei solcher Rede der Pfarrcollaborator ihr unter dem Tische die Hand gedrückt habe, und daß sie dies anscheinend recht gern geduldet.

So verschwanden Sommer und Herbst. Die Mädchen hatten den vernachlässigten Blumengarten mit Hülfe eines Gärtners wieder in Stand gesetzt und weilten manche Stunde in der Jelängerjelieberlaube,

der süßduftenden, oder gingen im Schatten der saftig-grünen Eichen des Sünders spazieren. Als aber der November kam, sie seltener und seltener nach Grünfelde zur Kirche gehen konnten, weil der Regen die Wege durch die Marsch unwegsam machte, die Mutter die Spinnräder auf die Zimmer der jungen Mädchen schaffte und ihnen aufgab, wie viel sie am Abend bei der trüb brennenden Lampe zu verspinnen hätten; — während sie selbst mit dem Gemahl nach Heustedt zu Gesellschaften und Bällen fuhr, da war in den jungen Herzen in Grünfelde und Eckernhausen Trübsal und Unlust. Die Mädchen konnten walzen und hopsen, auch lang-englisch und eine Klappecossaise tanzen, und hatten das auf Schützenhöfen und Erntefesten mit Lust gethan. Die Mutter sagte aber, sie wären noch zu jung, sie sollten erst im Frühjahre, wenn der Tanzlehrer aus Bremen nach Heustedt komme, Tanzunterricht haben, damit sie Ehre mit ihnen einlege. Der wahre Grund war aber wol der, die Eitle wollte so erwachsene Töchter nicht produciren, sie tanzte lieber selbst noch, obgleich mit weniger Grazie und Geschick als ihre Töchter. Diese grämten sich sehr wenig, nachdem sie einen Schatz entdeckt hatten, an dem sie sich mehr labten als auf allen Bällen in Heustedt. Die Jüngere, die ziemlich neugierig war, pflegte, wenn die

Aeltern zur Stadt waren, das Haus zu durchstöbern. So hatte sie die Polterkammer entdeckt, und die Mädchen hatten die Harfe wie die Bücher der Frühverstorbenen in ihr Zimmer getragen und letztere neben den eigenen Schulbüchern aufgestellt, die Harfe war in das Zimmer für die „Freundschaft“ gebracht, die aber nicht kam, um Besuche abzustatten.

Das war ein Fund! Die beiden Mädchen hatten noch gar nichts erlebt, sie hatten auch noch wenig gelesen, denn ihr Lehrer hatte mehr auf die Ausbildung des Verstandes und Wissens als auf Ausbildung der Phantasie und schönen Künste seinen Unterricht gelenkt. Das sei etwas für das Selbstudium.

Außer Sprachübungen war Geographie und Geschichte — Literaturgeschichte gab es damals noch nicht zum Glück für die Jugend — der hauptsächlichste Gegenstand seines Unterrichts gewesen. Auch die unzähligen Auswahlen, Sammlungen aus den besten unserer Dichter, diese Perlen und Blüten, und wie sie sonst heißen, womit die kleinen Mädchen in den höhern Töchterschulen von früh an überschüttet werden, gab es nicht. Heinrich pflegte zweimal wöchentlich Gedichte zum Niederschreiben zu dictiren. So hatten die Mädchen freilich sich selbst eine Perlenschnur der Lieblingsdichtungen ihres Lehrers aufgereiht, aber ein zusammen-

hängendes Dichterwerk kannten sie nicht. Die „Messiade", die sie hier fanden, war ihnen freilich unverständlich, desto verständlicher die „Luise" von Voß. Bisher mußten die Erinnerungen an ihre Lehrstunden, das Gespräch über den frühern Lehrer oder Klagen über den Stiefvater Stoff zu ihrer Unterhaltung geben, so mußte jetzt am Tage wie am Abend eine der Schwestern vorlesen, während die andere strickte, nähte, spann. Man war nicht so verwöhnt wie heute, man konnte dasselbe Gedicht vielemal lesen und gewann erst durch dieses öftere Lesen das richtige Verständniß.

Die ältere liebte vor allem die Bücher, welche Heinrich in frühern Zeiten Anna geschenkt hatte, und wenn gar ein Gedicht angestrichen oder mit einer Randbemerkung versehen war, ein Zeichen, daß Heinrich es der Erstgeliebten hatte empfehlen wollen, so ruhte sie nicht, bis sie es auswendig wußte. Ein Buch mit verschlossenen Siegeln blieb den Schwestern freilich die „Unsichtbare Loge" von Jean Paul, obgleich einzelne Stellen die jungen Mädchenherzen entzückten.

So war der Winter vergangen, das Frühjahr herangetreten, mit Wind und Regen freilich. Aber es eröffnete die Aussicht zu häufigern Kirchgängen nach Grünfelde.

Wenn es zu dunkeln begann und ehe die Lampe

angesteckt werden durfte — was nach einer gewissen Hausordnung geschah — pflegte Therese die Harfe aus dem Fremdenzimmer zu holen, um ihr Accorde zu entlocken. Nach unzähligen Versuchen war das geglückt und es ihr sogar gelungen, das einzige weltliche Lied, was die Schwestern singen konnten: „Guter Mond, du gehst so stille", zu begleiten. Obwol der Stiefvater die Gemächer der Schwestern noch nie betreten hatte, wurden solche musikalische Versuche doch nie angestellt, als wenn sie wußten, daß derselbe ausgeritten oder ausgefahren war. Dieser „Vater", so mußten sie auf Geheiß der Mutter sagen, war eigentlich das einzige, was das ruhig-harmonische Leben der jungen Mädchen störte, das Wort Vater war ihnen verhaßt, sie hatten nur mit Mühe sich daran gewöhnen müssen.

Um diese Zeit berietchen der Hausherr und seine Ehefrau eine Haupt- und Staatsaction. Sie waren nach heustedter Sitte nach und nach von sämmtlichen bürgerlichen Honoratioren zum Diner oder Souper, zum Kaffee oder Thee, zu einer Partie oder zum Balle eingeladen worden, man mußte sich revanchiren. Lud man nach Eckernhausen ein, so konnte man nur eine geringe Zahl Personen einladen. Es war deshalb beschlossen, bei Frau Krummeier ein Diner zu bestellen,

zu dem alle, denen man das schuldig war, und selbst die, denen man es nicht schuldig war, Landraths und Bardenfleths, geladen wurden. Es sollte nichts gespart werden. Von der Einladung ausgeschlossen waren nur wenige Mitglieder des Herrenclubs und Casinos, der Supernumerar-Amtsschreiber Motz, mit dem Claasing seit jenem Spielabende nie mehr ein Wort gewechselt, Lübrecht und der Superintendent, welcher in die Streitigkeiten des Gestütmeisters mit dem eckernhäuser Pastor sich eingemischt hatte.

Man war sehr vergnügt gewesen bei der Tafel und hatte bis gegen Abend am Tische gesessen. Als Kaffee präsentirt wurde, fand es die Mehrzahl der Herren angemessener, eine Pfeife zu rauchen und sich deshalb in das Billardzimmer zurückzuziehen, um eine Boule zu spielen.

Das Billard war Eigenthum des Herrenclubs und die beiden Nichteingeladenen, Lübrecht und Motz, hatten sich seit einer guten Stunde schon Langeweile und Aerger vertrieben mit einer Fuchspartie. Nach den Clubgesetzen, und sämmtliche Anwesende waren zugleich Clubmitglieder, ging jedes Gesellschaftsspiel dem Einzelspiel voraus, und Claasing als Gastgeber kündigte daher den beiden Spielern an, die Gesellschaft wünsche Boule zu spielen.

„Das Billard steht zur Ihren Diensten bereit, sobald die Partie beendet ist", sagte Motz und gab Lübrecht einen Wink mit den Augen — „deux à sept", zählte er, und sagte: „Dieses Triplé wird dir nicht gelingen."

Da sämmtliche Dienerschaft bei dem Diner beschäftigt war, so hatten die Billardspieler selbst markiren müssen.

„Warum Triplé?" sagte ein dritter zu Lübrecht gewendet, „der Ball läßt sich ja vortrefflich schneiden und ebenso gut doubliren?"

„Weil wir eine Triplépartie spielen", fiel Motz in die Rede.

„Eine Triplépartie?" sagte Claasing in verwundertem Tone. „Wer spielt denn Triplépartien hier? — namentlich wenn man so schlecht spielt wie gewisse Leute, da müssen wir ja eine Stunde warten?"

„Vielleicht noch länger", erwiderte der Amtsschreiber, „denn ich kann weder so glücklich Mariage spielen wie Sie, noch so gut Billard wie Sie."

„Was wir spielen, kann Ihnen überall gleichgültig sein, wir spielen wenigstens nicht mit Frauenherzen", mischte sich Lübrecht ein.

„Deshalb werden uns auch die Frauen nicht zur

rechten Zeit sterben wie gewissen Leuten", setzte Motz hinzu und versuchte ein Triplé zu machen.

Der Gestütmeister hatte bei Tisch reichlich getrunken. Das wurde ihm zu viel, er ging auf Motz zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Sie sind ein Schuft."

Dieser schlug ihn ins Gesicht.

Es würde zu einer Prügelei gekommen sein, wären die vernünftigern Gäste nicht dazwischengetreten; so kam es nur zu einer Pistolenforderung.

Am andern Tage schoß man sich im Kiefernholze hinter Kirnberg, und Claasing sank, von einem Schusse ins Schulterblatt getroffen, nieder. Er wurde auf einer Bahre nach Eckernhausen gebracht, wo es den Bemühungen zweier Aerzte schwer gelang, die Kugel herauszuziehen. Ein heftiges Wundfieber stellte sich ein. Frau Claasing war rathlos, sie rannte aus einem Zimmer ins andere und that immer das Entgegengesetzte von dem, was sie thun wollte, endlich wurde sie selbst ohnmächtig und mußte ins Bett gebracht werden.

Theresen fiel die Nachtwache bei dem Vater zu, Agnes wachte bei der Mutter. Jener litt große Schmerzen, er fluchte und tobte, endlich, längst nach Mitternacht, fielen ihm die Augen zu, er sank in einen Halbschlaf und fing an zu phantasiren. Therese ver-

stand anfangs nichts von dem, was er sagte, dann hörte sie eifrig zu, es schien ihr Methode in diesen Phantasien zu sein, die sich wiederholten und von vorn anfingen, wenn Anna, die selige Frau, darin vorgekommen war.

Endlich holte sie Feder und Papier, um aufzuschreiben, was der Stiefvater sagte, es war ihr unverständlich, vielleicht konnte Heinrich ihr Auskunft geben.

„Liebe Eyben!" sagte der Phantasirende im Tone eines zärtlich Verliebten, „hast du die Asche in den Corridor gestreut? Du kannst deine Königin nicht verrathen? Sie würde dich jeden Augenblick verrathen, glaube mir, sie ist falsch und hintertückisch wie ihr ganzes Geschlecht. Sieh diesen rothen Streifen über meinen Backen, die Reitgerte der Königin schlug sie deinem Geliebten ins Gesicht! Willst du nicht? Nun, Anna Petersen wird nicht so dumm sein, sie hat mit ihren schwarzen Augen mir so oft zugeblinzelt; wäre ich dir nicht treu, Süßeste, ich würde durch sie längst erlangt haben, was ich wünsche. Also du willst, nimm diesen Kuß.

„Majestät, ist es genug, wenn die Eyben beschwört, daß sie Asche in den Corridor gestreut und am andern Tage Fußtritte darin gefunden, gleich dieser Zeichnung? und wenn die Petersen beschwört, daß sie Papierstrei-

fen, welche sie abends zwischen die verschlossene Thür zum Corridor steckte, am Morgen zum Theil im Corridor, zum Theil im Schlafcabinet der Königin fand, daß sie auch im Bette der Königin Beweise fand?

„Ha, die Dukaten! wie sie glänzen! Aber die Würfel? Was der Hieb im Gesichte schmerzt! Aber das Beil, das den Nacken des Doctors dreimal traf, ehe es den Kopf vom Rumpfe trennte, mußte noch mehr schmerzen. Der arme Struensee! wie oft hat er mir Geld geborgt! Aber Julianens Dukaten, ich hatte sie nöthig.

„Küsse es nicht, Karoline Mathilde, küsse es nicht, das Bild deiner Kinder, es ist vergiftet! Die Königin-Mutter will dich todt wissen! Du thust es doch, nun werde eine Leiche!"

Der Kranke stöhnte, wie von Schmerz geplagt, laut auf, dann fuhr er wie im Zorne fort: „Weib! Deine letzte Stunde hat geschlagen, gestehe, hast du dich dem Grafen Schlottheim hingegeben? Du sagst: «Ja, Othello», nun fahre zur Hölle!"

Therese hatte Gelegenheit genommen, diese Aufzeichnung an Heinrich zu senden, damit dieser vielleicht Licht schaffe, ob in den Worten ein Ereigniß verborgen liege, wie sie ahne, oder ob es bloße Fieberphantasien seien. Heinrich konnte das Räthsel nicht lösen, es

waren zwanzig und mehr Jahre hingegangen seit der Enthauptung Struensee's und die Ereignisse der Französischen Revolution hatten die Sache in den Hintergrund gedrängt. Er erinnerte sich dunkel, daß der Graf von Hardenberg auf Haus Berlepsch etwas von Claasing und Struensee gesagt hatte, und beschloß, in Heustedt nähere Erkundigungen einzuziehen. Aber auch da kam er nicht zu der richtigen Quelle.

Claasing's kräftige Natur trug über das Wundfieber und die Wunde den Sieg davon. Er konnte nach einigen Wochen das Lager verlassen und wieder umhergehen, wenn ihm das Reiten auch noch nicht möglich war. Das Duell hatte großes Aufsehen gemacht, und der Supernumerar-Amtsschreiber war in eine entferntere Provinz versetzt, Lübrecht um Versetzung freiwillig eingekommen. Als Claasing zum ersten mal wieder nach Heustedt fuhr zum Herrenclub, fand er, daß seine L'Hombrepartie sich durch den neuen Amtsschreiber ergänzt hatte, auch kam es ihm vor, als sei eine merkliche Erkältung der Gesellschaft gegen ihn eingetreten. Und so war es in der That. Es hatten sich förmlich zwei Parteien gebildet, von denen die eine es mit Motz und Lübrecht hielt, von dem Bauernhochmuth der Frau Claasing und von seiner brutalen Geberdung sprach, die andere ihn vertheidigte und

Motz verdammte. Der plötzliche Tod Anna's und daß man gar keine Todesursache kenne, hatte in den Kaffeecirkeln der Frauen jetzt, nach Jahren, abermals länger als acht Tage den Gegenstand der Klatscherei abgegeben, bis etwas Neues in den Gang kam.

Wenn der Obergestütmeister im Herrenclub keine Partie finden konnte, kam er mürrisch nach Hause, zankte mit der Frau, obgleich deren Zustand der Schonung bedurfte, war grob gegen die Töchter und zankte mit den Knechten.

Alle diese Dinge gingen in Rückerinnerung vor der Seele des Candidaten vorüber, als es ihm nicht gelingen wollte, die Disposition zu seiner Predigt zum ewigen Frieden zu finden. Er war aufgestanden und in der Stube auf- und abgeschritten. Es war ihm nicht hell genug, er holte zwei Reste eines dicken Kirchenwachslichts, die er vom Küster gekauft hatte, dem die Reste der Kirchenlichter als Accidenz zufielen, und zündete dieselben an, um weiter arbeiten zu können. Da wurde an die Thür gepocht, die Botenfrau aus Heustedt brachte einen Brief und ein Packet.

Der in seinen Arbeiten und Gedanken unangenehm Unterbrochene betrachtete zuerst den Brief von allen Seiten, das war die Handschrift seines Bruders, die

er seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte, das Postzeichen war von Bentheim. Er öffnete.

„Lieber Heinrich“, schrieb der Bruder, „wenn ihr mich für todt gehalten habt, so habt ihr nicht unrecht gethan. Zwar lebe ich im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber ich fühle mich todt; ich fühle, daß ich schon wieder nicht auf dem rechten Flecke stehe, das Kriegshandwerk hat seinen Reiz für mich verloren. Ich möchte, die Kugel, die mir durch die linke Seite geschossen, wäre einige Zoll weiter nach rechts gekommen.

„Ja, wenn es immer Kampf gäbe, immer Aufregung wie bei unserm Ausfall aus Menin. Der wird einzig dastehen in der Weltgeschichte, und wie unser alter Rector uns mit Thränen in den Augen von der Vertheidigung der Thermopylenpässe erzählte, so wird man in hannoverischen Schulen unsern Kindern von Menin erzählen.

„Wir, zweitausend etwa, entmuthigt seit lange durch so viele verlorene Schlachten, Hondschotten war fürchterlich, vorn eingeschlossen in jenem schlechtbefestigten, halb niedergeschossenen, halb brennenden Neste Menin, eingeschlossen von zwanzigtausend Republikanern unter Führung des klugen Generals Moreau und des kühnen Vandamme.

„Ein Drittel der Leute sagte, zwei Drittel dachten, wir müssen uns ergeben. O! wir Hannoveraner, die vierzig Hessen und sechzehn kaiserlich-österreichische Artilleristen, wir hätten auch gute Capitulationsbedingungen bekommen, aber wir hatten ein Bataillon Loyal-Emigrants bei uns, vierhundert Mann, beinahe sämmtlich emigrirte Offiziere, deshalb auch Loyal-Emigrés genannt. Die wollte man behalten, die wollte man zur Guillotine schleppen. Da sagte unser Alter: «Ich capitulire nich», und zu meinem Kapitän sagte er: «Scharnhorst, wir wollen uns durchschlagen, entwerfe Er die Disposition.»

„Wir hatten vier Tage und vier Nächte keinen Schlaf gehabt, aber ich habe eine halbe Nacht bei meinem Kapitän gesessen, gezeichnet und geschrieben.

„Als er fertig war und ich die Disposition zum alten Hammerstein brachte, da wurden die Commandeure der Bataillone, der Artillerie und der sechzig Mann Cavalerie in ein Haus am Brügger Thore beschieden. Wir hatten, als Ordonnanz meines Kapitäns war ich mit im Zimmer, kein anderes Licht, als welches die ringsumher flammenden Häuser in das Zimmer warfen, und die Bomben fielen auf die Gebäude um uns und in das, worin wir waren, und

crepirten vor unsern Fenstern, im Garten. Der Alte war vollkommen gefaßt.

„Als er rief: «Meine Herren», rafften sich einige Adjutanten, die auf der platten Erde lagen und trotz der einschlagenden Bomben geschlafen hatten, empor. «Meine Herren, ich habe Sie nicht zu einem Kriegsrathe versammelt, ich will mich mit der Garnison durchschlagen, lieber im freien Felde sterben, als capituliren.

„«Das Bataillon Loyal-Emigrants geht aus dem Courtrayer Thor, läßt die Ueberschwemmung links und fällt von der Seite in die vom Feinde besetzte Vorstadt Brügge.

„«Zu gleicher Zeit öffnet eine Compagnie des Grenadierbataillons das Brügger Thor, gefolgt vom ersten Bataillon des vierzehnten Regiments, dann die Artillerie, dann die drei letzten Compagnien des ersten Grenadierbataillons, dann die übrigen vierzig Mann Cavalerie.

„«Zweihundert Mann von allen Bataillonen, außer den Loyal-Emigrants, bleiben unter Oberstlieutenant von Spangenberg im Orte und vertheidigen ihn wo möglich bis morgen früh neun Uhr.»

„Doch, wozu Dir, dem Theologen, solche Dispositionen? Genug, wir zogen nachts ein Uhr aus, also am 30. April v. J., sämmtlich hoch aufgeregt und

glücklich, aus der Gefangenschaft in den Wällen befreit zu werden. Die Emigrants, welche nicht aus dem Thore, das gänzlich verbarrikadirt war, herauskonnten, mußten sich einen Weg über den Wall durch die Palissaden bahnen, sie griffen die Halbbrigade des Generals Vandamme an und stießen sie nieder, das Grenadierbataillon kam ihnen zu Hülfe. Aber Vandamme ermannte die Seinen und drängte die Emigrants ab, auch das erste Bataillon des vierzehnten Regiments konnte, von lebhaftem Feuer der Republikaner empfangen, nicht in Gemäßheit der Disposition vorgehen, es zog sich in Unordnung zurück. Eine Bastion mit drei Geschützen that ihre Schuldigkeit nicht, alles schien verloren. Der Commandeur der Artillerie war nicht an der Tête, auch unsere Leute kamen in Unordnung, da keiner der Offiziere die Disposition kannte, außer meinem Kapitän und mir.

„Da sprengte Scharnhorst an die Spitze, er stellte Ordnung her, er ließ mit Kartätschen auf den anrückenden Feind schießen, brachte die Geschütze, die noch in der Barrière waren, heran. Allein die Republikaner rückten stark vor zwischen Festung und Vorstadt und drängten uns in einen Winkel. Die Geschütze konnten nicht über den gestauten Geluwebach, da die Brücken theils abgebrochen, theils überschwemmt

waren. Mein Geschütz saß auf so einer verdammten Brücke fest und sperrte allen den Weg. Da fiel mir ein, daß nahe bei dem Courtrayer Thore noch eine Brücke sich befinde, welche auf die Chaussee nach Courtray führe. Sie hatte abgebrochen werden sollen auf Befehl des Alten, deshalb war dahin nicht der Ausweg geleitet. Ich sprengte zur Stelle und fand den Befehl Hammerstein's zum Glück nicht vollzogen.

„Nun führte ich die bedrängten drei Geschütze, einige Cavalerie und einige funfzig Mann Infanterie auf die Chaussee. Dann habe ich mit einer Kanone, zu deren Commandanten ich mich aufgeworfen, unterstützt von zwanzig Mann Cavalerie und eben erst eingestellten Landwehrleuten aus Hoya, dreimal eine Schwadron feindlicher Husaren, die sich aus der Vorstadt Brügge auf uns werfen wollte, zurückgetrieben.

„Wenn ich einmal wieder nach Heustedt kommen sollte, so will ich Dir das ausführlicher erzählen und eine Zeichnung vorlegen, die ich hier in Mußestunden entworfen. Genug, die Garnison war gerettet, mit Verlust von sechs Offizieren, einhundertzweiundzwanzig Unteroffizieren und Gemeinen, außer Vermißten und Verwundeten. Wir kamen glücklich nach Brügge, wo wir uns aber beinahe mit Gewalt den Eingang er-

zwingen mußten. Man schnitt mir hier eine Kugel aus der linken Seite zwischen den Rippen heraus.

„Und diese Kugel ist alles, was ich von der ganzen Affaire gehabt habe und behalten werde. Was hilft in unserm Lande alle persönliche Tapferkeit, alle Klugheit, alles Genie, wenn man nicht adelich geboren ist? Meinen Kapitän haben sie zwar zum Major gemacht und glauben wunder was gethan zu haben, aber sein Verdienst, das haben sie ihm vor der Nase weggestohlen! Ein lumpiger Emigré, der als Ingenieur bei den Engländern dient, Saint-Paul, der nichts gethan als das Verkehrteste: Menin von der Seite zu befestigen, wo es durch Ueberschwemmung fest war, den preisen sie jetzt in den Zeitungen ob der trefflichen Vertheidigungsanstalten, die, sofern sie gut, lediglich aus Scharnhorst's Kopfe entsprungen waren. Der französische Lump maßt sich sogar das Verdienst der Disposition des Ausfalles an, und Herzog von York, Feldzeugmeister Clayrfait, vielleicht der Kaiser selbst, sagen ihm ihren Dank. Das ist abscheulich! Ohne Scharnhorst und den Muth unsers Alten waren wir elendiglich abgefangen und die Loyal-Emigrants auf den Richtplatz geschleppt. Von mir will ich nicht reden, obgleich ich ein tüchtig Stück Arbeit mitgethan habe. Ich weiß, mein Kapitän hat mich dringend zum

Offizier empfohlen, er hat mich öffentlich belobt, und wenn es von dem Alten abhinge, so hätte ich längst Epaulettes. Aber ich bleibe, was ich bin, Oberfeuerwerker Schulz II. Dieser plebejische Name! Wie kann ein Schulz, sogar ein Schulz II. ein Held sein? Wir haben bei unserer Batterie drei Schulze, und nun gar erst bei der Infanterie, da gibt es bei jeder Compagnie ein halbes Dutzend. Einen Lieutenant, einen Hauptmann, einen General Schulz wird es nie geben!

„Und hätte ich noch das Bewußtsein, für das Vaterland mich geschlagen zu haben. Uns Hannoveranern haben aber die Franzosen nichts gethan, ihnen auch nichts thun wollen, wir Hannoveraner führen keinen Krieg mit Frankreich, wir haben kein Reichscontingent gestellt, ich habe gekämpft und bin verwundet als ein elender englischer Söldner, den unser Kurfürst an England verkauft hat, ebenso wie die Hessen, die mit uns fechten, von ihrem Landgrafen verkauft waren.

„Mir hat die Repubkik nichts gethan, ich liebe die Republik, ich liebe Freiheit und Gleichheit.

„Solange ich Scharnhorst als Chef hatte, habe ich alles ertragen, das Hin- und Herschleppen im vorigen Jahre mit der Wunde in der Seite, unglaubliche Strapazen. Jetzt commandirt ein adelicher Junge, hätte ich beinahe gesagt, der kaum die ersten Begriffe

von Mathematik hat, und der eine Kanone nicht zu richten weiß, und wir stehen hier, müßig auf der Demarcationslinie an der holländischen Grenze. Wie oft habe ich verwünscht, von meinem Handwerk fortgelaufen zu sein. Ich habe erst in Holland und Belgien gesehen, was ein Handwerker sein kann. Aber dazu gehört wieder Geld.

„Was ist es doch für eine Lumpenwelt, wenn man ohne Namen und ohne Geld geboren wird! Das bischen Verstand, das Gott einem solchen Proletarier mitgegeben, der es nicht weiter bringen kann, drückt nur noch mehr.

„Und nun ein Soldat im Frieden, eine bloße Maschine, ein Mensch ohne Willen, folgend dem Willen oder der Willkür eines Laffen und Dummkopfes!

„Hinderte mich nicht ein gewisses Ehrgefühl, ich wäre schon längst desertirt, ich wäre nach England gegangen und Maschinenbauer geworden; aber so gemein der Name Schulz ist, ich mag nicht wortbrüchig werden, ich will meine Capitulationszeit aushalten.

„Nun aber zu euch, ihr Lieben! Was macht die gute Mutter und der brave Vater? Haben sie sich um den verlorenen Sohn stark gegrämt? Sage ihnen, Unkraut und Schulzens vergehen nie. Was machen die Schwestern? Wo steckt Karl Haus? Hat Comteß

Olga noch nicht geheirathet? Und die blonde Anna, wie ist's mit der? Du warst als Junge stark vernarrt in die Kleine, bist Du es noch?

„Grüße sie alle, schreibe hierher, wir werden wol eine Zeit lang an der holländischen Grenze liegen bleiben müssen, und da haben wir hier in Bentheim wenigstens den bessern Theil. Dein Friedrich."

Der Arme, sagte Heinrich zu sich, er ist unzufrieden mit sich, mit Gott und der ganzen Welt. Das macht der Ehrgeiz. Wer arm ist, muß demüthig sein, sagte meine Großmutter immer. Er verfiel in tiefes Sinnen.

Da raffte er sich empor und griff zu dem Packete, es zu öffnen. Was war das? Das Porträt Anna's im Hochzeitskleide auf Elfenbein en miniature gemalt. Dazu ein Brief Theresens:

Herzgeliebter!

Das bist Du mir und bleibst Du mir und ich Dir, wenn auch Dein Mund es mir noch nicht gesagt hat, Dein Auge hat es mir tausendmal verrathen. Seele meiner Seele! nichts trennt uns mehr. Auch das Andenken an die Todte, deren Bild ich Dir sende, soll uns nicht trennen, nein, nein, es soll uns inniger verbinden.

Heute Morgen hat die Mutter Claasing einen Sohn geboren, mit meinem Anerbenthume ist es also vorbei, ich bin damit ein armes Mädchen geworden, viel ärmer, als Du glaubst. Auf unsern Höfen ruhen von dem Neubau nach dem Siebenjährigen Kriege her noch immer einige Schulden, sie sind nicht bedeutend, aber sie werden von dem Allodialvermögen, von dem ich allein noch erbe, zu einem Drittel erbe, zunächst abgesetzt. Wo ist aber das Allodialvermögen? Außer den Gebäuden auf den Höfen ist nichts da; das Inventar ist verkauft, die Früchte beider Güter ernten Pächter, die Scheunen auf dem Siebenmeierhofe stehen leer, das dafür aufgenommene Geld hat Claasing an sich genommen. Ich werde es für eine Gnade zu betrachten haben, wenn Claasing mir 1000 oder 2000 Thaler als Abfindung gibt, aber ich sehe es für eine viel größere Gnade Gottes an, daß er die Fesseln, die mit dem Worte Anerbin mir angeschmiedet waren, abgestreift hat. Ich bin jetzt frei, Dein Mund darf sprechen, die Gründe, die ihn schweigen hießen, sind nicht mehr; ich bin ein armes Mädchen, das sich glücklich schätzen muß, wenn ein Dorfpastor ihr die Hand anbietet.

Aber Du mußt mich sofort befreien, ich muß fort von hier und auch meine Schwester muß fort, Du hast

mir so oft von Deiner Schwester Marianne erzählt, könnte sie uns nicht eine Zufluchtsstätte gewähren?

Ich muß fort, denn es läßt mir keine Ruhe unter dem Dache eines Mörders. Ja ich zweifle nicht mehr, Claasing ist der Mörder Deiner Anna. Schon seine Fieberphantasien ließen mich so etwas ahnen, jetzt weiß ich es gewiß.

Als die Mutter gestern Abend bei Abwesenheit Claasing's ganz plötzlich heftige Wehen bekam, ein Knecht nach Kirnberg, ein anderer nach der Stadt, den Arzt zu holen, geschickt war, die Großmagd bei der Mutter war, die Schwester zur Hebamme gelaufen, da schritt ich voll Unruhe und Angst auf der Hausflur auf und ab. Aus der Dienstenkammer hörte ich laut schluchzen und klagen und dann die Lisbeth, die Jungmagd, deutlich beten: „O barmherziger Gott, sei ein gnädiger Gott mit dem Sünder und den Seinen!"

Ich trat in die Kammer, Lisbeth lag auf den Knien und hatte die Hände zum Gebet emporgestreckt.

„Was bedeutet das, Lisbeth? Wer ist der Sünder, für den du betest?" sagte ich.

Sie wollte im Anfang nicht mit der Sprache heraus, dann aber sagte sie:

„Es muß doch einmal offenbart werden, ich habe nicht eher Ruhe, und da sage ich es Ihnen lieber als

i.gendeinem andern Menschen. Es werden morgen drei Jahre, es was Martinstag, da starb die selige Frau. Ich habe noch mit keiner Menschenseele über das gesprochen, was ich da erlebte, es überläuft mich immer ein Grausen, wenn ich nur daran denke, und der Gedanke, daß da eine Unthat geschehen, läßt mich nicht. Es war des Nachts schon sehr spät, als der Herr nach Hause kam, das Wetter war grausig. Der Herr schien sehr zornig, vielleicht etwas angetrunken, er mußte sehr schnell geritten sein, denn Johann sagte mir, das Pferd sei ganz in Schweiß gebadet gewesen, auch lahmte es später. Der Herr ging erst in die Dönze, nach einiger Zeit ging er nach oben. Die junge Frau hatte sich eingeschlossen, wie sie das jeden Abend that. Der Herr muß die Thür mit einem Fußtritt geöffnet haben, das Geräusch erschreckte mich, ich stieg aus der Koje, öffnete leise die Kammer und schlich mich zur Treppe. Da hörte ich oben laut und heftig reden, die Stimme des Herrn war überlaut, doch verstand ich nicht, was er sagte. Ich fürchtete, er möge zurückkommen, und schlich mich in die Kammer, ließ aber die Thür offen stehen. Etwa fünf Minuten später hörte ich ein neues Geräusch und sah, als ich den Kopf durch die Thür steckte, den Herrn oben auf der Galerie vor der Thür seiner Frau stehen. Das Talglicht der

Frau, das sie vor ihrem Bette zu brennen pflegte, ehe sie schlief, um zu lesen, hatte er auf den Fußboden gesetzt und schlug mit einer Axt den Krampen des Thürschlosses wieder in die Thürpfosten. Er sah sehr blaß aus und schlug mit großer Gewalt. Dann schlug er die Thür zu. Ich dachte, wie kann er der armen kranken Frau, der jedes Geräusch zuwider ist, in der Nacht solchen Lärm machen? Am andern Morgen war die arme schöne Frau todt und ich habe mir später oft gedacht, sie ist schon todt gewesen, als der Herr die Krampe in die Thür schlug, und der Herr hat sie todt gemacht. Jetzt bete ich für Ihre gute Mutter und das Kind, das sie gebären will, beinahe am Tage der That.“

„Schweige auch ferner gegen jedermann“, erwiderte ich, „lassen wir Gott die Rache wie das Erbarmen.“

Aber ich beschloß, meinen Stiefvater auf die Probe zu stellen. Die Schwester hatte nämlich in der Polterkammer, aus der wir schon Anna's Harfe und Bibliothek, auch Deine Geschenke an sie, gerettet, ein Etui mit dem Bildnisse Anna's gefunden, das ich Dir sende. Ich holte das Etui. Als nun Claasing endlich angekommen, als die Mutter in die Stube an der Dönze

gebracht war, und Arzt, Hebamme und andere um sie waren, Claasing mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging, Agnes sich hinter den Ofen gesetzt hatte und weinte, ging ich zu ihm und sagte, indem ich das Etui öffnete und das Bild vorhielt: „Vater, ich habe etwas gefunden und bitte sehr, schenken Sie mir das Bild, es ist ein zu reizendes Gesicht."

Dieser hatte kaum einen Blick auf das Bild geworfen, als er aschgrau im Gesichte wurde, mich mit stieren Augen ansah und wie geistesabwesend antwortete: „In das Feuer damit, in das Feuer, es ist vergiftet, die Schlange Juliane hat es vergiftet!"

Ich lief davon, Agnes folgte mir, wir schlossen uns ein und durchwachten im Bette, enge aneinandergekauert, eine schlaflose Nacht.

Er ist der Mörder, es ist kein Zweifel, und hier ist noch ein zweites Verbrechen begangen. Wer ist die Juliane?

Rette mich, rette mich! Ich kann in keinem Zimmer länger weilen, in welchem Deine Anna ermordet ist. Schreibe noch heute an meine Mutter, schreibe ihr, nachdem sie einen Sohn und Anerben geboren, wagtest Du erst, ihr Deine Liebe zu mir zu gestehen, die, wie Du glaubtest, erwidert werde, und um meine Hand anzuhalten. Lasse einfließen, Du sähest nicht auf

Geld und wärest mit jeder Abfindung zufrieden. Claasing wird den Brief öffnen, er ist geizig und geldgierig, er wird unsere Plane befördern. Mache aber gleichsam zur Bedingung oder sprich Deinen Wunsch aus, daß ich und die Schwester, bis Du eine Pfarre hättest, zu weiterer Ausbildung von Haus müßten, sage, daß Deine Schwester und Dein Schwager in Mollenfelde uns gegen ein mäßiges Kostgeld aufnehmen würden. Handle rasch. Der Doctor nimmt diesen Brief und das Etui mit nach Heustedt, damit beides noch heute in Deine Hände gelangt.

Eckernhausen, 10. November 1795.

Deine
ewig Dich liebende Therese.

Heinrich war einer der Menschen, die zu einer Energieentwickelung eines äußern Anstoßes bedurften, die aber, wenn sie diesen empfangen, nicht eher ruhen und rasten, als bis sie den Gedanken ausgeführt, ihr Ziel erreicht haben. Therese war immer aus sich heraus selbstthätig, aber durchaus praktisch, sie kannte die schüchterne Natur des Geliebten, sollte er praktisch handeln, so mußte ihm vorgeschrieben werden; was er thun solle, sonst schoß er im blinden Eifer oft über das Ziel hinaus.

Der Pfarrgehülfe schrieb an Theresens Mutter

und schloß einige hochglühende Zeilen an seine Geliebte selbst ein. Dann eilte er zum „Kruge", wo die Botenfrau eine Stunde auf Rückantworten und Briefe zur Stadt zu warten pflegte, um ihr selbst den Brief zu bringen und ihr auf die Seele zu binden, morgen früh denselben durch expressen Gang, den er gut bezahlte, nach Eckernhausen zu schaffen.

Nachdem er dann mit seiner Pastorenfamilie ein frugales Abendbrot eingenommen hatte, ging er wieder auf sein Stübchen, das bei Abend viel traulicher war als an einem so dunkeln Novembertage. Lange, sehr lange betrachtete er Anna's Bildniß, dann küßte er es und hing es über seinem Schreibtische auf; sie war erst jetzt eine Todte für ihn.

Das Gefühl eines seligen Friedens überkam ihn. Die bescheidenen Wünsche seines Lebens, sie standen ihrer Verwirklichung nahe: ein geliebtes und liebendes, schönes, kluges, thatkräftiges Weib, eine Pfarre mit auskömmlichen Einnahmen, eine gute Gemeinde, der er ein treuer Hirt und Führer zu einem gottgefälligen Leben zu sein sich gelobte, was wollte er mehr?

Er dachte abermals an das Thema seiner Predigt, die Gedanken flossen ihm reichlicher. Um zum ewigen Völkerfrieden, wie um zum Frieden mit uns selbst zu kommen, da bedurfte es vor allem der Mäßigung

und des Maßhaltens. Der Egoismus des Einzelnen, die Herrschlust, Eroberungslust, Vergrößerungslust der Völker, sie mußten aus der Welt. Aber wo waren die zum Kriege treibenden Leidenschaften? Sie waren nicht im Volke, sie waren bei den Großen dieser Erde, diesen Generationen hindurch anerzogen und endlich angeboren. Dem Volke war es angeboren, jedem das Seine zu lassen, jedem Menschen die Bedingnisse des Lebens, des geistigen wie körperlichen Wohlseins zu gewähren und zu gönnen. Nur die Bevorzugten dieser Erde, calculirte er, deren Vorfahren sich durch Kriege und Eroberungen, Heirathen, Misbrauch der Amtsgewalt, Treulosigkeit gegen Kaiser und Reich in Besitz eines Theils dieser Erde gesetzt, sich zu Herren über Unterthanen gemacht haben, sind es, welche das gleiche Recht aller nicht anerkennen, die für sich ein bevorzugtes Recht von Gottes Gnaden beanspruchen. Sie wollen nicht, daß ein Volksstaat sich bilde, sie wollen nichts von einer Weltrepublik wissen, sie widersetzen sich der Staatsbildung, das heißt der Rechtsbildung, sie wollen zwischen sich und andern Herrschern keine richtende Gewalt anerkennen, nicht Gotteswort, nicht Moral, nur die Gewalt. Wie kann man da zum ewigen Frieden kommen?

So brütete er bis tief in die Nacht, bis ihn der Schlaf überwältigte, er ahnte nicht, daß schon eine neue Gottesgeisel auf der Weltbühne stand, die diejenigen, welche bis dahin als mächtig gegolten, in den Staub trat, zu seinen Sklaven machte, und von einer Weltmonarchie träumte.

---

## Siebentes Kapitel.

### Nordamerika vor siebzig Jahren.

Philadelphia, 4. December 1796.

An Karl Haus in Neapel. Abzugeben bei dem Grafen Münster.

Lieber Karl! Dein Brief hat mich tief betrübt. Du lebst da Tage der Wonne, fühlst Dich im fünften Himmel, weil das Schicksal Dir Deine Olga in die Arme geführt hat. Ich bin, wie Du weißt, kein Pedant und würde an Deiner Stelle kaum anders gehandelt haben. Die Comteß Olga hat Dir ihre Liebe geschenkt, sie hatte darüber frei zu verfügen, denn sie war dem Grafen von Schlottheim nicht angetraut, und wäre sie es gewesen, so wäre das Bündniß nichtig und erzwungen gewesen, und Du hast sie beständig mit sentimentaler Treue geliebt. Also warum solltet ihr einander nicht angehören?

Aber dennoch will mir nicht zusagen, daß, nachdem

Dein Ideal jetzt einen Beschützer in Dir gefunden, nachdem ein Mann ihr zur Seite steht, die Lüge des Getrautseins mit diesem Schlottheim fortbesteht. Das ist ein rein unsittliches Verhältniß. Verstehe mich wohl, ich meine nicht euere Liebe zueinander, ich halte es nicht für unsittlich, daß sich die Gräfin Dir, als wäre sie Dein Weib, hingegeben, ich halte es für unsittlich, daß sie noch mit Schlottheim in Einem Hause als dessen Gattin wohnt, sich vor der Welt Gräfin von Schlottheim nennt, daß sie das niemals durch Priesterwort geknüpfte Band, diese Scheinehe, nicht von sich abstreift als eine schmähliche Fessel der Lüge.

Denke Dir doch den Fall, es hilft hier nichts, die Dinge übertünchen zu wollen, Olga gebäre Dir einen Sohn. Möchtest Du, daß er unter dem Namen eines Grafen Schlottheim getauft würde, erzogen würde, Ansprüche auf Schlottheim'sches Vermögen machen könnte, möchtest Du, daß ein Mann von solcher niedriger Gesinnung, von solchen gemeinen Gewohnheiten und Sitten, von Hochmuth und Adelstolz, auch nur acht Tage über das Schicksal Deines Sohnes zu bestimmen hätte?

Ich glaube nicht, daß Du das wünschen wirst. Du hast, davon bin ich überzeugt, im Taumel Deines Glücks, bei der Leichtigkeit, mit der der gesammte Cirkel, dem

Du in Neapel nahe stehst, namentlich die Großen bei Hofe, das Leben nehmen und genießen, gar noch nicht an diese Seite der Sache gedacht.

Du äußerst zwar, daß Dir zu Deinem Glücke nichts fehle als die kleinste Hütte, die Du Dein Eigenthum nennen könntest, und daß Du Dich in der größten Einsamkeit, vereint mit Olga, zufrieden fühlen würdest. Das sind Redensarten, sind Träumereien und Selbstbelügungen. Wir können nicht mehr in der Einsamkeit, wir können nicht mehr in Hütten leben, ihr würdet euch bald zu ennuyiren anfangen, und solltet ihr in der schönsten Gegend von Italien ohne menschliche Gesellschaft leben. Daß Du als Privatsecretär des Grafen Münster die angebliche Frau des Grafen Schlottheim nicht heirathen kannst, ist selbstverständlich. Du und Olga, ihr müßt allem, was ihr in Europa noch Liebes habt, entsagen und nach Amerika fliehen. Hier, in einem aufblühenden jungfräulichen Staate, wo es keine Grafen und Barone, aber auch keine Verderbtheit gibt, wie Europa, namentlich Neapel sie großbrütet, wo es keinen so lastervollen Hof gibt, als Du den dortigen schilderst, wo eine Person wie euere Königin Karolina ausgestäupt würde, und wo man ihre Buhlen Acton und Genossen auspeitschen würde oder theeren, braucht ihr nicht in der Einsamkeit, braucht ihr nicht in einer

Hütte zu wohnen. Ihr könnt hier in einer großen schönen Stadt von sechzigtausend Einwohnern, oder ihr könnt in der neuangelegten Capitole ein schönes Quartier beziehen, vorausgesetzt, daß Du arbeiten und Dir Dein Brot verdienen willst. Glaube mir, durch Arbeit verdientes Brot schmeckt süß. Aber ich verlange nicht, daß Du wie ich Kaufmann wirst, daß Du Interessen berechnest, Preisverzeichnisse und Curse studirst, Käufe und Verkäufe machst, Geld zu verdienen suchst, wie es eben im Handel und Wandel geht.

Ich habe einen andern Plan. Die Partei, der ich mich angeschlossen, die föderalistische, beabsichtigt eine neue Zeitung zu gründen, eine Fortsetzung gleichsam des Hamilton'schen „Federalisten", von dem ich Dir sämmtliche Nummern beilege, welche die hier ausgesprochenen Grundgedanken immer von neuem durcharbeiten und wiederholen soll. Ich kann Dir die Redaction der europäischen Angelegenheiten und vorläufig ein Gehalt von 1200 Dollars anbieten, bis Du genug Kenntniß unserer Angelegenheiten gewonnen hast, um auch über diese ein Wort mitsprechen zu können. Von diesem Honorar kann eine Familie recht gut leben. Wenn Deine Gräfin nun noch dazu etwas von ihrem Vermögen rettet, Du sprichst von einem reichen Familienschmucke, so trägt hier jedes Kapital die doppelten

Zinsen wie in Europa, und willst Du es in Ländereien anlegen, die vorläufig wenig rentiren, so werden, wenn das Kapital auch nur 5000 Dollars groß ist, wenn nicht Deine Söhne, so doch Deine Enkel ein viel reicheres Einkommen haben, als die Söhne und Enkel des Grafen Schlottheim je haben werden. Amerika hat eine Zukunft, so reich sie niemals in der Welt existirte.

Wenn Dich Deine Olga also in der That so sehr liebt, daß sie Dir ihren Rang, Stand, Stellung in der Gesellschaft, ihre ganze Vergangenheit und ihre zwar nicht zu hoffnungsvolle Zukunft opfert, so komme hierher. Komm!

Täusche ich mich aber in Beziehung auf Dich, bist Du durch den Umgang mit den Großen schon so entsittlicht, daß Du das Liebeleben, welches Du lebst, nur als einen vorübergehenden Zustand ansiehst, den man als junger Mann mitnehmen könne, dann bleibe, wo Du bist, dann bist Du für mich und für die Menschheit verloren, taugst für Nordamerika nicht. Ich kenne Neapel nicht, ich weiß aber, daß selbst Hannibal und sein Heer in Capua, unsern Neapel, untergegangen ist, und daß der ganze Staat Neapel dem Untergange nahe steht, eigentlich schon untergegangen ist. Der Fischerkönig dort und seine Gemahlin, Lord und Lady Hamilton,

Prinz August und seine Auguste, Graf Münster wie Graf Schlottheim, sie alle wandeln auf einem Vulkan, schlimmer als jener, dessen Rauchsäulen Du aus Deinem Balkon vor Dir siehst. Rette Dich in unsere jungfräuliche Republik, wahrscheinlich trete ich Dir dann schon mit einer Gattin entgegen, die Deiner Olga eine würdige Schwester sein wird.

Ueber hiesige Zustände habe ich langes und breites an meinen Vater geschrieben. Ich hatte ihm schon von England aus eine neuerfundene Copirmaschine geschickt, und ich habe ihn gebeten, meine sämmtlichen Mittheilungen an ihn, sofern sie nicht rein privater Natur, Dir abzuklatschen und zu senden. Du wirst daraus einen ungefähren Begriff hiesiger Zustände bekommen. Diesen Brief sende ich durch Vermittelung des Herrn Best in London an meinen Vater mit dem Auftrage, durch die hannoverische Gesandtschaft unter Graf Münster's Adresse Dir denselben zuzusenden. Dann wird er die Reise über London und durch Best's Hände noch einmal zurückmachen.

Laß alle Deine Antworten an mich durch Lord Hamilton an Best senden, sie kommen mir dann am sichersten zu Händen.

Glaube mir, daß ich Dich mit aller Herzlichkeit von früher liebe und nie vergessen werde, daß Du mein

Leibfuchs warst, glaube aber auch, daß mir, wenn auch wenige Jahre älter als Du, mehr Wind um die Nase geweht ist, als Dir vielleicht je herumwehen wird, und daß ich, um mich kaufmännisch auszudrücken, um neunzig Procent praktischer bin als Du.

Entscheide Dich bald und küsse Deine Geliebte in meinem Namen und Auftrage im Angedenken des Tages, wo ich sie vor etwa zehn Jahren zuerst sah.

Schreibe mir, was Freund Heinrich Schulz macht, wenn Du Nachricht von ihm hast.

Vale! Vale!

Dein Justus Erich.

Als Beilagen lagen diesem Briefe bei das nachfolgende Schreiben wie die Tagebuchsblätter an Bollmann's Vater:

Philadelphia, 15. Juni 1796.

Schon vor meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten wußte man, daß ich kommen würde; meine wirkliche Ankunft wurde bald allgemein bekannt. Mein Versuch, Lafayette aus Olmütz zu befreien, hatte Neugierde und gutes Vorurtheil erweckt, und so fand ich dann in Neuyork, wo ich nur vierzehn Tage blieb, und hier, wo ich seitdem immer gewesen bin, eine entgegenkommende freundschaftliche Aufnahme. Ich war bald in

den ersten Gesellschaften zu Hause, hatte an allen kleinen Festen und Familienbelustigungen während des Winters Antheil, und verbrachte vorzüglich mit den Weibern, die im Durchschnitt schön, weniger aufs Geldverdienen erpicht wie die Männer, folglich weniger beschränkt, gebildeter und liebenswürdiger sind, manche angenehme Stunde! Die hiesigen Amerikanerinnen sind lebhafter wie die englischen Damen. Sie tanzen mit Leidenschaft und schön, reiten viel und gut, machen weniger Umstände, funfzig deutsche Meilen zu reisen, als deutsche Damen eine halbe, sind frei und wild und werden meistens frühe Mütter von zahlreichen Kindern. Aber wiewol die Sitten im ganzen unverdorben und in Philadelphia sogar in der sogenannten guten Gesellschaft kaum ein einziges Frauenzimmer ist, deren Tugend sich auch nur bezweifeln ließ, so ist doch bei dem schönen Geschlecht eine gewisse Würde im Betragen, eine keusche liebenswürdige Zurückgezogenheit, die weniger eine Folge individueller Vervollkommnung, als vielmehr der größern Verfeinerung des sittlichen Gefühls einer Nation überhaupt zu sein scheint, hier weit seltener als wie in England, Deutschland und Frankreich. Es ist möglich, daß diese Abwesenheit einer unschuldigen Außenseite eine Folge der größern Unschuld selbst ist, möglich, daß unsere europäische Verdorbenheit europäische Vor=

trefflichkeit erzeugt! Alles wohl überlegt, bestärkt der Anblick der Neuen Welt in mir den Vorsatz, mit den Dingen, wie sie sind, zufrieden zu sein, indem unglücklicherweise das Gute sehr oft sich selbst zerstört, und glücklicherweise das Uebel wieder Gelegenheitsursache zum Guten wird. Es gibt in den Vereinigten Staaten, wie beinahe jetzt überall, zwei Parteien, Freunde und Nichtfreunde des französischen Interesses. Beide Parteien sind und waren nicht viel liberaler als wie in Europa; aber man ist der französischen Nation Dank schuldig, man hat noch kürzlich selbst für die Sache der Freiheit gefochten; darum äußert sich die gegenseitige Wärme nicht sowol in entgegengesetzten Aeußerungen über die Französische Revolution, als vielmehr in Lob oder Tadel der englischen Politik! Das Gouvernement und die Kaufmannschaft gehören im ganzen zur englischen, die Güterbesitzer zur französischen Partei. Zu dieser letzten gehören gleichfalls im ganzen alle Staaten südwestlich von Potomac, Virginia, Carolina u. s. w., zu jener die Staaten nordöstlich vom Potomac, Pennsylvania, Neuyork, Massachusetts, Connecticut u. s. w. Die letztern sind mehr Handelsstaaten, haben keine, oder nur sehr wenige Sklaven, folglich weißen Pöbel, sind also weniger demokratisch. Die Einwohner der südwestlichen Staa-

ten bestehen größtentheils aus Gutsbesitzern, der größere Theil der Arbeiter sind Sklaven, es gibt da folglich keinen Pöbel (denn die Sklaven gehören nicht mehr zur Societät, wie Pferde und Kühe, und sind in ihrem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Ruhe fast ebenso wenig gefährlich), darum sind diese Staaten mehr demokratisch. Sie waren kühn während der Revolution, und sind zum Theil noch jetzt der Einrichtung abgeneigt, welche die Legislatur in zwei Kammern, den Senat und das Haus der Repräsentanten, trennt, denn eine solche Ordnung ist weniger demokratisch. Sie möchten die ganze Gewalt lieber in eine einzige Versammlung zusammendrängen, und sie wünschten dies um so viel mehr, weil sie in einer solchen einzigen Versammlung vermöge ihrer größern Zahl von Repräsentanten leicht das Uebergewicht erhalten würden. Im Senat, wo nicht die Volksmenge jedes einzelnen Staats, sondern die Staatenzahl im ganzen die Menge der Senatoren bestimmt, verlieren sie diesen Vortheil. Aus diesem Grunde nennt man die französische die Oppositionspartei, gewöhnlich die antiföderalistische, die englische die Gouvernementspartei oder die föderalistische.

Diese Benennungen sind richtiger als französische oder Oppositionspartei, da der Senat die individuelle politische Existenz eines jeden einzelnen Staats aufrecht

hält; eine einzige Versammlung würde zur Consolidirung in einen einzigen Staatskörper führen, zum Einheitsstaate, vielleicht zur Monarchie, während der Norden nur einen Bundesstaat will.

Trotz der Leidenschaft dieser beiden Parteien, eine Sache, die in einer Republik nothwendig und heilsam, weil sie die große Basis des öffentlichen Wohls ist, Kenntnißverbreitung und Patriotismus befördert, indem sie durch das Interesse der Leidenschaft Geistesthätigkeit und Theilnahme erweckt, steht der innere Friede dennoch unerschüttert. Es befestigen denselben das vorwiegende, jedem sich aufdrängende Interesse des Zusammenhaltens in einem gemeinschaftlichen Staatenverein, gegründet auf das Bewußtsein individueller Schwäche und gegenseitiger Nothwendigkeit, und das vorwiegende Interesse für die Aufrechthaltung der Ordnung, welches in einem Lande nothwendig stattfinden muß, wo es keine Bettler gibt, keine armseligen Menschen, keine verschiedenen Stände; wo jeder ein Eigenthum hat, wo Eigenthum sicher ist, und sich durch Thätigkeit zuverlässig mit jedem Tage vergrößert; wo Vermögen und Fähigkeit endlich zur Befriedigung aller vernunftmäßigen Wünsche führen. In einem solchen Lande ist Krieg und Störung von Ordnung jedem fürchterlich, keinem annehmlich. In einem solchen Lande

regieren die Leute im eigentlichsten Sinne sich selbst, und trotz des Parteigeistes, trotz des anscheinenden Kriegs ist alles gegenseitige Nachgeben Fügung, Einverständniß, sobald es zu Handlungen oder zu Maßregeln kommt, die auf Ordnung und Ruhe Bezug haben. Der Ordnungs- und Friedensgeist ist wirklich so groß, daß die gänzliche Vernichtung der executiven und gerichtlichen Gewalt, könnte sie statthaben, einem Reisenden, der die Landessprache nicht verstände, durch keinen Auftritt vernehmbar werden würde. Eine Stadt wie Philadelphia, bewohnt von sechzigtausend Menschen, ohne irgendeine Spur von Sicherheitspolizei, und dennoch ruhig bis zur Abwesenheit des Lärms der Trunkenheit und der Scheltworte, ist für jeden neuankommenden denkenden Europäer ein auffallendes und anfänglich beinahe unbegreifliches Phänomen!

An Aufwand und Luxus aller Art wird Philadelphia in Deutschland nur von Wien und Berlin übertroffen. Es ist daher ein frappanter Gedanke, wenn man sich vorstellt, vor einhundertzwanzig Jahren war es hier noch dichter Wald. Man glaubt nicht, daß Menschen so schnell umschaffen können. Der Wohlstand ist allgemein und hat sich vorzüglich während des Kriegs sehr vermehrt. Die Ausfuhr von Philadelphia allein belief sich im Jahre vom October 1790 bis October 1791

auf 3,436092 spanische Dollars und im Jahre 1794 bis 1795 auf 11,518260 Dollars. Eine verhältnißmäßige, gleichstarke Vermehrung hat in den übrigen Handelsstädten stattgefunden, und dies ist vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß der westindische Handel beinahe ganz in amerikanische Hände gefallen ist. Die Ausfuhr ist zugleich an Werth gestiegen. Eine Tonne Mehl, die vor dem Kriege 5 Dollars kostete, gilt jetzt 13—15 Dollars. Amerika bereichert sich durch die Unruhen in Europa. Und wiewol ein schneller Friede in allen Seestädten der Vereinigten Staaten viele Häuser, die zu sehr auf die Fortdauer des Kriegs speculirt haben, zu Grunde richten würde, so hat der wirthschaftliche Wohlstand der Nation im ganzen während der drei letzten Jahre doch außerordentlich gewonnen und läßt sich durch einige Bankrotte nicht entwerthen.

Ich erwähne dies, weil einige Reisende, vorzüglich Franzosen, die wegen ihrer besondern Lage, und weil sie die Landessprache nicht verstehen, sich hier im Durchschnitt sehr elend fühlen, glauben, daß aller Wohlstand hier nur eingebildet und sehr precär sei, ja mit dem Frieden zusammenstürzen müsse. Laßt euch in Deutschland durch Verbreitungen dieser Art nicht irren, sie sind ungegründet.

Da die Unruhen in Europa für uns so angenehme

Folgen gehabt haben, so war es ein Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit, die Neutralität zu erhalten. Alle Amerikaner sind hierin einverstanden. Könnte uns die Neutralität nur durch einen Freundschaftstractat mit England, wie den, den man gemacht hat, erhalten werden, so ist der Tractat als ein geringeres Uebel gut. Man konnte keinen bessern machen, behaupten die Föderalisten. Die Antiföderalisten behaupten das Gegentheil. Das britische Ministerium führte zuverlässig während der Negociation eine drohende trotzige Sprache. Man hat wahrscheinlich in der Verhandlung selbst einen Fehler gemacht, indem derselbe Mann zu derselben Zeit Genugthuung für erlittenes Unrecht fordern und freundschaftliche Verbindung schließen sollte; zwei Dinge, die ihrer Natur nach unvereinbar sind. Zu dem, der mich beleidigt hat, von Freundschaft sprechen, heißt kriechen und seine Obergewalt eingestehen. Er wird nur schlechte Genugthuung geben, und seine Freundschaftsbedingungen werden hart sein — dies ist der Fall gewesen. Ob es dem britischen Ministerium mit den Drohungen Ernst war, oder ob dasselbe nur Furcht einjagen wollte, darin liegt die Entscheidung. Es befinden sich gegen sieben Millionen Pfund Sterling englisches Eigenthum in den Vereinigten Staaten und die Vereinigten Staaten sind gegenwärtig der Haupt=

markt englischer Manufacturwaaren. Man rechnet, daß ein Drittel aller in England verfertigten Waaren hierher verschickt wird. Aber die Amerikaner haben vermöge des westindischen Handels gleichfalls große Summen in England ausstehen; ihre Handelsschiffe sind in allen Meeren, und sie haben bisjetzt keine einzige Fregatte, sie zu beschützen. England ist überdies in Lage und Stimmung, alles aufs Spiel zu setzen. Den Credit der Vereinigten Staaten in Ansehung ihres Finanzsystems zu erhalten und fester zu gründen, war ein wichtiger Punkt. Alles daher zusammengenommen, ist's vermuthlich am besten, wie es ist.

Die Debatten im Congreß über diesen Gegenstand sind während der letzten Sitzung sehr lebhaft gewesen. Sie betrafen vorzüglich zwei Punkte: 1) Hat das Haus der Repräsentanten ein Recht, über den Werth des Tractats Untersuchungen anzustellen und die erforderlichen Geldbewilligungen nach Gutbefinden zu geben oder zurückzuhalten? Die Constitution läßt diese Frage streitig. Mit schlichtem Glauben gelesen, verneint sie sie; aber man kann's drehen und wenden. Daß sie sie verneint, ist vermuthlich ein Mangel der Constitution. Allgemeine Vernunft und politische Gründe scheinen ihre Bejahung zu fordern. Viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit wurde für und wider aufgeboten in einer

drei Wochen langen Discussion. Die Opposition gewann in dieser Frage eine Mehrheit von zwanzig Stimmen. 2) Ist es rathsam, die nothwendige Summe zur Vollziehung des englischen Tractats zu bewilligen? Eine Mehrheit von drei entschied für die Bewilligung wider die Opposition. Das kaufmännische Interesse war vorwiegend. Die Nation übte durch zahlreiche Petitionen einen beträchtlichen Einfluß auf die Verhandlungen. Der Tractat war einmal gemacht; Washington's Popularität allein gab ihm bei vielen Gewicht. Ein Verwerfen wäre nicht einmüthig gewesen. Innere Trennung hätte die Feinde stark gemacht. Die Frage war bei vielen nicht: „Ist der Tractat gut?" sondern: „Kann Washington, der Patriot, der Staatsmann, unrecht thun oder sich irren?" Wäre der Tractat daher schlechter gewesen, als er wirklich ist, ein denkender Amerikaner konnte ihn verwünschen, aber da er einmal da war, mußte er ihn anerkennen.

Die Haupteinwendung wider den Tractat war nicht auf seine unmittelbaren Vortheile oder Nachtheile gegründet. Man haßte nähere Verbindung mit England überhaupt. Man fürchtete, daß sein geheimer Einfluß zu groß würde und politische Corruption in die Vereinigten Staaten bringe. C'est s'attacher à un cadavre! dachten viele.

Die nähere Verbindung mit England ist übrigens die natürlichere. Sprache und Sitten sind dieselben. Ob sie der politischen Selbständigkeit der Vereinigten Staaten nicht nachtheilig ist, ist eine andere Frage. Die übelmeinende Mutter wird schwerlich jemals eine gute Hofmeisterin, noch weniger eine gute Freundin werden, und gar nichts mit ihr zu thun zu haben, wäre vermuthlich besser, um völlig allein zu gehen und eigenen Kräften vertrauen zu lernen. Auf alle Fälle scheint man für den Augenblick das Beste errungen zu haben, und für die Zukunft? England liegt in einer gefährlichen Krise; ersteht es rüstig und kraftvoll, dann ist's gut, damit befreundet zu sein. Geht es zu Grunde, dann ist's leicht, davon loszukommen.

Im allgemeinen möchten viele warme Föderalisten gern eine erbliche, limitirte Monarchie, viele Antiföderalisten gern eine mehr demokratische Republik haben. Die große Masse und ruhige Vernunft hängen der Constitution, wie sie ist, an. Da die Parteien mit ziemlich gleichen Kräften in entgegengesetzten Richtungen ziehen, da die meisten Ruhe wünschen und keine Art von Corruption in die öffentliche Versammlung eingeschlichen ist, so scheint mir die Verfassung der Vereinigten Staaten so fest zu stehen, wie eine republikanische es nur immer kann.

Washington's Popularität hat durch den Tractat viel verloren. Seine Präsidentur geht mit diesem Jahre zu Ende. Ob er wiedergewählt wird? einstimmig, wie bisher, wol nicht, durch eine Majorität, zuverlässig. Wird er, weniger ehrenvoll, das heißt nur durch eine Majorität erwählt, die Präsidentur annehmen? Man sagt: nein! Aber die Gewalt ist anziehend, ist fesselnd, darum bin ich dieser Meinung nicht.

Jefferson ist der Held der Opposition, der Freund der Franzosen. Er lebt auf seinen Gütern in Virginia und scheint sich um nichts zu bekümmern. Sein Buch beweist, daß er ein Mann von umfassendem Geist ist. Auf einer Reise ins Innere, die ich in wenigen Tagen anzutreten denke, werde ich ihn näher kennen lernen. Jefferson, der gegenwärtige Vicepräsident Adams, der Vater des Gesandten zu Holland, und der Negociateur Jay haben, nach Washington, die größte Anwartschaft auf die Präsidentur.

Washington ist ein großer, starkgebauter, schöner, rüstiger Mann. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge und seines ganzen Aeußern verräth viel Kälte und Festigkeit. Klugheit, Vorsicht, Behutsamkeit sind die hervorstechenden Züge seines Charakters. Er ist mehr verschlossen als offen, mehr wirklich gut als rein, als liberal und großmüthig, mehr bedacht, nie etwas Un=

rechtes als etwas Ausgezeichnetes zu thun. Er ist ohne Leidenschaft, dies alles, wie's scheint, aus Grundsätzen. Er ist tugendhaft, nicht groß, sehr vernünftig, ohne ein hervorstechendes Talent, trocken und abgemessen, nicht sehr liebenswürdig, aber Hochachtung fordernd. Washington ist gemacht für den Posten, den er bekleidet. Rathfragend, sinnend, aber nie hingerissen, selbstbestimmend und selbstentscheidend.

Washington ist Lafayette's warmer Freund. Aber was kann derselbe bei einer Lage wie die oben geschilderte thun? Oesterreich ist es, das Lafayette gefangen hält, und die französischen Republikaner bekennen sich wenigstens als seine Freunde nicht. Was soll die amerikanische Politik nun thun?

In Dankbarkeitsangelegenheiten, vorzüglich wenn sie einen einzelnen Mann betreffen, über kleinliche politische Calculs mit republikanischer Größe wegsehen? Das klingt schön! Ob's weise ist, weiß ich nicht; wenigstens liegt's nicht in des Präsidenten Charakter. Man thut, was man füglich thun zu dürfen glaubt. Das ist nicht viel.

Das wird nichts helfen. Lafayette's Sohn ist beim Präsidenten im Hause; daß er ihn an Kindesstatt angenommen hätte, ist unbegründet. Dem amerikanischen Publikum ist Lafayette's Namen heilig, ohne Unter-

schied der Parteien. Aber dennoch sind oder scheinen wenigstens die Antiföderalisten wärmer; theils vermuthlich, weil alle Minorität wärmer, brüderlicher ist; theils weil Lafayette, der Gegenstand nur schwacher Hülfleistungen, dem Gouvernement ein Vorwurf wird, während er der Opposition selbst als Vorwurf willkommen ist; theils weil Lafayette der Freund Englands nicht ist und nie sein kann, ein Umstand, der freundschaftliche Gefühle für ihn auf der einen Seile anfachen, auf der andern abkühlen muß. Es gibt einzelne, aber nur wenige, die ihn kaum gern hier sehen! Ich selbst habe vom Publikum im allgemeinen und vom Präsidenten insbesondere, oder, eigentlicher zu reden, nicht vom Präsidenten, sondern vom General Washington mehr Aufmerksamkeit und Wohlwollen erfahren, als vermuthlich irgendeinem neuankommenden Fremden noch zutheil wurde. Es wird aber, nach neuern Gesetzen, ein fünfjähriger Aufenthalt erfordert, um amerikanischer Bürger sein zu können.

George Lafayette ist ein siebzehnjähriger sanfter junger Mann, dem's nicht an Geist fehlt. Wir haben uns oft gesehen. Er fühlt sich unglücklich, für seinen Vater so gar nichts bewirken zu können.

Seine Existenz ist gegenwärtig vom General Washington abhängig, aber die Nation würde sich seiner an=

genommen haben, wenn dieser nicht erklärt hätte, „er würde es ihm an nichts fehlen lassen". Mr. Frestel, ein interessanter, kluger, rücksichtsvoller Mann, der mit Lafayette von Frankreich hierher kam, ist noch jetzt bei ihm als Gouverneur und Gefährte.

Die Gegend um Philadelphia herum ist schön, vorzüglich in Entfernung von einer deutschen Meile. Der Boden ist an den meisten Orten fruchtbar. Das Grün ist merkwürdig heiter, bestehend aus einigen zwanzig untereinander vermischten Baumsorten, die ihr mannichfaltiges Laubwerk und ihr vielfaches Grün herrlich vermischen. Hügel und Thäler, Bäche, Wasserfälle die Menge.

Wohlstand strotzt uns überall entgegen, Elend ist nirgends. Keine Hütte so klein, vor deren Thür sich nicht eine zahlreiche gesunde junge Brut im üppigen Leben herumtummelt. Alles ist Treiben und Gedeihen! Menschen und Vieh sind wohl. Der größtmögliche innere Genuß hier ist das Vorgreifen in die Zukunft und das geistige Betrachten der Dinge, die bevorstehen. Nie hatte irgendein Volk eine solche Kindheit, nie vereinigten sich solche und so viele Bestandtheile künftiger Größe, so sparsam untermischt mit künftiger Zwietracht. Nie wirkten dieser Zwietracht so manche zusammenhaltende Bande entgegen. Nie arbeiteten

Natur und Menschenvernunft so groß, so glücklich zusammen! Welches Schauspiel wird das männliche Alter dieser Nation darbieten, wenn ihr Aufsprossen von so einzigen und merkwürdigen Umständen begleitet ist? Man fühlt sich zuweilen geneigt, an dem allmählichen Fortschreiten der Menschheit im ganzen zu zweifeln. Wenn man bedenkt, was Amerika unter den gegebenen Umständen in zweihundert Jahren nothwendig werden muß, so kann man nicht umhin, den schönen Gedanken einer zur Vollkommenheit fortschreitenden Menschheit mit verjüngter Zuversicht wieder zu beherbergen.

Glauben Sie nicht, daß ich verschönere, ich lasse Amerika nur Gerechtigkeit widerfahren. Das geistige Betrachten der Zukunft ist wirklich hier seelenerhebend, in Europa oft melancholisch niederdrückend. Aber Sie haben Eins in Europa, was hier fehlt, die aufgehäufte Arbeit von Jahrhunderten. Wir fühlen das zu Hause nicht, aber denken Sie nach, es sagt viel!

Wassergräben, Hecken, Dämme, Brücken, alles da, ist schon lange dagewesen, daran haben Väter und Großväter gearbeitet; diese Dinge haben etwas Festes, Gesetztes, sie tragen die Physiognomie ihres Alters, hier ist alles wie von gestern. Was Menschen machen,

überlebt sie oft, und die Nachkommenden schaffen wieder, darum ist in Europa ein Schattenreichthum, eine Menge von Möbeln, Geräthschaften aller Art u. s. w., den man hier nicht findet; Anlagen aller Art, Gärten, Festungen, Thürme, Gemäuer, Ruinen selbst rufen eine Vorwelt und ihre Geschichte ins Gedächtniß zurück. Und nun vollends diese Denkmale der Wissenschaften und Künste, Bibliotheken, Alterthümer, Statuen, Gemäldesammlungen! Es ist traurig, daß wir den Werth der Dinge am meisten fühlen, wenn wir sie entbehren. Europa ist wie ein altes Haus, bröckelig hier und da, nach keinem guten Plan gebaut, in seinen Geräthschaften oft selbst olmig und hinfällig, aber reich angefüllt und voll versehen mit allem, was nützlich, angenehm und bequem ist. Amerika ist wie ein neues Gebäude, nach einem herrlichen Plan aufgeführt. Aber umher ist's wild und unaufgeräumt, und innen noch so unwöhnlich. Wenige Möbeln verlieren sich in weiten Gemächern, die Wände sind nackt, die Winkel springen einem so entgegen, die Luft ist feucht; um sich zu gefallen, muß man Hand anlegen und den Kopf voll haben von Einrichtungen und Verbesserungen, Verschönerungen; ruhig niederzusitzen, nur ums Erhalten bekümmert und seiner zu genießen, dazu ist's nicht.

Ein anderer Vorzug, den Europa hat, ist dieser

beständige Zufluß neuer Ideen von allen Seiten her! Kurz, 'n beiden Ländern ist viel Gutes, in Amerika vorzüglich wenig Böses. Amerika ist keine Wüste, kein Paradies. Das letzte kann's aber werden. Wohlstand, Unabhängigkeit, größtmögliche Gleichheit, und was von diesen Dingen eine Folge ist, dies sind moralisch; üppige Vegetation, Mannichfaltigkeit der Gewächse, Heiterkeit des Grüns, Größe der Naturscenen, dies sind physisch die hervorstechenden, glänzenden Züge im Anblicke dieses Landes.

Mehr, wenn ich mehr umhergekommen bin und mehr weiß. J. Erich Bollmann."

Diesen Briefen war noch das Tagebuch einer Reise nach dem Westen hinzugefügt, das, so interessant es für Nordamerikaner sein mag, da es Zustände, Gegenden, Menschen, wie sie im Jahre 1796 waren, schildert, uns doch von dieser Erzählung zu weit abführen würde, das wir daher fortlassen, bis auf ein Bruchstück, das den Schauplatz künftiger Begebenheiten beschreibt.

Unser Freund Bollmann war einer der ersten Männer in Nordamerika, welche die Idee faßten, den asiatischen Handel über Nordamerika zu leiten. Er hatte vermöge seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse lange vorher, ehe der Columbiafluß entdeckt wurde,

den Ausspruch gethan, daß die Felsengebirge, welche das Wasser dem großen Strome Missouri geben, in ähnlicher Weise eine Masse Gewässer nach dem Osten senden müssen, und daß der Mensch diesen von der Natur geschaffenen Wasserstraßen folgen müsse, um eine Verbindung mit dem Stillen Ocean herzustellen. Er sprach diese seine Ansicht namentlich gegen den Präsidenten Jefferson, als er diesem seine Aufwartung machte, aus, der sich lebhaft für die Entdeckung eines Wegs nach der Ostküste interessirte und den kühnen Ledyard aus Connecticut, als dieser von seiner ersten Entdeckungsreise nach den Nilquellen zurückgekehrt war, veranlaßte, nach Sibirien und Kamtschatka und der Beringsstraße zu reisen, von da nach Amerika überzusetzen, um die Ströme, welche sich in das Stille Meer ergössen, zu erforschen, und an dem Strome, der etwa dem Missouri gegenüber in den Stillen Ocean sich ergieße, hinauf und an seinen Quellen das Felsengebirge zu übersteigen. Der Amerikaner wurde aber, da er ohne Erlaubniß der Kaiserin Katharina das asiatische Rußland zu bereisen anfing, trotz der Empfehlungen des Barons Grimm als Spion verhaftet und aus dem Lande geschafft.

Bollmann drang auf seiner ersten Reise nach Westen nicht weit über den Ohio hinaus vor.

Ueber Pittsburg bemerkte er in seinem Tagebuche: „Ich sitze hier in einer jungen Stadt, welche die schönste Lage und die größte Zukunft hat in der ganzen Union, und welche einst den Welthandel mit dem Stillen Ocean und Asien vermitteln wird, wie sie schon heute den Handel nach den Seen und dem Westen wie Süden vermittelt.

„Pittsburg liegt zwischen zwei majestätischen Flüssen, dem Monongahela und Alleghani, welche durch ihren Zusammenfluß den Ohio bilden. Von dem Fenster, woran ich sitze, sehe ich auf den ersten dieser Flüsse, der etwa so breit ist als die Themse bei London. Das Ufer an dieser Stelle ist hoch, aber horizontal und eben mit kurzem Grase, so wie es die Schafe lieben, bedeckt. Es ist von einer Reihe von Kokosbäumen begrenzt. Das Ufer an der andern Seite ist eine Kette von Hügeln, dicht mit Eichen und Walnußbäumen beschattet. Der Fluß fließt eben und ruhig. Boote gehen jetzt hinüber; eben jetzt kommt eins von Illinois herauf, mit Fellen beladen. Die Leute am Bord tragen Kleider von wollenen Bettdecken gemacht; sie singen und lachen, nach Art der Franzosen, obwol roth wie Indianer und beinahe Gegenfüßler unsers Vaterlandes.

„Von hier bis zur Mündung des Ohio sind eintausendzweihundert Meilen, und dreitausend Meilen bis zur

Mündung des Mississippi — wie ungeheuer und wie schön, das Reich der Freiheit und der gesunden Vernunft errichtet zu sehen in so weiten Gegenden, den Anfang zu bemerken von guten Grundsätzen und das Streben nach großer Vollkommenheit, den Unternehmungsgeist zu betrachten, wie er wirkt nach einem großen Plane, der im Verhältnisse zu sein scheint mit dem, welchen die Natur selbst befolgt hat; und endlich die künftige Größe und den Wohlstand zu ahnen, welcher diesem wachsenden Staate bevorsteht.

„Bisjetzt hat noch kein Fuß eines Weißen die Felsenkette überschritten, die uns von Californien trennt. Aber die Union wird sich diesen Weg bahnen und ihre Herrschaft bis zu dem äußersten Westen ausdehnen.

„Welches Reich dann, ein Reich der Freiheit, Vernunft und Selbstregierung, welches dem in Despotismus versunkenen alten Europa vielleicht die Freiheit wiedererringen hilft.“

---

## Achtes Kapitel.

### Olga.

Als Olga die nächtliche Reise am Hochzeitsabende antrat und Eleonore, der Engländerin, gegenüber in die Wagenecke gedrückt saß, fühlte sie sich am ganzen Körper wie zerschlagen, und in ihrer Seele wogte ein Sturm von Gedanken des Hasses, des Abscheus und Widerwillens gegen den aufgezwungenen Gemahl. Wie sollte sie, das zwanzigjährige Mädchen, das von der Welt nicht mehr kannte als Schloß und Park in Heustedt, sich aus den Banden, in welche Mutter und Vormund sie geschmiedet, befreien? Sie wußte freilich, daß sie dem Hassenswürdigen nicht angetraut war, sie hatte ihren entgegengesetzten Willen so laut und entschieden ausgesprochen, als ihr körperlicher Zustand zuließ. Aber der Prediger hatte ihr Nein nicht gehört oder nicht hören wollen, der Trauungsact war äußerlich vollzogen. Zwar hatte sie noch in der Kirche

den Trauring wieder vom Finger gestreift, er mochte zertreten sein von der Menge; allein würde die Welt, würden die geistlichen Oberbehörden ihr oder dem Prediger Glauben schenken?

Der Prediger sagte, ihr seid vor Gott und den Menschen zusammengegeben, seid Mann und Weib; er hatte vielleicht schon in diesem Augenblicke ein Zeugniß der geschehenen Trauung niedergeschrieben und ein Kirchensiegel dabeigedrückt.

Sie sah, daß sie vor der Welt des Grafen Gattin war und bleiben, wenigstens so scheinen müßte, bis sich die Umstände günstiger gestalteten. Von der Mutter wie von dem Vormunde, von ihnen hatte sie weder Hülfe noch Trost zu erwarten, sie selbst aber, so schrieb der Jurist, bei dem sie Hülfe suchte, hatte nicht einmal das Recht, vor Gericht aufzutreten, sie war ja minderjährig.

Aber er wußte, daß sie Nein gesagt hatte, er mußte es gehört haben, ihm gegenüber wollte sie ihre Mädchenehre hochhalten und ihm nur Verachtung und Haß zeigen.

Eins tröstete sie: daß sie wenigstens nicht in eine Wohnung des Grafen zu ziehen brauchte, daß sie in dem eigenen mütterlichen Palais einen Flügel eingeräumt bekommen hatte. Sie kam jetzt einen, mindestens zwei

Tage früher als Gemahl und Mutter nach Hannover, und sie nahm sich vor, ihre Gemächer so zu scheiden, daß sie seine Nähe zu jeder Zeit vermeiden könne.

Aber wo wollte sie die Kraft hernehmen, das zu ertragen, was ihr bevorstand? Die Mutter, die Schwägerin, der Majoratsherr wie ihr Vormund hatten ihr in den letzten Tagen genug vorgesprochen von den Festivitäten, die in Hannover ihrer warteten, wenn sie dem Hofe erst vorgestellt sei.

An der Seite des Verhaßten sollte sie bei allen Geheimräthen und Excellenzen, die nicht etwa schon bei der Hochzeit zugegen gewesen waren, Visite fahren, sich als Gräfin Schlottheim vorstellen und beglückwünschen lassen, den Tod im Herzen ein freundliches Gesicht machen, und ahnen, wie in jedem Flüstern zweier Personen in einer Gesellschaft die Scene mit der Filler-Martha zum Gesprächstoffe diene. Sie, der jede Heuchelei verhaßt war als die schlimmste aller Sünden, sie sollte verdammt sein, wer weiß wie viele Jahre lang, vor aller Welt eine Lüge durchzuspielen?

War es nicht besser, gleich zu sterben, als sich unter solchen Verhältnissen durch das Leben zu lügen? Ja, sie wollte sterben, sie wollte sich ins Wasser stürzen, Sobald der Wagen der Weser nur wieder näher käme, wollte sie in die Weser springen.

Der Wagen hatte indeß längst die Geest erreicht und knirschte im hohen Sande zwischen Föhren und verkrüppelten Eichen auf unwegsamen Bahnen zwischen den Dörfern Eistrup und Gandesbergen der Stadt Nienburg zu. Es war dunkel geworden, der Wind peitschte schwere Regenwolken vor dem Monde her. Man kam durch ein düsteres, in einen Eichsünder gebautes Dorf, in den Häusern schimmerten trübe Lampen, Menschen sah man nicht. Kurz hinter dem Dorfe fuhr man aber bergab und dicht an den Ufern eines Wassers her, in dem der Mond sich spiegelte. Olga hatte wol eine Viertelstunde, wie betäubt, mit geschlossenen Augen in der Ecke des Wagens gelegen, sorgsam beobachtet von der schweigsamen Engländerin; das Kammermädchen saß oben bei dem Kutscher auf dem Bocke. Ein Stoß des Wagens rüttelte sie aus ihrer Betäubung auf, sie hatte in der letzten Viertelstunde an den Tod gedacht, sie hatte aber auch an den Geliebten gedacht, dem sie Liebe und Treue gelobt. Was sollte aus ihm werden, wenn sie ihm auf diese Weise Wort hielt? Sie hatte an den Augenblick gedacht, da sie von Karl schied, und sein Bild hatte den ersten Sonnenstrahl in die Trübniß ihres Herzens zurückgeworfen. Jetzt blinzte ihr, die wie aus einem Traume erwachte, der Mond auf einmal so lachend

aus der dunkeln Flut empor. Der Todesgedanke gewann neue Stärke, sie sprang auf, den Wagenschlag nach der Seite des Wassers zu öffnen, das freilich nicht die Weser selbst war, sondern nur ein alter Weserarm, oft sehr seicht, heuer aber angeschwollen durch den regnichten Sommer. Aber Eleonore hatte sie überwacht und zog sie in ihre Arme. Sie sagte, zum ersten mal das Ceremoniell, das sie sonst auf das strengste beobachtete, verlassend und sich der deutschen Sprache bedienend: „Ich will dir, liebe Olga, mütterliche Freundin sein, du arme, arme Waise, die du nie eine Mutter gehabt“, und sie küßte Olga zärtlich, setzte sich zu ihr in den Rücksitz des Wagens und nahm sie wie ein Kind auf ihren Schos.

Olga schlang ihre Arme um Eleonorens Hals, brach in heftiges Weinen aus und rief unter Hunderten von Küssen, die sie auf den schmalen, blassen Mund der Gouvernante drückte: „Versprich mir, nein, schwöre mir, daß du mich nie im Leben verlassen willst und nie allein lassen mit ihm, den ich verachte und hasse, schwöre mir, mich zu schützen, wenn er es wagen sollte, je in meine Gemächer zu dringen.“

„Ich schwöre es“, sagte Eleonore.

Olga's Haupt sank an ihre Brust, sie athmete leichter.

„Glauben Sie nicht, gnädige Gräfin", fuhr Eleonore in ihrer Muttersprache fort, „daß in dieser dürren Brust kein Herz schlüge. Auch ich habe geliebt, liebe vielleicht noch; ich glaubte wiedergeliebt zu werden, wurde aber schnöde betrogen." Und sie erzählte nun eine lange Liebes- und Leidensgeschichte, deren Wiederholung uns zu weit abführen würde.

Sie erreichte aber ihren Zweck. Die in etwas getröstete junge Gräfin machte sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu dem Jugendfreunde, die jener kein Geheimniß mehr war. Wer weiß, was es heißt, in jungen Jahren sein Herz an dem Busen einer Freundin ausschütten zu können, welche Erleichterung das schafft in Trübsal, welche Steigerung der Freude in freudigen Tagen, der wird glauben, daß, als der Wagen in Nienburg vor der Post hielt, und Eleonore nach englischer Art Thee bereitete und Weißbrot röstete, während Johanna, das Kammermädchen, die Eier schälte, der Neuvermählten, welche seit dem Lunch keine Nahrung zu sich genommen, Thee und Sandwichs vortrefflich schmeckten. Die eigenen Pferde wanderten von hier nach Heustedt zurück, Extrapostpferde wurden vorgespannt, der Jäger mußte sich vom Hintersitze neben den Postillon setzen, Johanna bekam einen Platz im Wagen und wußte nun Hunderte von kleinen Anekdoten

zu erzählen, die vor und während der Hochzeit im Kreise der Dienerschaft gespielt hatten.

In Neustadt am Rübenberge, wo man spät nachts, oder vielmehr früh morgens kurz vor Aufgang der Sonne ankam, konnte man keine Pferde bekommen. Die Gräfin legte sich auf Eleonorens Bitten in ein ungewohntes Federbett zur Ruhe, während diese und das Kammermädchen sich im Vorzimmer auf dem sogenannten Kanapee und Stühlen niederlegten. Die Natur forderte ihr Recht. Bald schlief die Abgemattete und Geängstigte unter der Last eines ungeheuern Federbettes so süß und sanft, wie sie seit Wochen nicht geschlafen, und schlief, bis es hoch Mittag war und Eleonore mit der Chocolade vor ihr Bett trat.

Man gelangte erst gegen Abend nach Hannover, und Olga fand, daß schon die gnädige Mama für eine solche Absonderung der Gemächer des jungen Ehepaars gesorgt hatte, daß ihr in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrigblieb. Die Einrichtung war auf das modernste und geschmackvollste nach englischem Comfort und Mode. Nichts fehlte. Zwei Schlafzimmer, nur durch eine schwere Portière von rothem Sammt geschieden, wurden von der jungen Frau und ihrer Gesellschafterin eingenommen, in einem Vorgemache war Johanna postirt und ihr anbefohlen, bei Strafe so=

fortiger Entlassung, dem Gemahl nie ohne besondere Erlaubniß der Gräfin die Thür zu öffnen.

Am dritten Tage kamen die Mutter, die drei Grafen Schlottheim und sonstige Räthe und Geheimräthe von Heustedt zurück. Nun begann die peinliche Zeit der Besuche und Vorstellungen, dann die der Festivitäten. Die Familie der Schlottheims begann mit einer Reihe von Diners, Soupers, Bällen, andere Excellenzen folgten, die Berathungen über die Anzüge nahmen kein Ende.

Man gewöhnt sich an alles. So hatte sich auch Olga daran gewöhnt, neben ihrem Gemahl in dem Wagen zu sitzen, Visite zu machen, zu empfangen, sie hatte sogar einmal mit ihm tanzen müssen auf Befehl der Mutter.

Als aber an diesem Abend der Gatte sie um die Erlaubniß bat, ihr nach dem Balle in ihren Appartements Gute Nacht wünschen zu dürfen, erklärte sie mit fester Stimme:

„Meine Zimmer sind abends und nachts dem Liebhaber der Filler-Martha auf immer verschlossen.“

Graf Schlottheim machte dann den Versuch, Johanna durch Geschenke und durch Zärtlichkeiten zu gewinnen. Aber diese hatte der guten unglücklichen jungen Frau im Innern ihres Herzens Treue geschworen,

sie haßte den Grafen, der ihr schon in Heustedt nachgestellt und einen ernstlichen Zwist zwischen ihr und dem Geliebten, dem Jäger Kuno der jungen Gräfin, hervorgerufen hatte. Außerdem würde die Wachsamkeit Eleonorens und die Eifersucht Kuno's auch jeden Versuch, den Befehlen ihrer Herrschaft zuwiderzuhandeln, vereitelt haben.

Otto von Schlottheim selbst aber, so dreist und keck er andern Frauen gegenüber war, die Gemahlin hatte ihm zu imponiren gewußt, die stolze feste Stellung, die sie gegen ihn beobachtete, ohne auch nur ein Haar breit von dem abzuweichen, was der äußere Anstand und die Schicklichkeit erforderte, hatten ihn nebst seinem Schuldbewußtsein in die Stellung eines von der Gattin Abhängigen gebracht.

Der eigene Vater sah in solcher Stellung nur Heil für die Ausschweifungen des Sohnes. Die eigentliche Herrschaft über den übermüthigen Grafen führte aber die Schwiegermutter. Sie war durch die „fatale Affaire" viel schmerzlicher berührt, als sie gestand, sie war an ihrer empfindlichen Seite getroffen, sie wußte aber auch den Grafen selbst an der empfindlichsten Seite zu treffen, das war der Geldpunkt.

Am Tage nach der Hochzeit eröffnete sie ihm, wie sein Betragen ihr bewiesen habe, daß er noch nicht

einmal verstehe, vor der Welt den Anstand zu bewahren, die erste Tugend jedes Cavaliers. Unter solchen Umständen werde sie den stipulirten Beitrag zu den Ehelasten in die Hände ihrer Tochter gelangen lassen, um dieser eine Gewähr zu geben, nicht etwa seiner Treue, an der derselben hoffentlich nicht viel liege, sondern sich so zu betragen, wie es eine Gräfin von Wildhausen verlangen könne.

Da nun aber die Gnädigste vorläufig sämmtliche Ausgaben für den Lebensunterhalt des jungen Ehepaars bestreiten mußte, so kam der verschwenderische und leichtsinnige Schwiegersohn dadurch in die demüthigende Lage, monatlich von seiner Gemahlin gleichsam sein Taschengeld zu empfangen, seine Diener von seiner Gemahlin besolden zu lassen, den Haushofmeister von der jungen Frau die Gelder zur Bestreitung des gesammten Hauswesens empfangen zu lassen.

Das gab dieser denn einen Rückhalt, ein solches Uebergewicht über den gehaßten Gemahl, daß sie eine gewisse Befriedigung nicht verbergen konnte.

Sie drückte der Mutter ihre Dankbarkeit für diese Anordnungen herzlicher aus, als sie seit lange sich ihr gegenüber geäußert, und sprach dabei die Bitte aus, die Mutter möge ihr die Schwester Heloise senden, sie entbehre Anna und Heloise so sehr,

daß alle Geschenke, alle Festivitäten ihr nichts seien gegen die Anwesenheit Heloisens. Die Gräfin-Mutter schlug das aber kurz und fest ab: „Du hast deinen Mann und Cavaliere, die dir den Hof machen, Heloise ist ein Kind.“

Der leichtsinnige Ehemann wurde durch diese Maßnahmen aber nicht gebessert, wozu auch der Umstand beitrug, daß er über ein Vierteljahr lang das lächerlichste Glück im Spiel hatte, wie er selbst es bezeichnete. Seine Kasse war nie leer, er brauchte der Gemahlin nicht zu kommen, und wenn ihn diese aus ihren Appartements zurückwies, so wußte er, wo er gern gesehen war.

Da der Campagne in Frankreich wegen der Hof in Blankenburg und Wolfenbüttel öde war, so hatte ein Trupp französischer Komödianten und Sänger Erlaubniß erhalten, im kurfürstlichen Opernhause spielen zu dürfen. Die erste Liebhaberin, Demoiselle Pauline, wußte Otto's Eroberung zu machen, und wenn er spät nachts vom Spieltische aufbrach und die Taschen voll Gold klimperten, dann fand er weiche Arme, in denen er seinen Rausch ausschlief.

Das Wetter fuhr fort abscheulich zu sein, und als der Monat kam, der ein Recht hat zu stürmen, Regen und Schnee zu ergießen, als alle Welt darüber klagte,

fing auch Otto von Schlottheim über Unwohlsein zu klagen an, und die Krankheit nahm schnell zu und fesselte ihn an das Haus. Einer der damals berühmtesten Aerzte Europas, der sich selbst mindestens für den berühmtesten hielt, der Geheime Hof- und Medicinalrath Ritter Zimmermann, behandelte den Kranken und erklärte, als im Monat Januar des Jahres 1793 die schlimmste Krisis überstanden war, daß nur ein Aufenthalt im südlichen Frankreich oder Savoyen die Gesundheit des Genesenden auf die Dauer herstellen könne.

Seine Angetraute freute sich dieses Ausspruchs, sie hoffte auf diese Weise einige Jahre von dem verhaßten Gatten getrennt zu leben. Allein die Mutter hatte es anders beschlossen. „Man darf“, sagte sie, „dem Skandal, welchen die Trauung erregte und den die Krankheit Schlottheim's fortsetzt, die Krone nicht aufsetzen, wie es durch eine solche Trennung geschehen würde. Wir haben für deinen Gemahl, nachdem seine Gesundheit durch einen ein- oder zweijährigen Aufenthalt in Nizza gestärkt sein wird, die Stellung eines Attaché bei der englischen Gesandtschaft in Neapel erwirkt. Dir wird ein stiller Aufenthalt in dem milden Klima Nizzas wohlthun, und du kannst mit dem Gedanken dich in der Einsamkeit trösten, demnächst in der schönsten Stadt

der Welt, an dem lebenslustigsten Hofe, wo es einer Schönheit wie du nie an standeswürdigen Anbetern fehlen wird, zu leben. Glaube mir, das Leben mit seinen Reizen wird sich dort dir erschließen, und du wirst die Bagatellen des Lebens verachten, die Katechismusvorurtheile abwerfen lernen. Das scheinst du freilich schon früher gelernt zu haben, als ich es ahnte, das Joujou, das ich im chinesischen Pavillon fand, sagt es mir.

„Sei klug, meine Tochter, lerne den Schein bewahren, darin besteht die ganze Lebenskunst. Es ist besser für dich, wenn du Hannover verläßt, es ist zu klein, zu klatschsüchtig. Schlottheim ist zu unvorsichtig und jugendlich unbesonnen. Er hat dir dadurch aber so große Vortheile über sich eingeräumt, daß er auf immer dein Sklave ist. Ich werde dich pecuniär unabhängig stellen. Italien wird dir Gelegenheit bieten, dein Leben zu genießen."

Was sollte die Tochter antworten? Sollte sie sich gegen die Anschuldigungen der Mutter, die sie erst heute zu verstehen anfing, vertheidigen?

Der Schein war gegen sie, und der Schein regierte ja die Welt in den Augen der Menschen wie ihrer Mutter; den äußern Anstand aufrecht erhalten, war Tugend; Religion nur des gemeinen Volkes willen er=

funden. Eine Liebe, wie sie sie für Karl hegte, wäre ihrer Mutter höchstens lächerlich gewesen, warum sollte sie das Einzige, was ihr eigen geblieben war, vor so profanen Ohren, wie die der Mutter, entheiligen?

Aber sie hatte den Muth, noch allerlei Bedingungen zu stellen, sie verlangte, auf der Reise schon ganz getrennt zu fahren. Eleonore wie Johanna und ihr Jäger Kuno sollten in ihrem Gefolge bleiben, sie wollten geschieden leben, soweit es der Anstand irgend erlaubte.

Es wurde ihr noch mehr zugestanden, als sie verlangte, weil die Krankheit des Grafen eine Trennung bedingte, wovon jene indeß keine Ahnung hatte.

Im südlichen Frankreich war es nicht geheuer; die Engländer hatten Toulon genommen, und Royalisten und Republikaner stritten in Aix und Avignon um zeitweise Herrschaft; dagegen war das italienische Land diesseit der Seealpen von Frankreich erobert und schon beruhigt.

Eine Reise aus Norddeutschland nach Nizza war damals mit ganz andern Schwierigkeiten verbunden als in unsern Tagen, und dauerte Monate; man mußte den vollen Frühling abwarten, um den Uebergang über den Mont-Cenis eis- und schneefrei zu haben; der Graf konnte lange Touren nicht ertragen, so kam man erst

nach Ostern in jenes blaue Ländchen des ewigen Frühlings. Olga, die auf dieser Reise eigentlich die ersten Berge kennen lernte, war voll Entzückens, als sie die Alpenkette zuerst erblickte; sie wurde voll Staunen und Furcht die Bergpässe hinangetragen, und sie jauchzte auf wie ein Kind, als ihr jenseits das blaue Meer und die Kette der Seealpen entgegenstrahlten.

In der mittlern Vorstadt — die untere bildete damals noch nicht jene Chiaja Nizzas, die sich meilenweit nach Nordwesten hinzieht — fand man bald eine geräumige Villa nicht allzu weit vom Meeresstrande und doch inmitten reizender Gartenanlagen und schattiger Olivenhaine.

Graf und Gräfin Schlottheim richteten sich hier in gewohnter getrennter Weise ein, ein italienischer Koch und einige untergeordnete Dienerschaft wurden zu den mitgebrachten Dienstleuten engagirt, ein Arzt consultirt, und die Cur des Grafen begann.

Die Villa lehnte an einem Felsen, der Graf bewohnte die untern Räume, seine Gemahlin die mit einem breiten Balkon versehenen obern Räume, aus denen sie sofort zu einer Gartenterrasse gelangte, die in vier übereinanderliegenden Plateaux zu Gartenanlagen ausgebaut war.

Das Leben, welches die jungfräuliche Frau hier

bis zum Winter führte, war das stillste und einfachste, das man sich denken konnte. Sie bestieg das Plateau hinter ihrer Villa, um hier unter dem Schatten von tausendjährigen Olivenbäumen, umgeben von hohen blühenden Myrten und Geranien, Pfirsich- und Mandelbäumen, Riesencactus und Aloës, die sich an den Felsen hinaufarbeiteten, von Citronen und Orangen, zu träumen. Man konnte da stundenlang sitzen im Nichtsthun, die Stadt links zu Füßen, das Meer vor sich so klar und weit, daß man die Küsten der Provence zu schauen glaubte, die immer glänzende goldige Sonne am wolkenlosen Himmel.

Sie dachte an ihre Kinderjahre zurück, dachte der Milchschwester Anna, die schon im kühlen Grabe auf dem feuchten Kirchhofe zu Eckernhausen neben ihrer treuen Anne Marie schlummerte, dachte an ihre liebe Schwester Heloise, an ihren Karl. Es waren Mädchenträume, die vor ihrer Seele vorüberschwebten. Abends ging sie mit Eleonore an den Ufern des Meeres spazieren. Eleonore hatte einige ihrer englischen Lieblingsdichter, namentlich Milton, Olga selbst einige Lieblingsstücke von Lessing, Goethe und Schiller mitgenommen; allein man kam seltener zur Lektüre, als man glauben sollte, nur Goethe's „Tasso“ schien Olga zu der Naturstimmung zu passen, sie fand darin so manche Be-

ziehungen, die ihr die eigene Lage gleichsam erläuterten.

Von ihrem Gemahl sah sie wenig, er pflegte lange zu schlafen, nach dem ersten Frühstück ging er fischen oder spielte mit französischen Offizieren in der Stadt Billard, gegen Abend badete er und setzte sich dann zum Spiel. Er sah blaß und krankhaft aus, und die Medicinflaschen drängten eine die andere, ohne daß die Medicin oder das köstliche Klima Hülfe zu bringen schien.

So war das Jahr zu Ende gegangen, drüben in Deutschland und gar in der nordischen Heimat an der Weser war es Winter geworden, sie merkte davon nichts. Die Sonne und die Tauben, welche sich mit größter Genauigkeit um die Frühstückszeiten und zur Mittagszeit vor der Villa einzustellen pflegten, um ihr Futter zu erhalten, waren das Einzige, was Olga an die Veränderung der Zeit erinnerte.

Nach Neujahr 1794 änderte sich dieses Leben plötzlich. Eine der benachbarten Villen, welche im Sommer und Herbst leer gestanden, wurde von einer englischen Familie bezogen, die viel Leben um sich verbreitete und sich schon dem Aeußern nach als Originalfamilie ankündigte. Lord Harrington war eine langaufgeschossene vertrocknete Gestalt, der ohne sein Jahres-

einkommen von 40000 Pfund schwerlich irgendwo in der Welt eine Rolle gespielt haben würde. Aber 40000 Pfund jährlich, die konnten in Nizza kaum verbraucht werden, zumal der Lord selbst sehr wenig brauchte; er trug das ganze Jahr denselben Rock, denselben Haarbeutel, und that nichts als fischen, vom Mittage bis in die Nacht bei Fackelschein. Seine Gattin Miß Karoline war ihrerzeit um die Mitte des Jahrhunderts eine Löwin gewesen, die den Löwinnen aus der ersten Hälfte, der Lady Petersham, Elisabeth Rochefort und andern nachgeeifert hatte in galantem Leben und Abenteuern.

Lord Harrington, ein excentrischer Sonderling, hatte Miß Karoline nur darum geheirathet, weil Casanova in einem vertrauten Kreise junger Wüstlinge in Paris von ihr gerühmt hatte, er habe die süßesten Augenblicke in ganz England an ihrer Seite verlebt, und sie sei die einzige Engländerin, die würdig sei, in Venedig geboren zu sein, sie sei Venetianerin. Die Lady war jetzt Methodistin, nachdem sie ihre Tochter Katy zur Löwin herangezogen und im Glanze der Triumphe derselben noch einmal jung geworden war. Miß Katy hatte viel gelebt, viel geliebt, viel getanzt. Da sie aber von schwächlicher Gesundheit war, hatte sie sich die Schwindsucht ertanzt und sollte jetzt, kaum zwanzig

Jahre alt, an südlichen Lüften die kranken Lungen stärken.

Miß Katy hatte mit ihrem scharfen Glase Olga und Eleonore auf der Terrasse sitzen sehen, die von der eigenen Terrasse nur durch eine Schlucht, in die jetzt das sparsame Wasser eines Baches herabfiel, getrennt war. Sie erklärte der Mutter, sie müsse die Bekanntschaft dieser reizenden Dame machen. Obgleich es nun im Hause des Lords keinen Willen gab, der mehr auf Befriedigung seiner Wünsche rechnen durfte als den der kranken Tochter, wurden doch die ersten Regeln englischen Lebens nicht außer Augen gesetzt, man erkundigte sich zuerst genau nach Stand und Abstammung der Deutschen. Als aber Miß Karoline, welche die hannoverischen Stammbäume beinahe so genau kannte als die der englischen Peers, erfuhr, daß Otto der Sohn eines Geheimraths und Grafen, Olga die Tochter jener Melusine von Alvensleben sei, die am Hofe des Prinzen von Wales groß geworden, da mußte der Lord dem Grafen seine Aufwartung machen und die Karten der Gemahlin und Tochter mit einer Einladung überbringen.

Die Bekanntschaft war gemacht, und bei der Vereinsamung der drei Damen schlossen sich diese enger aneinander, als das sonst bei Engländern und Nord=

deutschen der Fall gewesen sein würde. Die Lady hatte, wie alle englischen Damen ihres Kreises, eine gründliche literarische Bildung, und sie pflegte eine halbe Bibliothek mit sich herumzuführen, von methodistischen Gesangs- und Betbüchern bis hinauf und wieder herab zu französischen oder englischen Moderomanen. Sie griff heimlich gern noch einmal zu den Romanen, die sie in ihrer Jugend entzückt hatten, wenn auch die Bibel, oder vielmehr eine Prachtausgabe des Neuen Testaments, immer auf ihrem Schreibtische lag. Ueberhaupt lebte und webte sie noch gern in der Zeit, wo die Journale täglich die eine oder andere Tollheit von ihr zu erzählen wußten und Dutzende von Anbetern zu ihren Füßen schmachteten, die gegenwärtige Frömmigkeit war mehr Modesache.

Katy, die blasse kranke Schönheit mit den Schwindsuchtsrosen auf den Wangen, schmiegte sich an Olga wie eine Rebe um den Weinstock, sie machte sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu dem blonden Lord Camalford und dem wilden Marquis von Waterford, die sie noch immer mit gleicher Leidenschaft liebte. Sie, die Miß, weihte die Freundin, die jungfräuliche Frau, erst ein in die Geheimnisse des Frauenthums.

Die Gräfin, welche das Leben bisher nur aus Dichtungen kannte, die nie einen frivolen Roman in

Händen gehabt hatte, und der das Verständniß für viele Dinge, welche Katy von früher Jugend kein Geheimniß gewesen, noch gänzlich fehlte, wurde hier zur vornehmen Dame nach damaligen Begriffen erzogen, sie empfing die Lehren, welche die Großen als ihr Privilegium ansahen. Die Methodistin predigte die Gleichberechtigung der Frauen oder richtiger ihren Beruf, die Männer zu beherrschen; sie wollte Olga glauben machen, daß Treue eine Chimäre sei, kein Mann sei treu, sei die Frau es, so sei das nur Dummheit.

Ohne daß diese ihr Verhältniß zu dem Gemahl jedem Fremden offenbart hatte, ahnten es die erfahrenen Engländerinnen, oder sie wußten sogar noch mehr als die unerfahrene Frau selbst. Wäre es nach dem Willen der Lady gegangen, so hätte sich Olga, um sich an Schlottheim zu rächen, in den ersten besten hübschen französischen Offizier verlieben müssen, der in Nizza, Piazza Vittoria, oder Piazza Reala und dem Corso oder am Strande herumspazierte, denn sie war nicht nur berechtigt, ihren Gemahl zu hassen, sondern verpflichtet, ihn zu strafen. Alle diese guten Lehren waren aber nicht im Stande, aus dem Herzen Olga's die Dreieinigkeit: Glaube, Liebe, Hoffnung, die sich an den Namen Karl knüpften, zu verdrängen, es mußte die bäuerliche Milch der Mutter Anne Marie sein,

welche den vornehmen Lehren keinen Raum in Olga's Kopfe und Sinnen gaben, während vielleicht die Milch der Mutter der dahingeschiedenen Milchschwester das leichtlebige Blut gegeben hatte. Olga sah den wirklich schönen polnischen Offizier, der täglich zweimal sein Roß vor ihrer Villa vorbeilenkte, mit vollkommen gleichgültigen Augen, sie fütterte die aufgeschreckten Täubchen ruhig weiter, wenn er vorüber war, und dachte an den Nachmittag, wo Karl auf Wunsch ihrer Schwester vor ihr kniete und sie den Epheukranz um seine Stirn schlang.

So brachte sie beinahe zwei Jahre zu. Sie entwickelte sich hier zu jener üppigen des Aufspringens reifen Rosenknospe, die nur eines einzigen Sonnenstrahls aus lieben Augen bedurfte, um sich zu erschließen.

Der, welcher für ihren Gemahl galt, war endlich wiederhergestellt. Er sollte auf Rath seiner Aerzte als Nachcur die warmen Bäder des Nero gebrauchen. So kam Olga nach Bajä, und die meerentsprungene Aphrodite führte sie dort dem Manne ihrer Liebe in die Arme.

Der Gesandtschaftsattaché meldete dem Ritter Hamilton seine nahe Ankunft, und dieser hatte für denselben eine Wohnung unmittelbar neben der des Prinzen

Augustus und des Grafen Münster miethen lassen. Die Gärten waren nur durch eine niedere Mauer getrennt.

Die schöne deutsche Gräfin wurde bei Hofe vorgestellt, wo ihre Erscheinung Epoche machte und den Neid der Lady Emma erweckte, die kurz zuvor es durchgesetzt hatte, der Königin vorgestellt zu werden. Selbst der jagdlustige König machte dem Attaché Grafen Schlottheim Complimente über die Schönheit seiner Gemahlin, und ein alter Herr, der wegen seiner Freimüthigkeit und seines Witzes so gefürchtete Graf von Bristol, Bischof von Derry, erklärte sich sofort zu ihrem Ritter. Lady Emma Hamilton war damals schon Directrice der großen und kleinen Vergnügungen am Hofe. Während der König in Begleitung des Ritters Hamilton auf Fischfang oder zur Wachteljagd nach Capri ausfuhr, ergötzten sich die Königin und ihre Damen mit Spiel und Tanz. Lady Emma wußte täglich neuen Wechsel in diese Vergnügungen zu bringen, durch ihre eigenen mimisch-plastischen Darstellungen wie durch die tollen Einfälle ihrer lebhaften Phantasie. Das Haus ihres gastfreien Gemahls machte dem Hofe selbst den Glanz seiner Festlichkeiten im Palast von Caserta streitig. Graf Schlottheim verliebte sich am ersten Tage in die Lady, und sie verstand ihn,

beide waren Geistesgenossen, die sich bald fanden und verstanden, wie die unverstandenen Genossen Heinrich Heine's. Lady Emma war außerdem für den Augenblick frei. Sie war der Hofmacherei des Prinzen August längst überdrüßig, dieser jetzt auch wieder seiner Gemahlin zugewendet, die voll Eifersucht die Mutter verlassen hatte und nach Neapel geeilt war. Lady Emma's alter Bewunderer, der Graf-Bischof, wie man ihn nannte, hatte sich der neuen Sonne Olga zugewendet. Nun kam aber noch gar eine zweite norddeutsche Nebenbuhlerin hinzu und machte ihr Concurrenz auf Gebieten, die sie seit lange als unbeschränkte Herrin besaß. Und diese Nebenbuhlerin mußte sie schonen. Es war das die vielbenannte Gräfin von Lichtenau aus Berlin. Lord Hamilton, den die unsinnige Verschwendung seiner Gemahlin schon zum Verkaufe seiner ersten Vasensammlung an das Britische Museum gezwungen, für 7000 Pfund freilich, hatte dem Könige von Preußen jetzt durch die Lichtenau seine zweite Vasensammlung zum Verkaufe anbieten lassen, und die Lichtenau befürwortete diesen Ankauf, natürlich nur im Interesse der berliner Porzellanmanufactur.

Wenn sich Olga den größern Hofcirkeln und Festlichkeiten nicht entziehen konnte, so wurde sie doch nicht

zu den kleinern vertrautern Cirkeln, die von der Königin, Lady Emma und der Gräfin Lichtenau arrangirt wurden, eingeladen, theils weil sie zu jung und schön war, theils weil zu denselben, mitunter wenigstens, Graf Schlottheim zugezogen wurde. Sie wurde dadurch Herrin ihrer Zeit und benutzte diese, um mit Eleonore die Kunstschätze Neapels zu studiren, wobei sich natürlich Karl und sein Freund Hellung, der Maler, regelmäßig als Führer und Erklärer fanden. Man wagte bald kleinere, dann größere Ausflüge zu machen, erst auf das Meer hinaus, dann nach Pompeji, nach dem Pausilipp und selbst nach Bajä. Die Liebenden mußten ja den Myrtenhain und die Grotte, wo sie sich gefunden, noch einmal besuchen. Der Maler fand in Eleonore wenn nicht eine Kunstgenossin, doch jedenfalls eine eifrige Schülerin, und während das Liebespaar koste und tändelte, tauschten diese ihre Ansichten über Landschaftsschönheiten und Kunstwerke.

So verflog die Zeit; aus Monden wurden Jahre.

Der Maler wurde mit einigen jungen Nobili bekannt, die in geheimen Logenverbindungen den Grundsätzen der Französischen Revolution huldigten; man trug sich mit der Hoffnung, daß Frankreich bald ganz Italien befreien werde. Niemand theilte diese Hoffnung mehr als der Privatsecretär des Grafen

Münster, denn es knüpfte sich daran ein freilich noch ganz nebelhafter Traum, daß sich bei diesem Act eine Gelegenheit finden müsse, ihn aus seiner abhängigen Stellung zu seinem Principal frei, ihn selbständig zu machen und das Scheinband, das Olga an Schlottheim knüpfte, zu zerreißen. Allein sobald sein Verstand sich mit der Frage seiner künftigen Existenz zu beschäftigen begann, schwanden die Nebelbilder. Denn wie sehr er auch denken und sinnen mochte, eine Beschäftigung, womit er die Existenz einer Familie in Italien oder Deutschland gründen und erhalten würde, konnte er nicht ersinnen.

Die Geliebte wollte von solchen Gedanken freilich nichts wissen, sie war so glücklich in der Gegenwart, daß sie an keine Aenderung oder Zukunft denken mochte, daß das: „Mit dir auch in der kleinsten Hütte", der Anfang und das Ende jeder Unterhaltung wurde, die diesen Punkt berührte.

Da warf die Nachricht, daß Justus Erich Bollmann nach Amerika übergesiedelt sei, den ersten Lichtblick einer Zukunft mit der Geliebten als seinem Weibe ihm in die Seele, und seit der Zeit dachte und träumte er von Amerika, namentlich wenn Hoffeste oder kleine Ausflüge, welche die Gräfin in Gesellschaft ihres Ritters, des Graf-Bischof, machen mußte, dieselbe auf

einige Tage von ihm fern hielten. Er wollte Kaufmann, wollte Farmer werden; Olga, der er die Sache mittheilte, war ganz entzückt bei dem Gedanken an die amerikanischen Urwälder und ein idyllisches Farmerleben, sie bot sogleich einen von der Großmutter mütterlicherseits ererbten Familienschmuck, der bei der jedesmaligen Hochzeit der ältesten Tochter dieser übergeben war, als Mittel zur Flucht und des Ankaufs. Allein es kam doch ein Aber nach, das Karl bedenklich wurde und ihm schwerwiegend erschien: „Aber meine Eleonore muß dabei sein und Johanna würde ich auch schwer vermissen.“ Es schwebte unserm Freunde auf der Zunge zu fragen: „und Kuno?“ Da trat also die Gräfin wieder hervor. In dieser Stimmung, zweifelnd, ob diese und Amerika zusammen passen würden, zweifelnd an sich selbst, schrieb er an Bollmann. Der Brief ist im Nachlasse desselben leider verloren gegangen, aber aus der Antwort im vorigen Kapitel können wir auf den Inhalt schließen. Obgleich die Briefe durch den Gesandtschaftskurier nach England befördert wurden, von wo der Verkehr mit Amerika ein sehr lebhafter war, so verging doch eine sehr geraume Zeit, ehe Karl auf Antwort rechnen konnte.

Das war eine Zeit der Unruhe und Ungewißheit für ihn, in welcher er nach Beschäftigung gleichsam haschte.

Es war aber zugleich eine Zeit, in der sich in Neapel große Dinge vorbereiteten. Der französische Einfluß war seit dem Frieden von 1796 immer mächtiger geworden in Italien. Ueberall hatte sich die Zahl der Republikaner vermehrt, und in Neapel hatte der Druck und die Grausamkeiten, mit denen die Königin und Acton seit vier Jahren alle verfolgt, die nur den Schein einer Zuneigung zu neufränkischen Ideen auf sich luden, die Gemüther der gebildeten Stände durchweg erbittert.

Trotz aller Einkerkerungen entstanden täglich neue Geheimbünde und Logen, denen beinahe die gesammte gebildete Jugend angehörte. Die Siege Napoleon's in Oberitalien, die Belagerung Mantuas, der kühne Zug nach Bologna und Toscana wurden hier gefeiert und die Capitulation Wurmser's begrüßte man als den Anfang der Befreiung Süditaliens. Unsere Freunde wurden in diese Dinge beinahe wider Willen hineingezogen. Die Taverne Zum heiligen Januarius, in der sie mit Künstlern, Aerzten, Advocaten und jungen unbeschäftigten Nobili zu verkehren pflegten, war, ohne daß sie es ahnten, eine Art Loge. Als Protestanten hegten beide einen angeborenen Haß gegen das Regiment des Jesuitismus, wie es in Neapel in üppigster Blüte stand und durch den Beichtstuhl die Frauenwelt,

durch diese wieder die Männer beherrschte; sie hatten sich häufig genug in solchem Sinne ausgesprochen, sodaß sie sogar von den Italienern wegen ihrer Unvorsichtigkeit gewarnt waren. Nun bewegten sich mindestens die untern Grade der geheimen Bündnisse mehr in einem politischen Dilettantenthume, man erörterte die Grundprincipien politischer und religiöser Freiheit, schwärmte für Payne's Menschenrechte. Die Italiener bedurften vor allem der Form, und so hatte man, nach dem Vorbilde freimaurerischer Bündnisse, namentlich einen Bund der Pythagoräer gegründet mit so allgemeinen, nicht wohl greifbaren, auf allgemeines Menschenwohl, Selbstbildung, Erziehung zur Freiheit, Haß gegen die Tyrannei, Untergang des Jesuitismus gerichteten Bestrebungen, daß die philosophisch gebildeten Deutschen da nichts mehr lernen, sondern höchstens als Lehrer und Muster dienen konnten. In diesen Bund nun wurden die Freunde ohne ihr Zuthun aufgenommen. Man trug ihnen den Eintritt in einer Art und Weise an, die Ablehnung unmöglich machte. Die schon erwähnte Taverne lehnte an einem Felsen des Pausilipp; eines Abends, als die Deutschen im hintern Gemache, dessen Wand der Fels selbst bildete, zusammensaßen mit mehrern Bekannten, wurden die Lichter ausgelöscht — der Fels spaltete sich und zeigte einen

hellerleuchteten Saal, in den man die Freunde einführte. Der größte Theil der Gäste trat mit ihnen ein, einige blieben in dem alten Zimmer, vor dem sich der Fels wieder zusammenschob, als Wächter. Nun wurde denselben eröffnet, daß man sie als würdig befunden, an dem großen Werke mitzuarbeiten, es wurde ihnen ein feierlicher Schwur abgenommen, die Formen und Symbole des Bundes wurden ihnen mitgetheilt, ebenso die Zeit der regelmäßigen Zusammenkünfte.

Das Spielen mit Formen und Symbolen verfehlte seinen Reiz nicht, und Karl wie Hellung wurden recht eifrige Pythagoräer, voll Sehnsucht, in den höhern Graden, auf die man hinwies, tiefer in die Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Um diese Zeit, im Anfange des Jahres 1798, kam Lord Harrington und seine Gemahlin nach Neapel. Die Tochter Katy war ihrem Brustleiden erlegen, und Lady Karoline fand es langweilig, Methodistin zu sein. Das lustige Leben am Hofe zu Neapel machte so viel von sich reden, daß die alte Löwin sich sehnte, es kennen zu lernen, auch sprach eine gewisse Sehnsucht nach Olga, die sie sehr liebgewonnen, mit. Dem Lord war es einerlei, wo er sich aufhielt, wenn er nur einen Angelplatz fand. Er war nebst Gattin bald nach seiner Ankunft am Hofe vorgestellt und nun der Dritte

im Bunde bei den Jagden und Fischereien des Königs.

Die Lady war zu alt für die wilden Vergnügungen der Königin, auch stieß sie das ganze Wesen der Lady Emma ab, es war ihr zu roh und nicht ladylike. So schloß sie sich wiederum ganz an die schöne Gräfin und war förmlich entzückt, als sie wahrnahm, daß diese die Lehren, die sie ihr in Nizza gegeben, praktisch befolgte. Daneben wollte sie aber Kunst und Alterthümer studiren, und da hatte ihr durch günstigen Zufall Graf Münster seinen Secretär als Cicerone empfohlen und gegen diesen den Wunsch ausgesprochen, daß er der Lady seine Aufwartung mache und seine Dienste anbiete. Karl, der gerade in einer sehr gedrückten Stimmung sich befand, stand im Begriff, die Gelegenheit zu benutzen, um seine Verhältnisse zu dem Grafen abzubrechen, war auf dem Punkte zu erklären, daß er sich nicht zum Cicerone für jede englische Lordschaft, die nach Neapel komme, verdungen habe, als ihm einfiel, den Namen Harrington aus dem Munde der Geliebten vernommen zu haben, und sich die Möglichkeit dachte, daß dies die Freundin aus Nizza sei, von der Olga so oft erzählte.

Als er nach einigen Tagen bei der Lady angenommen war, fand er Olga dort, die ihn als ihren

Jugendfreund vorstellte. Lady Karoline versicherte, das Patronat dieser Freundschaft mit Freuden zu übernehmen. Sie wollte ihre liebe kleine schwärmerische Freundin glücklich machen. Als ob das Olga nicht schon längst gewesen wäre?

Man fing nun von neuem die Kunststudien im Museo Borbonico an, zu denen selbstverständlich der Maler hinzugezogen wurde. Unter dem Schutze der Lady konnten Olga und Eleonore das Atelier desselben besuchen. Die Lady kaufte und bestellte Landschaften, und auch Olga wünschte ein Bild der Bucht von Bajä, und zu diesem Zwecke wurde von neuem eine gemeinsame Fahrt dahin verabredet und gemacht.

Monate verflogen wie im Traume, die Lady machte ihrer Patronessenschaft Ehre, sie wußte Olga und Karl in jeder Woche ein paarmal ein ungestörtes Rendezvous zu verschaffen, und bei Ausflügen in die Umgegend war sie es, welche die Aufmerksamkeit Hellung's und Eleonorens von dem Liebespaare ablenkte.

In diesen Himmel voll Wonne schlug nun der Brief Bollmann's mit seinen prosaischen ernüchternden Betrachtungen und Bezeichnungen wie ein kalter Blitz ein. Das Ehrgefühl Karl's, das durch Klima und seine Umgebung in Schlummer gelullt war, wurde wach gerufen, der volle Ernst der Situation trat vor

seine Seele, alle Romantik, alle Phantasiegebilde schwanden. Er beschloß in einer schlaflosen Nacht, nicht länger blos Geliebter der Gräfin von Wildhausen sein zu wollen. Liebe Olga ihn, wie er sie liebe, so müsse sie ihm als Gattin nach Amerika folgen, sie müsse die Gräfin in Europa zurücklassen und nicht anstehen, die Frau eines Journalisten zu werden. Der Freund, dem er seine Gedanken mittheilte, billigte diesen Entschluß.

„Was soll dabei herauskommen, wenn das so fortgeht?" sagte er. „Hier meine Hand, dein Freund Bollmann ist ein Prachtmensch, den ich kennen lernen muß. Ich kann meine Studien am Potomac ebenso gut fortsetzen als hier, ich begleite euch, und wenn es mir dort gefällt, so hole ich mir meine Karoline aus dem Paradiese nach."

Man hatte einen Ausflug nach Capri verabredet. Lord Harrington hatte dort einen Adler oder Lämmergeier geschossen, der im Begriff war, ein Ziegenböcklein, die einzige Habe eines armen Weinbauers, von dem Felsen, worauf die Hütte desselben als ein Nest klebte, in die Lüfte zu führen, während die halbnackten Kinder desselben der Entführung des Spielgenossen voll von Thränen und Geschrei zusahen. Die Lady wußte den Lord zu bewegen, die Situation durch ein Gemälde für seine Galerie in Harringtonhall verewigen

zu lassen, und Hellung hatte schon eine Skizze nach Anweisung des Lords entworfen. Um die Farbenskizze zu machen, sollten Lady, Olga, Eleonore und Karl den Maler begleiten. Auf dieser Fahrt wollte Karl seine Zukunft von Olga entschieden wissen.

Da in Capri ein Nachtquartier nicht zu haben war, brach man mit Aufgang der Sonne auf und erreichte die Felseninsel so zeitig, daß man, nachdem eine kleine niedere Bucht das Schiff in ihrem Hafen aufgenommen, die steilen Felsen mühsam hinaufkletterte, ehe die Augustsonne ihre Strahlen zu glühend herabsendete.

Der Maler begann sofort seine Arbeit, und auch Eleonore entwarf nach eigenem Plane eine Bleistiftskizze von der wie ein Nest auf dem Felsen klebenden Hütte. Die Lady unterhielt sich mit der Winzerin und entschädigte die Kinder derselben, zwei schwarzäugige Buben mit langem schwarzen Haare, reichlich für das Böcklein, welches bei dem Fall aus den Lüften das Leben eingebüßt hatte und längst verzehrt war. Die Liebenden saßen im Schatten einer Weinlaube neben dem Ziegenstalle auf niedrigen Holzbänken. Karl trug Olga kurz den Inhalt des Bollmann'schen Briefes vor und fragte, ob sie ihm als Weib nach Amerika

folgen und an der Seite eines Journalisten ein einfaches bürgerliches Leben führen wollte.

„Wenn ich nicht wollte, wie ich will, so müßte ich. Dein Freund hat ahnungsvoll den Punkt genannt, der mich zwingen würde“, und sie senkte ihren Kopf tiefer herab und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Karl hob sie in die Höhe, drückte sie in seine Arme und rief laut: „Mein Weib! mein Weib, nun soll uns nichts mehr trennen!“

Die Lady kam herbeigestürzt. Um der Geliebten jeden Rücktritt abzuschneiden, theilte Karl sofort der Lady mit, um was es sich handle.

Diese aber erwiderte: „Daraus wird nichts, meine Kinder! Ich habe selbst schon über euere Zukunft nachgedacht. Wozu hätte ich, wozu hätte der Lord so viel Geld. Ich adoptire dich, liebe Olga, denn Katy, die süße, ist todt, der Lord muß Karl adoptiren. Wir reisen zurück, an der Grenze Schottlands wohnt ein Schmied, der schon glückliche Paare zu Tausenden getraut hat. Dann lebt ihr mit uns in Harringtonhall, oder in London, oder in Paris.“

„Von der Gnade fremder Leute zu leben, ziemt keinem Mann, der etwas von sich hält, und dann müßte auch Mylord wollen“, erwiderte Karl.

„Sprechen wir nicht weiter davon“, sagte die Lady,

„als bis ihr in Gretna-Green getraut seid und Harringtonhall gesehen habt; ob Ihr dann noch eine geborene Gräfin von Alvensleben zu einem gemein-bürgerlichen Leben in Amerika herabwürdigen wollt, und meine Katy, so werde ich mein Adoptivkind nennen, ihre Mutter verlassen will, um einem tyrannischen Manne zu folgen, das wollen wir abwarten. Das Leben, mein junger Freund, glauben Sie mir das, ist mächtiger als Ihre moralischen Grundsätze von Ehre und Manneswürde.“

Während dies auf dem höchsten Punkte des Felsens, woran die Winzerhütte klebte, verhandelt wurde, war der Maler mit Eleonore auf der andern Seite herabgestiegen, um in einiger Entfernung einen Standpunkt zu gewinnen, der Perspective erlaubte und zugleich Aussicht auf das Meer böte. Er faßte den Felsblock mit seinem Winzerneste gleichsam aus dem Profil, während Eleonore die Frontansicht, wonach der Ort nur der höchstbelegene Theil eines armen Dorfes war, das seine Hütten wie Nester auf jedem kleinen ebenen Terrain angebaut hatte, mit dem Silberstifte zu fixiren suchte. Beide saßen unfern voneinander im Schatten zweier Oelbäume. Ersterer hatte in seinem Malerapparat den Brief und die Tagebuchsblätter Bollmann's mitgebracht, er zog sie jetzt hervor und

übergab sie Eleonoren: „Lesen Sie zu Hause, wie ein unbefangener Mensch das Verhältniß meines Freundes zu Ihrer Gräfin beurtheilt. So kann das nicht bleiben. Kann die Gräfin Stand, Geburt, Rang vergessen, will sie in kleinen bürgerlichen Verhältnissen als Gattin an Karl's Seite leben, so ist Amerika der einzige Ort, wo dies geschehen kann. Wollen Sie der Gräfin mehr als Freundin denn als Dienerin dahin folgen, so wird Karl Sie gern in seinem Hause aufnehmen. Es ist das ein großes Opfer, das Karl von der Gräfin verlangt, aber er muß es verlangen, seiner Ehre wegen. Wenn die Gräfin meinen Freund wirklich liebt, so wird ihr das Opfer leicht werden, sie wird durch Karl's Liebe für allen Tand, den sie ins Meer versenken muß, reichlich entschädigt werden."

„Glauben Sie denn, daß ich dies Verhältniß billige?" entgegnete Eleonore. „Zwar weiß ich, daß meine Schutzbefohlene dem Grafen Schlottheim nicht angetraut ist, daß schändlicher Misbrauch getrieben wurde mit Gottes Wort und durch einen Priester, um sie als Schlottheim's Gattin erscheinen zu lassen. Ich selbst habe sie gehindert, die lästige Bürde mit dem Leben los zu werden, ich weiß besser als irgendjemand, wie rein Olga's Seele war, als sie dieses Land betrat. Aber die Lady ist ihr böser Engel, sie hat die Phantasie meiner Herrin

aufgeregt und vergiftet, sie, die heuchlerische Methodistin, ohne Glauben an Gott und an Tugend, hat die Lehren, die ich selbst der Gräfin seit früher Kindheit eingeprägt, zunichte gemacht. Ich selbst bin vielleicht von Anfang an weniger streng und aufmerksam gewesen, als ich es hätte sein sollen. Aber konnte ich anders?

„Ich betrachte den Vorschlag, nach Amerika zu fliehen, als ein Gnadengeschenk Gottes. Aus diesem Sodom und Gomorrha je bälder je lieber zu entkommen, ist schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen. Doch habe ich meiner Gräfin geschworen, sie nie zu verlassen, ich werde ihr nach Amerika, ja durch die ganze Welt folgen, und werde alles aufbieten, sie zu bewegen, daß sie den Weg einschlage, den die Vorsehung selbst zeigt, um aus diesem Labyrinth herauszukommen."

Ehe noch der Maler und Eleonore ihre Skizzen vollendet hatten, kam die Lady mit den übrigen zu ihnen herabgestiegen und trieb, das zweite Frühstück einzunehmen, das die Dienerschaft inzwischen in dem das königliche Jagdschloß umgebenden, jedem Besucher geöffneten Garten in einer kühlen Grotte bereitet hatte.

Man speiste frische Austern, von kurz vorher gefangenen Fischen Cefalo und Lepole, Oelgebackenes aus

der Taverne nebst Capriwein. Das compacte Eis, wie es in Neapel in jeder Straße zu kaufen war, fehlte freilich, nicht aber Eiswasser und natürliches Eis selbst, dem feurigen Felsweine die richtige Kühlung zu geben.

Lady Harrington sprach mehr, als sie sonst zu thun pflegte, von den Schönheiten Englands, von Harringtonhall, seinem Parke, seinen Fischteichen, seiner Bildergalerie und Bibliothek, sie allein trug die Kosten der Unterhaltung.

Wie der König und seine Jagdgenossen hier öffentlich vor den Bauern zu speisen pflegten, und ein großer Theil der Einwohner sich um die Tafel sammelte, um die reichlich abfallenden Brosamen, die Reste von Geflügel und Wild, Wein und Eis zu erschnappen — der König liebte es, dann und wann eine gebratene Wachtel unter die Menge zu schleudern und diese sich darum balgen zu lassen — so hatten sich auch um die Grotte, in der unsere Gesellschaft speiste, einige Dutzend zerlumpte, halb oder ganz nackte Kinder, ebenso viel junge Mädchen, Frauen und alte Weiber, wie ein halbes Dutzend männlicher Tagediebe und Jungen versammelt. Die Lady ließ den Kindern und ältern Frauen reichlich von den Ueberbleibseln der Tafel auftragen, sendete ihnen Eiswasser und Wein, Fisch und Oelgebackenes. Die Vertheilung ging nicht ab ohne Streit und

Gezänk, und mancher Bube riß der Mutter das Lepole, mancher Mann der Frau das Gefäß mit Wein aus der Hand. Es war auch nothwendig, daß diese Umgebung die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in der Grotte von sich selbst ablenkte, denn sonst würde man gefunden haben, daß eigentlich nur die Lady sprach, alle übrigen in eigene Gedanken versunken schienen.

Plötzlich sah man unter der Menge, welche die Grotte umstand, eine sich mit jedem Augenblicke steigernde Aufregung. Einige Knaben waren hinzugekommen, die im unverständlichsten Jargon und mit den lebhaftesten Geberden zu erzählen anfingen, und bald war die ganze Menge in wilder Bewegung, wie von einer Tarantel gestochen. Nachdem zuerst einige Knaben in vollem Laufe davongerannt, folgten die Männer, die Weiber, bis auf die Kinder. In der Grotte fing man an ängstlich zu werden, man glaubte, es sei in der Nähe Feuer. Aber mochten zehn oder zwanzig der elenden Hütten abbrennen, die Lady war so wohl gelaunt, daß sie heute die Abgebrannten reichlicher entschädigt hätte, als die armseligen Wohnungen mit ihrem Inhalte werth waren. Sie erzählte eben aus ihrer Jugend und wie viele ihrer Genossinnen aus der vornehmen Welt mit den Geliebten nach Schottland entflohen wären, um sich bei dem Schmied trauen zu lassen.

Da donnerten zwei Kanonenschüsse, und der Widerhall an den Felsen von Capri zeigte, daß dieselben in großer Nähe abgefeuert waren. Die Gesellschaft flog empor und eilte aus dem Parke auf die nächste Höhe, von der man das Meer überschauen konnte. Hier standen schon Hunderte von Menschen, schreiend, mit Händen, Armen, Füßen gesticulirend, Flüche ausstoßend und sich wie Unsinnige geberdend. Die jüngern Frauen waren vorangeeilt, Karl und der Maler hatten die Lady zwischen sich genommen und trugen sie den Felsen hinan, denn ihre Glieder waren wie erstarrt. Oben angekommen, sah man ein eigenthümliches Schauspiel, ein kleines aber mit Kanonen wohlgespicktes Kriegsschiff, auf dessen Verdeck es von Turbanen und schwarzen Gestalten wimmelte, verfolgte ein neapolitanisches Handelsschiff. Letzteres steuerte offenbar dem Hafen von Sorrent zu und hatte alle Segel aufgehißt, dem Seeräuber zu entfliehen. Allein dieser war ihm auf den Fersen. Zwei oder drei neue Kanonenschüsse zerrissen die Segel des Neapolitaners und schmetterten den Hauptmast nieder. Bald hatte der Korsar das Schiff, das sich in sein Schicksal zu ergeben schien, erreicht, und unter den Felsen Capris, im Angesicht Neapels könnte man sagen, enterte der Korsar das Schiff und zog bald darauf mit seiner Beute südwestlich weiter.

Das war vor siebzig Jahren etwa, wo die größten christlichen Staaten dem Dei von Algier und den Beis von Tunis und Tripolis Tribut bezahlten, um vor Seeräubereien geschützt zu sein. Das scheint uns heute unglaublich, und doch war es so.

Noch vor zehn Jahren hätte sich der König von Neapel nicht nach Capri gewagt, um dort Wachteln zu schießen, ohne die Begleitung von zwei Galeren, welche die Insel umschifften, um zu hindern, daß ein kühner Seeräuber den König selbst einmal kapere. Seitdem waren mit Algier und Tunis Verträge geschlossen, und Neapel bezahlte ein sogenanntes jährliches Geschenk, um vor der Raubflotte beider Staaten gesichert zu sein.

Allein dem Bei von Tunis schien dieser Tribut, der nach gewissen monatlichen Raten bezahlt wurde, zu gering geworden, er forderte die Zahlung nach den kürzern mohammedanischen Mondjahren und für die Vergangenheit beträchtliche Nachzahlungen. Als man sich in Neapel besinnen wollte, kündigte er den Vertrag; und die Seeräubereien begannen mit diesem kühnen Attentat vor Capri, wahrscheinlich, um auf den König selbst den gehörigen Eindruck zu machen.

Da die englische Flotte im Mittelmeere kreuzte, um die französische Expedition nach Aegypten zu schädigen, hatte man sich in Neapel vor Korsaren sicher

gehalten. Diese That beurkundete indeß nicht allein die alte Unsicherheit des Meeres, sondern der Inseln und Küstenstriche selbst, von denen sich die Seeräuber Beute wie Sklaven zu holen pflegten.

Die Einwohner von Capri, obgleich man ihnen kaum etwas anderes nehmen konnte als ihr Leben oder sie selbst, waren doch sehr erschrocken, sie verwünschten den Geiz des Königs, der den geforderten Tribut nicht voll bezahlen wolle.

Auch der alte neapolitanische Schiffer und sein Sohn, welcher die Gesellschaft herübergefahren, zeigten Furcht und Besorgniß und trieben zur zeitigen Abfahrt. Dieser stand nichts im Wege. Die Heimfahrt war minder belebt als die Hinfahrt. Man hatte sich im Schiffe auf feine Teppiche und Kissen, deren die Lady immer in Menge bei sich führte, hingestreckt, allein es wollte lange kein anderes Gespräch in Gang kommen als von den Seeräubereien der Barbaresken. Der alte Schiffer am Ruder erzählte von furchtbaren Grausamkeiten, welche die Seeräuber in frühern Zeiten ausgeübt hatten, wie keine Stadt und kein Dorf an der Küste Calabriens vor Ueberfällen sicher gewesen sei.

Erst als man dem Golf von Neapel näher kam, als Tausende von Villen am Fuße des Vesuvs erglänzten im Abendsonnenscheine, und als der Rauch des

Vesuvs in ihrem Rücken sich röther zu färben anfing, schien noch einmal der Geist des Frohsinns aufzutauchen.

Ein Diener der Gräfin langte das Dessert, das man der Unterbrechung wegen noch nicht einmal aus den Eisbehältern des Schiffes ans Land gebracht hatte, hervor, Kuchen und Südfrüchte wurden vertheilt, und der Maler entkorkte den in Eis gelagerten Champagner, den man aus Trinkschalen von pompejanischen Formen schlürfte.

Der Schiffer und sein Sohn stimmten eine Barcarole an, und als man bei der Riviera de Chiaja anlegte, war die Seeräuberangst verschwunden. Der Wagen der Lady wartete hier. Allein man wollte nicht scheiden, ohne zuvor einen Becher jenes vortrefflichen Eises genossen zu haben, das man nur in Neapel bereitet, so compact, daß es knirscht und dampft, wenn man mit dem Löffel eindringt, oder einen Becher Spumes, jenes gefrorenen Champagnerschaums.

Man wünschte sich Gute Nacht, die Damen wollten Toilette machen und dann im Theater San-Carlo eine neue Sängerin hören. Die Herren versprachen, im Parterre zu sein. Als die Freunde durch das Getümmel des Molo ihrer Wohnung zueilten, wurden sie von einem Unbekannten durch das Geheimzeichen

der Pythagoräer angehalten und ihnen der Befehl der geheimen Obern mitgetheilt, abends zehn Uhr am geheimen Versammlungsorte zu erscheinen; beide hätten den Abend viel lieber im Theater zugebracht als in den Kellerräumen der Pythagoräer, allein die Gesetze der letztern waren äußerst streng.

Olga und Eleonore strengten aus ihren Logen vergeblich Augen und Gläser an, um den Geliebten unter der Menge im Parterre zu finden. Sie hatte eine sehr unruhige schlaflose Nacht. Ihr Verstand sagte ihr, daß ihr Glück nur als bürgerliche Gattin Karl's in Amerika blühe, ihre Phantasie malte ihr aber Bilder von Harringtonhall und Karl als Herrn desselben, Karl als Redner und Glanz des Unterhauses aus, und wenn sie in Schlummer sank, dann spannen sich diese Phantasien in langen Träumen weiter.

Am andern Morgen verbreitete sich durch ganz Neapel die Nachricht, man habe in der Taverne Zum heiligen Januarius in der Nacht funfzig Verschwörer, Pythagoräer, darunter zwei Hauptbösewichte, zwei Deutsche, gefangen und in die Kasematten des Castello dell' Uovo abgeführt.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die kalenberger Nation und der letzte Reichskammergerichtsbote in Hannover.

> Ein garstig Lied!
> Ein leidig Lied.
> Pfui! ein politisch Lied!
> Goethe.

Am 2. August 1794 saßen in der Wohnung des Land- und Schatzraths, auch Hofrichters von Berlepsch an der Kalenbergerstraße der Legationsrath von Hardenberg, Drost von Stietenkron, Hofrath Heiliger und Advocat Ebeling um einen mit Speisen und leeren Flaschen gefüllten Tisch. Man hatte gut dinirt; Oskar Baumgarten, der Oberförster, hatte prachtvolles Wild aus Hessen gesendet und Hofrath Heiliger versicherte mit wohlgefälligem Lächeln, daß er seit Jahren nicht ein so delicates Birkhuhn gegessen, während Advocat Ebeling den Rest des Champagners aus hohem Glase nippte.

Es war abgedeckt, Kaffee wurde servirt, Tabak

und Thonpfeifen vertheilt. Der Schatzrath selbst ging im Zimmer auf und ab, er wartete ungeduldig, daß der letzte Diener sich entferne. Als dies geschehen, stellte er sich vor den Tisch, an welchem seine Freunde rauchend saßen, und sprach: „Werthe Freunde und Mitstände! Lassen Sie mich auf das schon bei Tische besprochene Thema zurückkommen. Als im Mai vorigen Jahres es hieß, daß man noch mehr Truppen, als der Vertrag mit England erheische, nämlich das ganze Reichscontingent, nach Brabant schicken wolle, und in der Landschaft viele Stimmen sich erhoben, daß man an die Regierung den Antrag stellen müsse, die Truppen im Lande zurückzuhalten, da habe ich mich gegen diese Ansicht erklärt. Ich war der Ansicht, daß die Regierung zu Leistung alles desjenigen, was das Reich fordere, unbedingt verpflichtet sei, und daß es wahrlich nicht Sache der Landstände sei, die Regierung von ihrer Pflicht abzuhalten. Denn, meine Freunde, so schwach und schlecht auch der Reichsverband ist, er ist das Einzige, das uns gegen Frankreich schützt, denn England kann uns nicht schützen, will es wahrscheinlich auch nicht einmal.

„Die Stände haben meinen Rath damals verschmäht und sich die schnöde Antwort vom 10. Mai vorigen Jahres selbst zugezogen. Etwas anderes war

es mit den Beschlüssen vom 8. August vorigen Jahres, denn damals sprachen wir aus, daß der Landschaft nach Verfassung und Herkommen das Recht zustehe, bei Rekrutenaushebungen gehört zu werden. Da habe ich von Herzen zugestimmt. Nun haben wir aber am 16. Februar dieses Jahres die Antwort erhalten, daß es uns keineswegs zukomme, in die Ausübung des landesherrlichen juris armatorum, belli et foederum mit Maßgebungen und Berathschlagungen hinzugehen.

„Aber wir hören jetzt täglich, wie schlecht es mit den Dingen in Brabant steht, unser Heer im englischen Solde ist beinahe aufgerieben, und die Tapferkeit, mit der sich Hammerstein und Scharnhorst aus Menin durch den zehnmal stärkern Feind durchschlugen, ändert an der Sache selbst nichts. Jetzt heißt es, die noch vorhandenen zehn Landregimenter sollen den kaum noch dem Namen nach existirenden Feldregimentern incorporirt, das heißt im Interesse des Ministeriums Pitt wie die übrigen Truppen zur Schlachtbank abgeführt werden.

„Geschieht dies, so ist unser Land gänzlich wehrlos. Lassen wir das schweigend geschehen, so ist es mit dem Ansehen der Landschaft dahin, so ist es um unser Recht geschehen. Ich habe daher im Sinne, bei dem Ausschusse in den nächsten Tagen folgenden Antrag

einzubringen, und wollte Sie um Ihre Unterstützung gebeten haben. Der Antrag geht dahin:

1) Mit den übrigen sieben Landschaften eine förmliche Coalition einzugehen, welche Beschützung des Vaterlandes zum Zwecke hat.

2) Eine gemeinsame Vorstellung an den König zu entwerfen und darin zu verlangen, daß sämmtliche Truppen wieder ins Land zurückberufen werden, wieder wohl verstärkt werden, daß die übrigen wehrbaren Mannschaften in Gemäßheit des Reichstagsschlusses organisirt und alle Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes getroffen werden, zum Zweck einer bewaffneten Landesneutralität."

„Sie können recht haben, lieber Vetter", erwiderte der Legationsrath von Hardenberg, „die Stellung Hannovers ist durch die Bündnisse mit England vom 4. März vorigen Jahres und 7. Januar dieses Jahres eine sehr exponirte geworden. Frankreich muß in Hannover einen speciellen Feind sehen, wenn dieses England 22000 Mann Truppen zur Unterstützung des Kampfes gegen Frankreich leiht. Auch mir scheint es zweifelhaft, ob England Hannover, wenn es angegriffen würde, den nöthigen Schutz verleihen wollte, wie es noch zweifelhafter, ob es solchen verleihen könnte.

„Nicht zweifelhaft bin ich, daß den Ständen das Recht der Bitte und Beschwerde zusteht, wenn der Kurfürst von seinem Rechte der Armatur und des Krieges einen Gebrauch macht, der das Land mit augenscheinlicher Gefahr bedroht.

„Auch ich glaube, daß man die Landregimenter ohne ständische Zustimmung nicht in die Feldregimenter incorporiren darf.“ Er schwieg und zündete die Thonpfeife von neuem an.

„Im Lüneburgischen, Lauenburgischen, Bremischen ist man ganz derselben Ansicht“, versicherte Berlepsch, „und der Schwiegervater meines Sohnes, Landrath von Vogelsang, schreibt mir, daß die hoyaische Landschaft gleichfalls beitreten würde.“

„Aber“, warf Hofrath Heiliger ein, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und sie auf den Tisch legte, „wie denken Sie sich denn eine solche Vereinigung sämmtlicher Landschaften, mein lieber Herr Schatzrath? Ich möchte wissen, was der alte Pütter zu einem solchen Gedanken sagte? Seit beinahe funfzig Jahren arbeiten wir, wie Sie wissen, an einer Vereinigung unserer Landschaft mit der göttinger und grubenhagener. Kommen wir vom Flecke? Und wie wollen Sie acht Köpfe unter Einen Hut bringen?“

„Ja, der alte Pütter“, erwiderte Berlepsch, „kennt

nichts als die alte Reichsschablone, wir gehen aber neüen Zeiten entgegen; wenn es Georg nicht thut, so müssen wir selbst aus den acht Fürsten- und Herzogthümern und Grafschaften ein Reich, ein Hannover bilden."

Drost von Stietenkron meinte: man könne es ja versuchen; wenn man die übrigen Landschaften oder nur ihre Ausschüsse bestimmte, sich der Petition anzuschließen, so werde dieselbe in London offenbar mehr ins Gewicht fallen, als wenn sie nur von der Kalenberger Landschaft käme.

Advocat Ebeling zog es vor, keine Meinung zu äußern.

„Uebrigens", sagte Berlepsch, „verspreche ich mir von einem solchen Schritte viel weniger Wirkung in England als im übrigen Europa. In England herrscht nicht Georg III., sondern Pitt, und ihm ist alles daran gelegen, daß der Landkrieg mit Frankreich fortdauert, weil er dadurch allein sein Ministerium erhält.

„Wenn aber Hannover das Beispiel gibt, und auf Frieden mit Frankreich in Form auch nur bewaffneter Neutralität dringt, so wird es bei allen kleinen Reichsfürsten Anklang finden, und auch in Berlin wird man schnell folgen. Ich weiß aus den besten Quellen, daß die Friedenspartei in Preußen von Tage zu Tage mehr

Einfluß gewinnt und Haugwitz gar nicht mehr im Stande ist, gegen Lombard und Lucchesini im Cabinet und Möllendorf im Felde seinen Subsidienvertrag vom 19. April aufrecht zu erhalten. Man nimmt freilich das Geld; 300000 Pfund Sterling und dann monatlich 50000 Pfund Sterling sind gewiß nicht zu verachten. Aber Möllendorf erklärt es für strategisch unmöglich, mit den Engländern und Holländern am Mittelrhein vereint zu operiren, und die Armee ist auf das höchste unzufrieden, in englischem und holländischem Solde zu stehen. Ich weiß vom Vetter Hardenberg, dem Staatsminister, daß er neulich in Frankfurt mit Lord Malmesbury hart aneinander gewesen und daß England gedroht, mit Zahlung der Subsidien aufzuhören. Der Subsidienvertrag hat im Parlament durch Fox, Sheridan und den Marquis von Landsdown harte Stöße bekommen, den stärksten versetzt ihm aber der alte Möllendorf durch seine Unthätigkeit.

„Sobald aber Preußen Frieden macht, steht der Weg nach Hannover den Franzosen offen, und wir sind von Truppen gänzlich entblößt, wenn wir die Landregimenter incorporiren lassen."

Trotz aller Beredsamkeit konnte Berlepsch seine Gäste aber nicht dahin bringen, daß sie ihm ihre volle Unterstützung zusagten.

Um diese Verhandlung verstehen zu können, müssen wir einen Blick auf die politische Lage werfen.

Die Erfolge der ersten Coalition gegen die französische Republik waren die traurigsten gewesen. Hannover hätte als Reichscontingent ein Triplum, das heißt 2442 Mann zu Fuß und 1080 zu Pferde zu stellen gehabt, später sogar ein Quintuplum; allein es war den Reichsbeschlüssen nicht nachgekommen und es krähte kein Huhn und kein Hahn danach, daß dies geschähe. Dagegen schloß König Georg III. von England mit sich als Kurfürsten Georg von Hannover einen Vertrag, wonach letzterer sich verpflichtete, erstern funfzehn Bataillone Infanterie, acht Regimenter Cavalerie und ein Detachement Artillerie zu dem Kriege gegen Frankreich zu stellen, welche England in Sold nahm. So kam es, daß Friedrich Schulz, wie wir sahen, in Menin gegen Vandamme und Moreau kämpfte. Die hannoverischen Truppen hatten aber harte Verluste erlitten und schon 1793 waren von 22000 Mann nicht mehr als 8000 Mann geblieben, und da die Werbungen nicht mehr Mannschaften genug schafften, hatte Kurfürst Georg am 11. Februar 1793 ein Rekrutenaushebungspatent erlassen, wodurch über die Hannoveraner, ohne die verschiedenen Landstände zu hören, verfügt wurde wie über Eigenbehörige.

Was ging das aber Berlepsch, was überhaupt die vornehmen Leute an? Ausgehoben wurde nur der gemeine Mann, und es gab Mittel und Wege in Menge, die Aushebung zu umgehen; in dem Fürstenthum Göttingen brauchte man nur nach Bovenden, Eddiehausen oder sonst einem hessischen Dorfe zu gehen und sich während der Aushebungszeit aufzuhalten, so war man frei; und wer dem Drosten oder Oberhauptmann ein gutes Wort oder sonst etwas gab, der wurde auch nicht ausgehoben. Warum also ein solches Geschrei? Ich will das zu erklären suchen, weil es zu meiner Geschichte gehört.

In Hannover gab es unter dem Adel zwei Parteien, diejenigen, welche an der Herrschaft waren, welche im Geheimrath, im Kammercollegio u. s. w. die weichgepolsterten Sitze innehatten, und diejenigen, welche sich mit dem Abfalle begnügen mußten, mit Stellen zwar, aber Arbeitsstellen und nur mäßig hoch besoldeten, oder als Offiziere im Heere dienten.

Zu diesem Theile des Adels gehörte Berlepsch, obgleich seine Mutter eine geborene Gräfin Hardenberg gewesen, und sein Stiefvater Excellenz Geheimrath von Bodenhausen. Hätte dieser nur wenige Jahre länger gelebt, oder hätte Prinz Ernst der schönen Schwester des spätern Fürsten von Hardenberg nicht zu sehr den

Hof gemacht, so wäre Berlepsch von selbst unter die Herrschenden gekommen. So war er nur Hofrichter und Landrath der kalenbergischen Landschaft, was seinen Ehrgeiz nicht befriedigte, wie wir das schon früher sahen.

Berlepsch war einer der wenigen, die, nachdem man den Göttingern Spittler, Schlözer und andern den Mund verstopft, noch offen über die Französische Revolution anders zu sprechen wagten als Burke und Rehberg. Berlepsch galt im Jahre 1792 für so gefährlich, daß in geheimer Berathung bei Gräfin Melusine von Wildhausen beschlossen ward, das nicht ungewöhnliche Mittel anzuwenden, den aufgeweckten Kopf auf die Seite der herrschenden Kaste zu ziehen. Er selbst war zu störrisch und zu alt, aber man wollte suchen, seinen Sohn, dem man schon den Drostentitel und das einträgliche Amt Herzberg mit seinem schönen Herzogssitze gegeben, mit der herrschenden Klasse zu verbinden. Melusine hatte sich opferbereit erklärt, die Hand ihrer jüngsten Tochter Heloise dem Drosten von Berlepsch zu geben. Dieser war deshalb wie früher zu den Jagden und Zusammenkünften des Adels, so auch zu Olga's Hochzeit geladen. Die engere Adelskette, die man dort zu schließen beabsichtigte, sollte durch die Verlobung der dreizehnjährigen Heloise mit dem

jungen Berlepsch dem alten Demagogen von Vater, wie man ihn nannte, den Mund schließen. Ein Vertrauter hatte den Auftrag, den Drosten auf Heloisens Schönheit, Reichthümer und Verbindung mit dem herrschenden Adel aufmerksam zu machen. Dies geschah, allein der Drost gefiel Heloisen nicht, die durch die Mutter auf ihn aufmerksam gemacht und aufgefordert war, recht freundlich gegen ihn zu sein. Heloise war recht eigenwillig, sie that das Gegentheil von dem, was die Mutter gewünscht hatte, sie war beinahe kindisch ungezogen gegen den Drosten. Diesem war die noch unentwickelte Heloise zu sehr Kind, ungezogenes, wie es ihm schien dazu, seine Blicke waren schon am ersten Tage auf die schöne, in üppigster Fülle blühende Ida von Vogelsang gerichtet, sie hatte ihn in ihrem Banne, und ehe er Heustedt verließ, war er mit ihr verlobt. Im Hause des Landraths herrschte aber große Antipathie gegen die Gräfin und ihre Familienverbindung. Der Majoratsherr und seine Gattin hatten ihren ganzen Hochmuth gegen den Landadel Heustedts spielen lassen, die Scene in der Kirche hatte wie ganz Heustedt, auch den jungen Berlepsch empört, und so war der Plan der Gräfin zerstört. Sie erinnerte sich, wie sie selbst der Bardenfleth wegen vor zwanzig Jahren vom Vater des Drosten verschmäht war; jetzt war Ida von

Vogelsang ihrer Heloise vorgezogen. Das erheischte Rache.

Der Hofrichter Berlepsch ahnte nicht, woher eine Menge kleiner Unannehmlichkeiten, die ihm, dem sehr Reizbaren, das Leben verkümmerten, kamen; er fühlte sich zurückgesetzt und kalt behandelt. Man zog sich in herrschenden Kreisen von ihm zurück, er war anrüchig als Demagoge, als Verehrer des Neufrankenthums. Selbst seinem Einflusse in der Landschaft suchte man durch den Geheimen Kanzleisecretär und Licentinspector Rehberg die Spitze abzubrechen. Im eigenen Collegio sogar betrug sich ein hochadelicher Assessor gegen ihn, den Dirigenten, unangemessen, und es gelang ihm nicht, die verlangte Genugthuung zu bekommen.

Herr von Berlepsch brachte nun zwar wenige Tage darauf den Antrag, über welchen er zu seinen Freunden gesprochen hatte, in die Landschaft, allein es war beschlossen, erst weiter abzuwarten. Man versah indeß die Mitglieder des Engern Ausschusses in Hannover und die Hannover nahe Wohnenden mit Vollmacht cum libera, wegen der Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten das Nöthige bei königlicher Regierung durch dringende Vorstellung zu besorgen.

Diese Dinge, welche dem Geheimrathscollegio nicht verborgen geblieben, hinderten dieses in seiner Omni-

potenz nicht, den betretenen Weg fortzuwandern. Am 25. October erschien das landesherrliche Incorporations-edict, wodurch die vorhandenen zehn Landregimenter, durch die Rekrutenaushebung des Vorjahres verstärkt, in die Feldregimenter einverleibt wurden, das heißt um gegen englischen Sold in den Niederlanden gegen Frankreich zu fechten. Den Landständen wurde das Incorporationspatent am 1. November nur zur Nachricht mitgetheilt, da die Regierung sich vollkommen überzeugt hielt: „daß die löbliche Landschaft nach ihrer Wohlmeinung und Einsicht in diesen zum Besten und zur Sicherheit des Landes getroffenen Anordnungen das devotionsvolle Vertrauen auf Sr. königlichen Majestät höchste Erleuchtung und landesväterliche Sorgfalt für die Wohlfahrt und Ruhe Ihrer getreuen Lande und Unterthanen gänzlich befestigt finden werde.“

Berlepsch war nun nicht der Mann danach, sich „im devotionsvollen Vertrauen“ sogleich zu ergeben, und wenn man die ganze Maßnahme der Incorporation richtig deutete, so war sie geschehen, um sämmtliche noch im Lande vorhandenen Truppen nach den Niederlanden senden zu können und so die gefallenen Söldlinge zu ersetzen; er berief daher die Mitglieder des Größern Ausschusses der kalenberger Landschaft zu einer Deliberation, in der er dreizehn Sätze proponirte,

die auf den Zweck hinausgingen, die Stände sollten sich gegen einen Krieg mit Frankreich erklären und auf Landesneutralität dringen.

Der Größere Ausschuß ging nur auf Eine dieser Propositionen ein, indem er eine Declaration des Incorporationspatents in dem Sinne verlangte, daß es nicht die Absicht des Königs sei, die Regimenter nach Brabant marschiren zu lassen, sondern daß dieselben lediglich zur unmittelbaren Defension des Vaterlandes bestimmt seien, und setzte die Berathungen der weitern Propositionen bis zum nächsten Landtage aus. Dieser Landtag war auf den 6. Januar 1795 berufen.

Berlepsch hatte zur Begründung seines Antrags ein ziemlich umfassendes Promemoria geschrieben, ein seine Propositionen rechtfertigendes und erläuterndes Votum. Es war das nicht verlesen, sondern nur auf den Tisch des Hauses gelegt, und wenige Herren Ritter und sonstige Landstände hatten sich Zeit genommen, auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Derselbe verlangte aber, daß die kalenbergische Nation erklären solle, keinen Krieg mit der französischen Nation zu wollen, und zu wünschen, daß diejenigen Bündnisse, welche der Kurfürst mit sich als König von England geschlossen, ohne Einwilligung und Zustimmung der Stände geschlossen seien, und daher der Krieg nicht als ein von

der kalenbergischen und hannoverischen Nation geführter Krieg anzusehen sei, sondern nur als ein Hauskrieg im Interesse der Dynastie, und beantragte daher, daß das bei der englischen Armee in Brabant befindliche hannoverische Hülfscorps zurückberufen werde.

Die Stände waren indeß schon in dem devotionsvollen Vertrauen so weit gekommen, daß sie die meisten der Berlepsch'schen Anträge ablehnten und sich darauf beschränkten, nochmals um eine Declaration des Incorporationspatents in ihrem Sinne zu bitten, jedoch dem Antragsteller für sein mit Sachkenntniß, Sorgfalt und Mühe ausgearbeitetes Promemoria ihren Dank votirten.

So standen die Sachen, als der Baseler Friede geschlossen wurde. Georg III. nahm als Kurfürst von Hannover dazu eine zweideutige Stellung ein, und die kalenbergischen Stände baten wiederholt durch ihre Ausschüsse, dem Baseler Frieden beizutreten, die in englischem Solde stehenden Truppen zurückzuberufen, die Besetzung von Bremen aufzuheben, die Emigranten aus dem Lande zu schaffen und die Convention mit Oesterreich wegen Stellung (oder eigentlich Nichtstellung) des Reichsarmeecontingents aufzuheben. Georg hatte lediglich seine „Acquiescenz" zu dem Baseler Frieden ausgesprochen, Frankreich aber zeigte unver-

hohlen Lust, in die hannoverischen Lande einzufallen. Der preußische Gesandte von Dohm wurde nun nach Hannover gesendet, um einen festern Zusammenhalt der hinter der Demarcationslinie liegenden Länder anzubahnen; allein in Hannover nahm man ihn lau auf, und auch die Vermittelung des Herzogs von Braunschweig führte nicht weiter, aber ebenso wenig kam man den Forderungen der Landstände nach. Das Geheimrathscollegium fürchtete schon damals Preußen mehr als die Franzosen und lehnte die angebotene Hülfe der Preußen gegen etwaige französische Angriffe unter allerlei Vorwänden ab. So war verwirklicht, was Berlepsch erstrebt hatte, die kalenberger Nation hatte ihre Neutralität, nur nicht kraft eigenen Handelns, sondern durch Preußen.

Berlepsch hatte sein Votum mehrern Freunden in Abschrift mitgetheilt, so dem Hofrath Heiliger, dem damaligen Schöngeist Hannovers, der mit allen Dichtern, Schriftstellern und Künstlern mehr oder weniger näher befreundet war, wie denn alles, was den Ideen von einem Fortschritt der Menschheit damals huldigte und daran mitzuarbeiten sich berufen fühlte, entweder in enger persönlicher Freundschaft, oder durch Orden und Freimaurerei verbunden war, und allen, die das Alte conserviren wollten, feindselig gegenüberstand. Zu

den sich so feindselig gegenüberstehenden Größen gehörten aber seit 1792 der Ritter Zimmermann auf conservativer, der Freiherr von Knigge auf illuminatischer Seite, damals schon, obwol noch nicht vierzig Jahre alt, ein kranker, gebrochener Mann, der als Oberhauptmann die hannoverischen Hoheitsrechte in Bremen vertrat.

Dem Verfasser des Buchs „Ueber die Einsamkeit und den Nationalstolz" war die Eitelkeit etwas sehr zu Kopfe gestiegen, seitdem er an das Krankenbett Friedrich's des Großen gerufen war, und das hatte dann Knigge, den allezeit Federfertigen, bewogen, den Ritter, den er als Bekämpfer der Aufklärer außerdem nicht liebte, in einer kleinen Flugschrift: „Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm, von J. H. Meywerk, kurhannoverischem Hosenmacher", lächerlich zu machen. Da Knigge derzeit noch in Hannover lebte, so erbitterte sich der Streit durch Zwischenträgereien, erreichte aber seinen größten Gipfelpunkt, als Kotzebue unter Knigge's Namen sein schmuziges, lästerliches Pasquill: „Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die deutsche Union gegen Zimmermann", drucken ließ. Denunciationen und Angriffe Zimmermann's in der „Wiener Zeitschrift" gegen den Volksaufwiegler Knigge, die diesem zu neuen Satiren: „Des

seligen Schafkopfs Papiere", sogar zu einem bis zur Quadruplik geführten Injurienprocesse Veranlassung gab, spielten vom Anfange bis in die Mitte des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts.

Hofrath Heiliger kannte natürlich wiederum Großmann, den damaligen Theaterdirector, und hatte diesem das Belepsch'sche Votum mitgetheilt.

Im Anfange des Jahres 1795, vor Abschluß des Baseler Friedens, war man nun aber in Hannover vor einem Einfalle der Franzosen sehr bange; alles Silbergeschirr und alle Kostbarkeiten bei Hofe waren eingepackt, die Geheimräthe von Beulwitz und Steinberg hatten ihre Sachen schon aus der Stadt transportiren lassen, Excellenz Schlottheim und Melusine von Wildhausen wollten auch einpacken lassen. In dieser aufgeregten Zeit nun hatte Großmann die Unvorsichtigkeit begangen, bekannte Persönlichkeiten, den Herrn von Knigge, die Herren von Münchhausen und von Sirach auf dem Theater in einer Posse vorzuführen. Man glaubte Großmann verhaften zu müssen, und das Gerichtsschulzenamt wurde mit einer Untersuchung beauftragt. Dieser ließ den unter dem Namen Baron Mühlenschwamm bekannten Advocaten Reineke ins Gefängniß rufen, um wegen Abwendung einer Untersuchung die Vertheidigung zu übernehmen, und gab

ihm bei dieser Gelegenheit ein versiegeltes Packet an den Hofrath Heiliger. Reineke vertraute den Brief aus Bequemlichkeit dem Gefängnißwärter zu weiterer Besorgung an, der dann nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihn dem Gerichtsschulzenamte zu übergeben, das den Brief öffnete und das Berlepsch'sche Votum fand. Es zog dies indeß anfangs keine andern Folgen nach sich, als daß Großmann inquirirt wurde, wie er zu dem Papiere gekommen, und darauf Hofrath Heiliger von der Justizkanzlei vernommen wurde, ob das Großmann'sche Anführen ein richtiges sei. Heiliger bestätigte dies, erklärte auf weiteres Befragen, er habe Großmann das Manuscript deshalb mitgetheilt, weil sie als beiderseitige Literatoren sich manches mitgetheilt hätten, was ihnen merkwürdig erschienen sei. Auf die ihm vorgelegte Frage: „ob Großmann damals bei Verstande, oder blödsinnig gewesen sei?" erwiderte er, er könne darauf nichts Bestimmtes antworten, da er kein Arzt sei.

Inzwischen hatte der Schauspieldirector sich nicht begnügt, das fragliche Votum einfach zu lesen, er hette davon eine Abschrift genommen und diese seinem Sohne geschickt, der in Altona in der Verlagsbuchhandlung conditionirte, welche den „Genius der Zeit", von Hennings, verlegte. Im Anfang November 1795

erschien nun das längstvergessene Votum in dieser Zeitschrift und machte in Hannover von sich reden.

Das war denn Wasser auf die Mühle der Gräfin Melusine, sie hatte jetzt eine Handhabe gegen Berlepsch. Dieser wurde im Januar 1796 von der Regierung aufgefordert, binnen drei Wochen Erklärung abzugeben, ob er sich zu dem Aufsatze und dessen Bekanntmachung bekenne, und wie er die unerhörten Anstößigkeiten, mit welchen derselbe erfüllt sei, zu rechtfertigen gedächte. Berlepsch antwortete würdig. Er, wie die Landschaft selbst, welche gleichfalls zum Berichte aufgefordert war, baten, die Sache in den loyalen Weg Rechtens zu verweisen, wenn die Regierung sich mit der Erklärung des Schatzraths nicht begnüge. Es erfolgte statt dessen ein Decret des Inhalts: „Se. Majestät hätten sich entschlossen, den Herrn Hofrichter aus Ihrem Dienst zu entlassen, und der Regierung befohlen, ihm seine Entlassung anzukündigen; ebenmäßig werde demselben seine Entlassung als Land- und Schatzrath ertheilt.“ Zugleich wurde an die Ritterschaft des Fürstenthums Kalenberg das Verlangen gestellt, „an seiner Stelle ein anderes tüchtiges Subject, das unseres Vertrauens würdig ist, zum Land- und Schatzrath in Vorschlag zu bringen“. Das Rescript und Postscript war ausgeheckt im neuen Schlosse zu Heustedt, datirt aber von Saint-James,

den 13. Mai 1796, und gezeichnet George R. und C. von Lenthe.

Der Große Ausschuß der Landschaft reichte nun zwar bei dem königlich-kurfürstlichen Ministerium am 6. März 1797 eine unterthänigste Vorstellung in den devotesten Ausdrücken ein, in welcher er bat, die ergangenen Rescripte dahin zu declariren, daß bei der Entlassung des Herrn von Berlepsch nicht der Gedanke vorgewaltet habe, als sei eine einseitige Dimission des Landesherrn hinreichend, sondern daß man keine andere Meinung gehegt, als es werde sich die kalenbergische Ritterschaft mit dieser Entlassung zuvor einverstanden erklären, mithin auch ihrerseits das demselben zum Land- und Schatzrath ertheilte Mandatum zurücknehmen; ferner um die Erklärung bat, daß nur eine dimissio simplex et honesta ertheilt sei, endlich sich sicherzustellen suchte bei eintretenden Weiterungen und etwaigen gerichtlichen Contestationen, indem Ihre höchste Person (Georg III.) das periculum litis übernehmen möge.

Wenn also geschehe, werde die getreue Ritterschaft aus bewegenden Ursachen das dem Berlepsch ihrerseits ertheilte Mandatum als Schatz- und Landrath gleichfalls zurücknehmen.

Das Ministerium ergriff diese Gelegenheitsmacherei mit beiden Händen, erklärte, daß Se. Majestät die

Bezeigung der Devotion und Anhänglichkeit mit wohlgefälliger Satisfaction aufgenommen habe, daß nur eine ehrenvolle Entlassung beabsichtigt und ein verfassungsmäßiger Beitritt der Landschaft keineswegs ausgeschlossen sei, sowie daß Se. Majestät ihre getreue Landschaft gegen einen etwaigen anmaßlichen gerichtlichen Anspruch kräftigst zu schützen und vertreten versprächen.

Die Gräfin Melusine hatte bei der ganzen von ihr eingeleiteten Operation aber einen doppelten Zweck im Auge: es galt nicht nur Rache an Berlepsch, es galt zugleich, einen passenden Mann für Heloise zu finden. Diese war jetzt siebzehn Jahre alt und hatte sich zu einer Selbständigkeit entwickelt, welche der Gräfin gefährlich schien. Heloise, bei der Verheirathung Olga's erst ein dreizehnjähriges Kind, hatte aber dennoch ein Verständniß davon, daß ihre geliebte Schwester den auch ihr verhaßten Grafen Schlottheim nur gezwungen heirathe und sich sehr unglücklich fühle; sie ahnte so etwas von der Liebe derselben zu Karl, den sie selbst Schlottheim vorzog. Durch die Entfernung Eleonorens, der englischen Gouvernante, war Heloise gänzlich in die Hände der kleinen Französin gefallen, die durch ihre Gespräche und Romane schon Anna verderbt hatte. Heloise war aber klüger und eigenwilliger als jene.

„Mir soll die Mutter keinen Bräutigam aufdringen“, hatte sie schon damals sich gesagt, als sie von der Schwester Abschied nahm. Diese hatte ihr von Nizza lange Briefe geschrieben und ihr die Wunder der Welt, welche sie auf ihrer Reise gesehen, ausführlich beschrieben. In allen diesen Briefen wehte ein Ton düsterer Schwermuth und Resignation, nur für die Schwester allein schien sie noch Herz und Sinn zu haben. Des Gemahls war in keinem Briefe erwähnt. Jetzt hatte Heloise auch schon zwei Briefe aus Neapel bekommen, in denen ein ganz anderer Ton herrschte, die in heiterster Laune geschrieben waren und auf volle Zufriedenheit mit der Gegenwart hindeuteten, ohne jedoch Karl's zu erwähnen. War es blos der köstliche Himmel Neapels, die schöne Natur und die ewig lachende Sonne, die sich in den Briefen Olga's widerspiegelten? Heloise bezweifelte das; in einer Gesellschaft, der sie jüngst beigewohnt hatte, war davon die Rede gewesen, daß Prinz August und Graf Münster noch immer in Neapel weilen, und da hatte sie in ihrem Köpfchen sich zurechtcombinirt, daß ihre Schwester und Karl Haus sich in Neapel auch wol gefunden haben möchten. Sie hatte seitdem viel über das Glück der Liebe nachgedacht, und da die Mutter in jener Zeit gerade einen wunderschönen jungen Jäger in Dienst genommen, mit diesem

eine kindlich-unschuldige Liebelei angefangen. Der eifersüchtige Blick der Mutter hatte diese frühzeitig entdeckt, der Jäger ward entlassen und die Gräfin dachte daran, für die Tochter eine passende Partie zu suchen. Nun hatte Rehberg als Nachfolger des Hofrichters und Schatzraths einen jungen Mann in Vorschlag gebracht, der einer alten reichbegüterten Adelsfamilie angehörte, den damals in Wetzlar als Assessor befindlichen Herrn von Bremer, Bruder des Geheimen Kammerraths von Bremer, und dieser erschien der Gräfin zugleich als eine passende Partie. Denn für Bremer war das, was bei Berlepsch nur das Ende seines langjährigen Dienstes war, nur ein Anfang und Uebergang. War Bremer wirklich ein so befähigter Mann, als Rehberg ihn schilderte, so war ihm recht bald ein Sitz im Geheimrathscollegio sicher. Der Reichskammergerichtsassessor von Bremer ward also zum Hofrichter ernannt und meldete sich zugleich zu den Stellen eines Land- und Schatzraths der kalenberger Landschaft. Melusine beliebte daher, daß die Ritterschaft gedrängt wurde, die Präsentation eines andern Land- und Schatzraths vorzunehmen.

Berlepsch seinerseits überreichte dem Ausschusse einen Protest, worin er erklärte, daß er sich seiner Aemter keineswegs für dimittirt ansehe, und gegen jede Neuwahl

feierlichst protestirte. Der Ausschuß weigerte sich, dem Landtage vorzugreifen und sogleich eine neue Wahl auszuschreiben, und beschloß, den Rath einer auswärtigen Juristenfacultät einzuholen. Die Facultät entschied sich nicht im Sinne des Geheimrathscollegiums, sie rieth der Landschaft dringend, darauf anzutragen, daß der Weg Rechtens gegen Berlepsch eröffnet werde, und sich eventuell an die höchsten Reichsgerichte zu wenden, bis dahin Berlepsch in dem Besitze seiner bisherigen Aemter zu belassen, sich auch der Präsentation eines andern Land- und Schatzraths zu enthalten.

Als man in dem Kreise der Geheimräthe von diesem Gutachten hörte, erschrak man, denn man war gewohnt, der Stimme des Rechts, wenn sie namentlich von einer Facultät von Professoren und Doctoren beider Rechte abgegeben war, mehr Gehör zu schenken, als man das heutzutage thun würde. Es wurden nun die Stimmen genau erwogen, welche man für und gegen sich haben würde, bei der Gräfin-Witwe, bei dem Reichsgrafen Platen-Hallermund steckte man die Köpfe zusammen und berieth, wie man Hülfstruppen herbeordere. Die Gräfin hatte den klugen Einfall, daß man vom Cordon (der Demarcationslinie des Baseler Friedens) alle stimmfähigen Offiziere, namentlich den

Hauptmann von Stockhausen, Hauptmann von Uslar, Major von Reden, Major von Scharnhorst herbeicitire. Graf Platen aber schickte in der Nacht vor der Abstimmung noch seine sechsspännige Staatskutsche, um den Gohgrefen Schaf am 18. Februar zur Abstimmung zu bringen, eine That, worüber sogar eine eigene Broschüre: „Ein Traum", erschienen ist. Den schlauesten Einfall hatte aber der Geheime Kanzleisecretär Rehberg gehabt. Der Hofrath Häberlin zu Helmstedt hatte im Interesse des Herrn von Berlepsch eine Broschüre über dessen Dienstentlassung geschrieben, die neben dem Gutachten der erlanger Juristenfacultät ein großes Gewicht in die Wagschale des Hofrichters zu legen bestimmt war. Rehberg bestellte nun, ob durch Vermittelung Pütter's oder direct, in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" eine recht derbe Abfertigung dieser Schrift bei Herrn Professor Berg. Dieselbe sollte am 16. Februar, zwei Tage vor dem Landtage, erscheinen und dann durch expressen Reiter nach Hannover gebracht und unter die Landstände vertheilt werden, am Tage vor der Wahl. Einem jüngern Grafen von Hardenberg, der sich in Göttingen aufhielt, war es indeß gelungen, einen Abdruck dieser Recension schon Anfang Februar zu erhalten, und ehe das Stück der göttinger gelehrten Zeitung nur ausgegeben war, hatte der

federfertige Häberlin eine Antikritik geschrieben und drucken lassen, sodaß zu großer Verwunderung der Landtagsmitglieder Kritik und Antikritik am gleichen Tage vertheilt wurden.

Inzwischen war es zu spät, als daß Gründe des Rechts und der Billigkeit einwirken konnten. Jeder hatte Partei ergriffen, der eine aus diesem, der andere aus jenem Grunde, der General-Reichsgraf von Wallmoden-Gimborn z. B. lediglich, „weil er überall nicht wollte, daß freisinnig gesprochen und schwadronirt würde". Dreiundzwanzig gegen funfzehn Stimmen beruhigten sich bei der Entlassung Berlepsch's in der Voraussetzung, daß diese eine ehrenvolle, und die Concurrenz der Stände dabei vorausgesetzt werde, die Minorität wollte Verweisung in den Rechtsweg.

Jetzt ging Berlepsch das Reichskammergericht an, und dieses, o Wunder über Wunder! dieses faßte schon am 20. Juni 1797, vier Wochen nach der ersten Eingabe, den Beschluß gegen Georg III. als Herzog von Kalenberg: „bis zu des kaiserlich königlichen Gerichts weiterer Verordnung mit allem Verfahren gegen von Berlepsch einzuhalten", wie der mitbeklagten Ritterschaft des Fürstenthums Kalenberg aufgegeben ward, mit der Wahl eines neuen Land- und Schatzraths nicht weiter

vorzuschreiten. Wohl war das Documentum sub Aquila ausgefertigt, allein der Reichsadler hatte schon keine Kraft mehr bei den Fürsten und Corporationen, er war flügellahm. Die kalenbergische Ritterschaft wählte am 22. Juni, an demselben Tage, an dem ihr das Decret insinuirt war, den Hofrichter von Bremer auch zum Schatz- und Landrath. Derselbe wurde von der Regierung bestätigt und in das Schatzcollegium eingeführt.

So weit war also der Plan Melusinens gelungen. Jetzt setzte sich derselben aber ein Hinderniß entgegen, an welches die Gräfin am wenigsten gedacht hatte. Heloise von Wildhausen war innig befreundet mit der ältesten unverheiratheten Tochter des Landraths von Münchhausen zu Schwöbber und hatte von der Mutter, die in Hannover mit ihren Intriguen genugsam beschäftigt war, die Erlaubniß bekommen, in Schwöbber den Frühsommer zuzubringen. Der Landrath von Münchhausen war nun aber ein eifriger Anhänger des Entsetzten. Hier fand Heloise nicht nur die ganze Broschürenliteratur in der Berlepsch'schen Sache, sondern sie traf eines Tages den Helden selbst, welcher mit seinem Freunde Drost von Stietenkron auf Schwöbber einen Besuch machte. Berlepsch war seit der Zeit, wo wir ihm auf Haus Berlepsch begegneten, sehr alt und weiß geworden und hatte das Unglück gehabt,

das linke Auge durch eine Verwundung zu verlieren. Heloise hatte einen demokratischen Zug, vielleicht vom Vater, in sich, sie hatte großes Mitleid mit den Leiden der Menschheit, für die es ja in jenen Tagen besondere Annalen gab, in denen auch Berlepsch seine Stelle gefunden hatte. Obgleich sie vom Rechte wenig verstand, so sagte ihr das Gefühl, daß man einen landschaftlichen Beamten, der von der Landschaft gewählt und von der Regierung nur bestätigt war, nicht einseitig entlassen könne. Aber auch materiell hielt sie Berlepsch im Rechte, denn sie liebte die Neufranken schon darum, weil sie eine Coalition von ganz Europa, von England, Oesterreich, den Niederlanden, Preußen und dem Deutschen Reiche zurückgeschlagen hatten, und sie verachtete die Emigranten, die seit vier bis fünf Jahren schon ihre Mutter umlagerten und immer nach Geld, Geld und abermals Geld dürsteten, die voll großer Worte waren, aber wenig von Thaten.

Das Land Hannover war bis zum Baseler Frieden von ihnen wie von einer Landplage überschwemmt gewesen.

Sie selbst war sich gegen den Sohn Berlepsch's eines persönlichen Unrechts bewußt, hatte sie doch, freilich noch als Kind, als ihr von der Mutter bei Olga's Hochzeit befohlen war, recht freundlich

gegen den Drost von Berlepsch zu sein, ihn unartig behandelt.

Genug, Heloise wurde in Schwöbber eine eifrige Vertheidigerin der Sache Berlepsch's, eine Feindin aller Rehbergianer, wie man die Freunde der Regierung nannte. Als nach ihrer Rückkehr die Mutter sie darauf vorzubereiten anfing, daß eines Tages der junge Hofrichter, Land- und Schatzrath von Bremer kommen könne, um ihre Hand anzuhalten, erklärte sie: „einem Jüngling, der einen alten, klugen und edeln Mann wie Berlepsch aus seiner Stellung verdrängt habe, nun und nimmer die Hand reichen zu wollen". Sie hielt der Mutter, die sie nur von Rehberg aufgestachelt wähnte, eine lange moralische Vorlesung über das Berlepsch angethane Unrecht, versicherte, die erste Gelegenheit, wo sie mit dem neuen Hofrichter zusammentreffe, zu benutzen, ihm das alles ins Gesicht zu sagen, wie ihrem Vormunde, dem Geheimrath von Schlottheim, desgleichen.

Die Mutter wußte mit dem Kinde nichts aufzustellen, sie wurde nach Heustedt geschickt nebst französischer Gouvernante, wo Tante Hulda, ein altes krummes Mütterchen, noch immer im vereinsamten Schlosse weilte, um Flickdecken zusammenzunähen.

Inzwischen hatte der unermüdliche Berlepsch und sein

noch unermüdlicherer Anwalt Häberlin am 30. Januar 1798 von dem kaiserlichen Reichskammergerichte sowol ein mandatum sine clausula gegen Georg III., als gegen die kalenbergische Landschaft erlangt, worin den Beklagten aufgegeben wurde, gegen Berlepsch nicht factisch und willkürlich, sondern justizmäßig im Wege Rechtens zu verfahren, ihn sofort in die bekleideten Aemter und den Genuß seines Diensteinkommens einzusetzen und innerhalb gesetzter Frist Anzeige zu thun, daß dem kaiserlichen Mandate geziemend nachgelebt sei.

Wenn man ein solches Urtheil gegen die Majestät und eine Ritter- und Landschaft, die schlechthin mit Du angeredet wurde, sah, so mußte man glauben, so ein Reichsgericht sei eine herrliche Sache. Das glaubte mindestens der kaiserliche Kammergerichtsbote Heinrich Hauenschild aus Wetzlar, als er sich am 13. Februar desselben Jahres mit dem Land- und Schatzrathe Berlepsch, der die Expedition des Mandats selbst betrieben hatte, in Wetzlar in dessen Kutschwagen setzte und nach zwei Tagen wohlbehalten in München anlangte, wo ihn der Herr Schatzrath verließ und er in der ordinären Post weiter fahren mußte. Heinrich Hauenschild war schon weit im großen Römischen Reiche herum-

gekommen, er hatte schon manchem Grafen und Fürsten, manchem Bürgermeister und Rath Mandate des Gerichts behändigt, auf keine Reise hatte er sich aber so sehr gefreut als auf diese Reise nach Hannover. Denn es waren jetzt mehr als sechsundzwanzig Jahre vergangen, seit seine einzige Schwester, die im Dienste des Kammergerichtsraths Buff gestanden, mit der ältesten Tochter Lotte, welche nach Hannover geheirathet, fortgezogen war, und er hatte sie seitdem nicht wiedergesehen. Er war damals noch ein Junge gewesen, eben confirmirt, der bei den Herren Assessoren allerlei Dienstleistungen verrichtet. Er erinnerte sich noch sehr wohl des jungen Frankfurters, für den er so unzählige Briefe an Lotte Buff bringen mußte, des seitdem so berühmt gewordenen Goethe, er hatte auch Jerusalem gekannt, der sich todtgeschossen, und viele andere Männer, die seitdem zu hohen Ehren und Stellen gekommen waren. So kannte er auch recht wohl den Ehemann Lottens, den jetzigen Hofrath und Vicearchivarius Johann Christian Kestner.

Als Hauenschild daher einen Brief Berlepsch's an dessen Sachführer und Notar Reischauer abgegeben hatte, eilte er in die große Aegidienstraße, wo im jetzigen Cruse'schen Hause Kestner und seine Lotte wohnten. Lotte hatte damals schon so viele Kinder, als diese

Geschwister gehabt, ihr ältester Sohn war seit einem Jahre als Auditor bei dem Archiv angestellt, während ihr zehntes Kind (der in Rom verstorbene Legationsrath Kestner) mit den beiden Schwestern Charlotte und Klara noch in der Kinderstube spielte.

Lotte liebte ihre treue Magd Barbara Hauenschild, die ihr von Wetzlar gefolgt, die alle ihre Kinder gepflegt, gar sehr und nahm den Bruder wohl auf, als dieser am 19. Februar gegen Abend bei ihr einsprach. Demselben wurde ein gutes Essen bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und Lotte Kestner setzte sich selbst, während er aß, mit in die Küche und ließ sich von ihrer Vaterstadt und der Lahn erzählen. Ob der alte Dom noch stehe, ob die Buche noch vorhanden, unter der sie mit Goethe und ihrem Manne so oft gespeist, wer in den letzten Jahren in ihrer Straße geboren sei, das alles mußte Hauenschild erzählen. Lotte bedauerte nichts mehr, als daß ihr Hofrath auf ein paar Tage nach Celle gereist sei in Begleitung des Auditors.

Da wurde laut und heftig an die Thür gepocht, es erschienen drei Männer mit rothen Röcken und großen dreieckigen Hüten, wie sie schon nicht mehr Mode waren, die sich als Regierungsbote Tubbe, als Kanzlei-

bote Sprenger und als Consistorialbote Ringe kundgaben und begehrten, den sogenannten Reichskammergerichtsboten Hauenschild, der sich hier aufhalten sollte, zu sprechen.

Die Frauenzimmer, Lotte wie Hauenschild's Schwester, waren natürlich sehr erschrocken, und begab sich nun folgende Haupt- und Staatsaction in der Küche. Der Regierungsbote zog ein großes Schreiben mit Siegel und der Unterschrift des Geheimraths von Kielmannsegge hervor, stemmte die eine Hand auf den großen Bambusstock und las den Befehl der Geheimräthe, der dahin lautete: „Dem allhier sich eingefundenen Kammergerichtsboten Hauenschild werde damit zur Nachachtung bedeutet, daß das von ihm überbrachte insinuandum in Sachen u. s. w., in welchen das kaiserliche und Reichskammergericht offenkundigermaßen incompetent sei, von Se. Majestät dem Könige nicht angenommen werden könne, dermalen ihm befohlen würde, sich aller heimlichen und öffentlichen Insinuation davon, als welche ein für allemal hierdurch cassirt und für ungültig und unstatthaft erklärt werde, bei unangenehmer Verfügung zu enthalten und sich sogleich aus Seiner Majestät hiesiger Residenz hinwegzubegeben.“

Unser kaiserlicher Reichskammergerichtsbote aber warf sich in die Brust, wies auf seinen kaiserlichen

Adler vor derselben und meinte, er sei doch kein Spitzbube, als welcher er hier überfallen und behandelt würde, sondern ein kaiserlicher Bediensteter, und der Kaiser stehe über Reich und Königen. Und das meinte seine Schwester Barbara erst recht, und fuhr auf den Regierungsboten Tubbe, den sie niemals hätte beleidigen mögen, los, daß diesem für seine Augen bange wurde. Lotte Kestner suchte zu begütigen und meinte, morgen komme ihr Mann wieder, und der werde das schon ausmachen, für heute sei Hauenschild ihr Landsmann, ihr Gast, und man möge hier ihn nicht weiter belästigen. Tubbe aber war in seiner Würde als Regierungsbote angegriffen, er befahl dem Hauenschild, bei Strafe sofortiger Verhaftung insinuandum und sonstige Papiere vorzulegen. Und als die ängstlich gewordene Barbara das in Riemen geschnürte Actenpacket, das neben dem Hute und Rocke des Bruders lag, hervorholte, hing Tubbe dasselbe dem Reichskammergerichtsboten um, befahl seinen Begleitern, denselben unter den Arm zu nehmen, und so führte man den Mann, der die Befehle des Kaisers und Reichs ausführen sollte, aus dem Hause zum Aegidienthore heraus. Hauenschild protestirte fortwährend, und als man in die Vorstadt kam, bat er, ihn, da er ein alter Mann sei, der in der Nacht und bei dem schlechten Wetter

nicht gehen könne, daselbst zu lassen. Allein man schleppte den Reichskammergerichtsboten bei Nacht und Nebel durch Koth und Dreck bis an die Grenze des Stifts Hildesheim, wo man ihm bei Gefängnißstrafe das Kurfürstenthum zu betreten verbot. Der Reichskammergerichtsbote brachte die Nacht im Fieber auf der Landwehrschenke zu, setzte am andern Morgen ein großes Promemoria auf, daß Se. kaiserliche Majestät und das hohe Kammergericht in seiner Person in Hannover beschimpft sei, und begab sich dann nach Hildesheim, wo er durch die kaiserlichen Notare Albrecht und des statt zweier Zeugen subrequirirten Notars Firnhaber das Originalmandat vom 29. Januar 1798 der königlichen Landesregierung wie auch der kalenbergischen Landschaft durch die Post insinuiren ließ.

Da Hauenschild grubenhagensche und göttingensche Landestheile noch berühren mußte, um nach der Heimat zurückzugelangen, vertauschte derselbe vorsichtigerweise seinen kaiserlichen Livreerock mit einem bürgerlichen Kleide, und da er nicht wagte, die ordentliche Post zu benutzen, und sich fürchtete, weil er dennoch heimlich insinuirt hatte, in Haft genommen zu werden, kam er nach großen Mühseligkeiten und Beschwerden im Hessischen, im Hause Berlepsch an, wo der Gerichtshalter Seutheim und Justitiar Rausch über seine Behandlung

in Hannover ein gerichtliches Protokoll aufnahmen, das sich in der „Sammlung sehr wichtiger Actenstücke in der Berlepsch'schen Sache", so 1798 in Frankfurt und Leipzig erschienen, Seite 7—17 abgedruckt findet. Das war der letzte kaiserliche Reichskammergerichtsbote, der das Land Hannover betrat.

---

## Zehntes Kapitel.

### Gefangenschaft.

Wir haben Karl Haus und seinen Freund, den Maler, in den Kasemattengefängnissen des Castello dell' Uovo verlassen. Das Gerücht von ihrer Verhaftung drang zuerst zu Eleonore durch die Dienerschaft, die immer mehr von den persönlichen Beziehungen der Herrschaft zu wissen pflegt, als diese vermuthet. Olga fuhr sofort zu Lady Harrington, welche bei dem englischen Gesandten, bei dem Grafen Münster und dem Graf-Bischof die nöthigen Schritte zur Befreiung zu thun versprach und wirklich that. Karl Haus stand unter dem Schutze der englischen Gesandtschaft, und Graf Münster erklärte, daß die Verhaftung seines Privatsecretärs nur auf einem Irrthum beruhen könne, und daß er dessen Freigebung sofort verlange.

Derselbe wurde denn auch schon nach vierundzwanzig Stunden aus dem Castello dell' Uovo entlassen, während

es den gemeinsamen Bestrebungen des Lords Harrington und des Graf-Bischofs erst am folgenden Tage gelang, auch den deutschen Maler zu befreien, denn Deutsche fanden im Auslande noch selten Schutz. Karl sagte dem Grafen Münster für seine Befreiung Dank und erklärte seine Verhaftung durch den Umstand, daß einige italienische Maler, mit denen Hellung, sein Freund, bekannt geworden, sie in eine angeblich nur humanistische Gesellschaft, die der Pythagoräer, ohne daß sie selbst Veranlassung dazu gegeben und irgendeinen politischen Charakter geahnt, eingeführt hätten. Kurz nach ihrem Eintritt in die Taverne des heiligen Januarius habe auch schon die Verhaftung stattgefunden.

Der Graf sagte artig: „Sie werden begreifen, daß meine Stellung mir nicht erlaubt, einen Mann in meinen Diensten zu haben, auf dem auch nur entfernt der Verdacht ruht, mit der französischen Propaganda, die sich hier stark zu rühren anfängt, in der leisesten Verbindung zu stehen. Ich hege nicht den geringsten Verdacht, daß dies der Fall ist, muß indeß selbst den Schatten eines Scheins meiden. Mein Aufenthalt wird außerdem hier von der kürzesten Dauer sein, denn die Fortschritte der Republikaner in Oberitalien und Rom lassen das Schlimmste befürchten. Sie werden eine Depesche von mir nach London bringen, und ich

hoffe, daß sich in der deutschen Kanzlei eine Ihren Talenten angemessene Stellung finden wird. Ich habe deshalb an Excellenz Lenthe geschrieben, wie Sie selbst diesen Brief dem Geheimen Hofrath Best übergeben werden, der Sr. Majestät am nächsten steht."

Karl hatte mehrmals den Grafen unterbrechen wollen, um zu erwidern, daß dieser seinen eigenen Wünschen nur zuvorkomme, da er nach Nordamerika überzusiedeln gedenke, allein die Art und Weise, wie sich Münster seiner Person zu entledigen suchte, war so nobel und des Wesens eines Edelmanns würdig, daß er nur seinen Dank für die Güte herausbringen konnte.

„In Syrakus", fuhr der Graf fort, „liegt eine Fregatte segelfertig nach England, ein neapolitanisches Schiff wird Sie dahin führen, machen Sie sich bereit, übermorgen abreisen zu können."

Karl war entlassen.

Jetzt galt es, rasche Entschlüsse zu fassen. Er eilte zu Lady Harrington, um auch ihr seinen Dank abzustatten für das, was sie für seine Befreiung gethan. Er fand dieselbe in der übelsten Laune. Mylord hatte seit ihrer Verheirathung zum ersten mal gewagt, den Mann und Herrn zu zeigen. Sie hatte in ihrer Angst um Karl und seinen Freund, die sie zu protegiren sich

capricirt, den Gemahl nicht nur angegangen, bei seinem Jagd- und Fischcumpan, dem Könige, directe Schritte zur Befreiung der beiden Deutschen zu thun, sondern war unvorsichtigerweise ohne Vorbereitung mit dem Adoptionsplan hervorgetreten.

Da aber zeigte Mylord ganz den Earl, den Peer, den Engländer. Seine Verachtung gegen alles, was nicht englisch war, namentlich gegen Deutsche, und nun gar gegen einen Hannoveraner war so eingefleischt, daß sich seine sämmtlichen Nervenfasern, die ihn sonst jahrelang nicht incommodirten, in Empörung gegen den Gedanken regten, den Secretär eines Grafen Münster zu adoptiren. Er erlaubte sich nicht nur, Karl einen französischen Revolutionär und Sansculotten zu nennen, sondern an dem gesunden Verstande Myladys selbst zu zweifeln.

Es fand eine Ehestandsscene statt wie noch niemals; die beinahe fünfundzwanzigjährige Herrschaft der Lady war auf einmal gebrochen, das wilde Thier, das eigentlich in dem Lord wie in jedem der berechtigten Zehntausend steckt, und nur durch Blasirtheit und Langeweile zur Ruhe gelangt war, sprang in seiner ganzen ungezähmten Wildheit aus ihm heraus.

Die Lady war nur froh, daß sie nicht auch von Olga und ihrer Verbindung mit Karl gesprochen, wie

es ihr, um den Gedanken der Adoptirung Karl's durch den Lord näher zu motiviren, auf der Zunge gelegen hatte.

Karl Haus befreite sie durch die Nachricht, daß er als Kurier des Grafen Münster in drei Tagen nach England reisen müsse, aus der peinlichen Situation, in der sie sich nach so viel Redens über die Adoption befand. Er bat, auch während seiner Abwesenheit die Patronschaft über Olga und seine Liebe zu ihr zu führen, und sobald es möglich sei, dieselbe auf einem amerikanischen oder englischen Schiffe nach Amerika überzuschiffen, und den Plan, welchen er in der Nacht ausgedacht habe, zu unterstützen.

Dieser Plan war einfach folgender: Hellung sollte in der Gegend von Sorrent oder Meta für sich und Olga nebst Eleonore eine einsame Villa miethen, dahin sollte die Gräfin heimlich die nöthigsten Kleidungsstücke und Sachen schaffen, dann sollten Olga, Eleonore und Hellung eine Lustfahrt nach Capri unternehmen und an dem Felsen vor Capri scheitern und umkommen. Eine Barke von Sorrent sollte sie in einiger Entfernung von Capri auf dem Meere in Empfang nehmen und nach Sorrent bringen, während der Schiffer seine Barke, die ihm zum Doppelten des Werthes bezahlt werde, an den Klippen von Capri scheitern lassen, sich

selbst durch Schwimmen retten und in Capri wie später in Neapel verbreiten sollte, die Gräfin und ihre englische Gesellschafterin wie der deutsche Maler mit dem langen Barte und den langen Locken seien verunglückt.

Der Lady gefiel dieser Plan außerordentlich; er war romantisch, und sie liebte alles Romantische, sie versprach Karl für den Abend ein Rendezvous mit Olga, und dieser eilte zu dem aus den Kasematten entlassenen Freunde, um sich mit ihm zu besprechen und denselben anzuspornen, nach Sorrent zu eilen und in dessen Nähe eine einsame Villa mit Dienerschaft zu miethen.

Er selbst bereitete dann seine Reise vor, packte, lief nach den Hauptspediteuren Neapels, um zu erkunden, ob in der nächsten Zeit ein amerikanisches Schiff in den Hafen einlaufen würde. Man gab ihm den Trost, daß in Messina ein Amerikaner liege, der in Neapel Ladung nehmen wolle, sich aber wegen einiger französischer Kreuzer noch nicht aus dem Schutze englischer Kanonen herauszubegeben gewagt habe.

Als man am Abend bei der Lady zusammentraf, hatte der Maler eine Villa gemiethet, Olga war mit allem, was Karl vorschlug, einverstanden. Sie bestand aber darauf, daß er den größern Theil ihrer Diamanten und sonstigen Schmuck, namentlich die seit drei Generationen vererbten Perlen mit nach England nehme

und dort verkaufe. Den kleinern Theil, Ohrringe, Broschen und einige einzelne kostbare Perlen, habe Eleonore schon in den Unterkleidern vernäht.

Man unterhielt sich von der Zukunft. Die Lady Harrington versprach, ihren Bären von Gemahl im nächsten Jahre spätestens zum Fischen an den Potomac zu führen, dann wolle man miteinander die Wasserfälle des Niagara besuchen, kurz es wurden verschiedene phantastische Plane für die Zukunft entworfen.

Am dritten Tage früh morgens segelte Karl Haus ab. Die Trennung von Olga war ihm unendlich schwer geworden, tausend Schwüre und Küsse waren gewechselt und die Lady Harrington selbst hatte die Liebenden trennen müssen.

Vor dem Ausgange des Golfes begegnete ihm eine nach Neapel eilende englische Fregatte. Sie brachte die Botschaft von der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir. Die königliche Familie in Neapel, ja der größere Theil des neapolitanischen Volkes fühlten sich aus der Klaue des Löwen gerettet, denn der französische Gesandte in Neapel, Bürger Gerrat, hatte, wie Lord Hamilton an das englische Ministerium geschrieben, schon eine Sprache geführt wie ein Straßenräuber. Auf allen Gesichtern, die der wenigen Carbonari, Pythagoräer und anderer Verschworenen, die nicht im

Kerker schmachteten, ausgenommen, lachte Frohsinn; man gab sich den ausgelassensten Freudenbezeigungen hin, unter die Lazzaroni wurde Geld vertheilt, und sie zogen durch die Straßen, jeden des Liberalismus nur halb Verdächtigen mit dem Tode bedrohend.

„O tapferer Nelson, Gott schütze und segne dich, wackerer Befreier, o Sieger, o Retter!“ schrie, sang, jauchzte man auf den Straßen. Improvisatoren sangen die Vernichtung der französischen Flotte und sagten den Untergang der fluchwürdigen Republik, den Tod aller Königsmörder durch die Rache des Himmels vorher.

Diesen Tag des Schwindels benutzte der Maler, Olga zu entführen. Der Plan glückte in ausgedachter Weise.

Während man in Neapel die Gräfin Olga von Schlottheim als verunglückt betrauerte, während die Lady Harrington Trauerkleider anlegte und großes Geschrei erhob ob des Unglücksfalles, lebten diese und Eleonore mit Hellung in einer reizenden Villa in Sorrent unter fremden Namen. Der Graf Schlottheim tröstete sich leicht über den Tod seiner Gemahlin, oder vielmehr es wurde ihm dadurch eine Last abgenommen. Er ließ die Aussagen des Schiffers über den Untergang des Schiffes von einer neapolitanischen Behörde zu Protokoll nehmen, von Lord Hamilton beglaubigen

und schickte mit dem nächsten Gesandtschaftsberichte die Urkunde über London an die Gräfin Melusine und bemerkte dabei, daß die zweite Rate seines Heiraths-guts, das ihm vertragsmäßig auch nach dem Tode Olga's ausbezahlt werden mußte, fällig sei, und er solche durch Anweisungen auf die Gräfin einziehen lassen werde.

Nelson wurde gedrängt, nach Neapel zu kommen, wo man am 1. October seinen Geburtstag feierlich begehen wollte. Eine Ahnung warnte ihn; sein Ruf wäre unbefleckter geblieben, wenn er derselben gehorcht hätte. Allein eine aus London erhaltene Depesche, noch abgegangen vor der Ankunft der Siegesnachricht von Abukir, befahl ihm den speciellen Schutz der königlichen Familie in Neapel und zugleich, dem Prinzen August und Grafen Münster ein Kriegsschiff zur Ueberfahrt nach England zur Disposition zu stellen sowie eine Depesche dem letztern persönlich zu überreichen. So fuhr Nelson seinem Verderben zu, das dem Sieger in der reizenden Gestalt von Emma Hamilton sich in Gegenwart des Gatten, des Königs und der Königin in die Arme stürzte. — Die Königin Karoline bedurfte der Anreizungen, welche geheime Depeschen an den englischen Gesandten brachten, und der Anreizung durch ihre Busenfreundin Emma nicht, um zu einer neuen

Coalition gegen die gottverdammten Königsmörder die Hand zu bieten. Neapel versprach achtzigtausend Mann zu rüsten, und Oesterreich schickte Mack als Feldherrn dieser Armee.

Die Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge waren in Sicilien kein Geheimniß geblieben, und der in Messina liegende amerikanische Schoner zog es, obgleich das ganze Meer von französischen Kreuzern rein gefegt war, vor, seine Ladung in Neapel im Stiche zu lassen, in Messina und Syrakus Südfrüchte einzunehmen und die Straße von Gibraltar zu suchen, damit er vielleicht auf der Rückfahrt ein französisches Handelsschiff kapern könne. Sämmtliche amerikanische Handelsschiffe waren damals nämlich zur eigenen Sicherheit gegen algierische, tunesische und tripolitanische wie französische Kaper stark gerüstet, hatten zu gleicher Zeit aber in Gemäßheit des Gesetzes vom 9. Juli 1798 Kaperbriefe vom Präsidenten, wonach die gemachten Prisen für ihr Eigenthum erklärt wurden. Der Kapitän, ein echter Yankee, calculirte nun, daß im Atlantischen Ocean französische Kauffahrer infolge der Vernichtung der französischen Flotte ziemlich schutzlos wären, und daß es leicht sein würde, eine Prise mit lyoner Seide oder andern kostbaken französischen Waaren in den Hafen von Neu-

York mitzubringen, daß dies jedenfalls vortheilhafter sei als eine Fracht aus Neapel.

Inzwischen schürten Nelson und Lady Emma in Neapel das Kriegsfeuer, England versprach Geld, denn dies fehlte sehr in den Kassen, Thugut schickte wenigstens einen General, den besten, den Oesterreich außer seinen Erzherzogen habe. Man rüstete ziemlich offen, sodaß der französische Gesandte endlich am 21. November Erklärungen über diese Rüstungen forderte. Am folgenden Tage erließ Ferdinand IV. ein Kriegsmanifest, und Mack rückte mit dreißigtausend Mann der schönsten Truppen, die es in Europa gab, wie er selbst sagte, gegen den Kirchenstaat. Sein rechter Flügel wurde zwar von den Abruzzen zurückgeworfen, allein er selbst zog Anfang December in Rom siegreich ein, Championnet hatte Rom aber freiwillig geräumt, hielt nur die Engelsburg besetzt und zog seine Streitkräfte zwischen Civita-Castellana und Civita-Ducall hinter Rom am Ufer der Tiber zusammen. Als Mack aber angreift, wird er geschlagen und flieht ohne Rast bis unter die Mauern von Capua. Am 11. December ist von dem schönsten Heere der Erde nicht viel mehr übrig. Der König ist in Caserta eingetroffen, der Hof und die Königin halten sich in Neapel nicht mehr sicher. Angst und Schrecken überall am Hofe, alles

in Verwirrung, Acton hat den Kopf verloren, die Königin ist in innerster Seele beängstigt, dem Könige ist der letzte Schein königlichen Anstandes abhanden gekommen, nur Lady Emma hatte den Kopf oben behalten. Sie veranstaltet, daß man den König in ein Zimmer einschließt, ihm reichlich zu essen und zu trinken und Netze zu flechten gibt. Dabei vergißt er seine Sorgen. Lady Emma leitet die Flucht, ihr Gemahl, hauptsächlich besorgt um seine noch nicht in Sicherheit gebrachten Sammlungen, seine Antiken, Vasen, Torsos, geschnittenen Steine, Gemmen, hatte solche schon einpacken und auf englische Schiffe bringen lassen, als der Krieg zu drohen anfing. Sie gingen Ende September mit demselben Schiffe ab, das Prinz Augustus und Münster nach England brachte.

Jetzt wurden die königlichen Schätze, das baare Geld, die schönsten Kunstwerke der Museen, die Kronjuwelen, Dinge, deren Werth Nelson auf 60 Millionen Francs schätzte, des Nachts in die Wohnung Hamilton's geschafft, dort am Tage unter Emma's Aufsicht verpackt, als wären es die Sammlungen ihres Gemahls, und auf das Linienschiff Vanguard gebracht.

In Neapel herrschte der Pöbel. Das Gerücht, der König wolle mit seiner Familie entfliehen, hatte sich

verbreitet. Volkshaufen mit Waffen aller Art lagerten auf dem Schloßplatze, man wollte keinen Verkehr zwischen dem Schlosse und dem englischen Schiffe mehr dulden. Ein Cabinetskurier, der dennoch an Bord des Vanguard gehen wollte, wurde am Hafendamme ermordet und an den Füßen vor die Fenster des Balkons geschleppt, wo man glaubte, daß der König sich aufhalte. Lady Emma holt den König aus seinem Verschlusse und bringt ihn auf den Balkon. Hier schwört er dem Volke, Neapel nicht zu verlassen, und bittet es, auseinanderzugehen. Die Lazzaroni glauben dem Schwure. Allein der König benutzt einen unterirdischen Weg zum Hafendamme, und am 21. December abends erreichen er und seine Familie, Lord Hamilton und seine Emma, Graf Schlottheim und alles, was vom Hofe in die Flucht eingeweiht war, den Vanguard, den Samniter oder den Archimedeus. Die Flotte Nelson's konnte wegen Sturmes aus dem Golf nicht vor dem 23. December auslaufen. Am ersten Weihnachtstage starb der junge Sohn der Königin, Prinz Albert, in den Armen der Lady Emma; am 26. ankerte man vor Palermo, wo das Volk den König mit großem Jubel empfing. Nelson ließ indeß drei neapolitanische Linienschiffe, eine Fregatte und einige Corvetten in Brand stecken, damit sie den Franzosen nicht in die

Hände fielen. Bis auf einige Kanonenboote gab es eine neapolitanische Kriegsflotte nicht mehr.

Der zum Stellvertreter des Königs ernannte Fürst Francisco Pignatelli übergab Capua am 10. Januar 1799 den Truppen Championnet's und entfloh. Neapel wurde von diesen vor der Wuth seines eigenen Pöbels gerettet, wobei die in den Castellen sitzenden Gefangenen den Franzosen zu Hülfe kamen.

Der französische General fand das Mittel, das Blut des heiligen Januarius fließend zu machen, und seitdem begann das abergläubische Volk an sich selbst zu glauben; die Parthenopeische Republik war verkündigt. Alle Wohlhabenden waren aus Selbsterhaltungstrieb Republikaner, denn die Lazzaroni und der sonstige Pöbel verlangten nach ihren Gütern; die meisten Nobili waren es aus Princip; man schuf ein Directorium, eine Nationalgarde, bildete aus den Kanonierschalupen eine Art Marine, deren Commando Fürst Caracciolo übernahm, suchte ein freiwilliges Cavaleriecorps und einige Infanterieregimenter zu bilden. Alle Neapolitaner von Bildung thaten das Möglichste, das Dasein der jungen Republik, die in dem Landvolke und den niedrigsten Klassen des Volkes allein ihre Feinde hatte, zu stärken.

Das war denn keine gute Zeit für unsere Flücht=

linge, in Sorrent die Ankunft eines englischen oder amerikanischen Schiffes zu erwarten.

Die Villa, welche Hellung gemiethet hatte, lag nicht an dem steilen Felsen der Stadt, an der sich die Geburtsstätte Tasso's aus dem Meere aufbaut, sondern am Ende des Piano, da, wo dieses sich nach dem Monte San-Angelo erhebt und durch eine Reihe von Villen beinahe mit Meta verbindet. Sie lag ziemlich hoch und gewährte eine der schönsten Aussichten der Welt. Die Villa war Eigenthum seines Lehrers, des Malers Hackert, der sie für sich selbst zur Villeggiatura erbaut hatte, aber wenig nutzte und namentlich zu der Zeit, wo er mit Bestellungen des Königs über das Parademanöver „der herrlichsten Armee der Welt" überhäuft war, schon gegen seinen Schüler den Wunsch ausgesprochen hatte, dieselbe an einen Engländer zu vermiethen. Der Maler, welcher sich auf den Namen eines Mr. Bott nebst Gemahlin und Gesellschafterin einen englischen Paß zu verschaffen wußte, hatte für diesen Mr. Bott die Villa auf ein halbes Jahr gepachtet und im voraus bezahlt. Eine frühere italienische Köchin Hackert's nebst Tochter und Sohn hielten dort Villa und Garten in Ordnung, sorgten auch für Speise und Trank. Die Villa war lange nicht so prächtig wie Hunderte, die heute in jener Gegend

stehen, aber sie war äußerst zweckmäßig eingerichtet, sie hatte sogar zwei Zimmer mit Kaminen und in der ersten Etage fand man einen bedielten Fußboden, während nur zu ebener Erde Estrich war, mit Teppichen belegt. Dieselbe hatte nach Nordosten eine von Epheu und wildem Wein umrankte Loggia mit der Aussicht auf einen Orangenwald, über den hinweg man Castellamare, Torre dell' Annunciata, den Vesuv und die Tausende von Landhäusern vom letzten Orte bis Portici am Golf von Neapel sah.

Gegen Nordwesten war ein Balkon der Insel Procida und Ischia zugerichtet, sodaß man nicht nur den ganzen Meerbusen von Neapel, die unzählige Häusermenge dieser Stadt, sondern auch den Busen von Bajä übersah, ja neben dem Vesuv hinweg im fernen Hintergrunde die schneebedeckten Abruzzen erblickte.

Gegen Osten erhob sich der Monte San-Angelo mit seinen zerklüfteten Felsenpartien. Im Süden war der Eingang zur Villa, hier lehnten sich breitästige, grünlaubige Orangenbäume an die Villa und reichten ihre goldenen Früchte zu den Fenstern der ersten Etage hinauf. Hier war auch der Garten mit einigen hohen schlanken Palmen und schattengebenden Bananen geziert. Der Garten war von einer hohen Myrtenhecke eingezäunt und Granatbäume, die jetzt freilich nicht

blühten, wie Lorber- und krummästige Feigenbäume, fand man überall. Obgleich es jetzt am Ende December war, blühten die Rosen in schönster Pracht, überhaupt sah man dem Garten an, daß hier ein Deutscher, und ein Künstler die Anlagen gemacht hatte.

Dem Garten vorüber führte eine Straße von Westen nach Osten dem Monte San-Angelo zu. Von der Höhe aus Südosten strömte ein Bach nach Nordwesten, der unfern der Villa von einer hohen Brücke mit sehr schmalen Bogen in schiefer Form überbaut war. Der Waldbach stürzte cascadenartig unter dieser Brücke hervor, er hatte sich hier wie weiter hinauf ein tiefes schluchtartiges Bett gegraben, und erst weiter nach Nordwesten nahm er im breitern Bett einen ruhigern Lauf an. Diese Brücke, mit Schlinggewächs, Ephen und wildem Wein von unten bis oben überzogen, gewährte einen malerischen Anblick, zumal sich rechts die Anhöhe in Felszerklüftungen emporzog, links davon eine reizende Villa lag, die ihre Balkonseite dem Garten der Hackert'schen Villa zuwendete. Aus den Felsenritzen nach Osten schossen zahllose junge Palmen mit ihren zitternden Blätterbüscheln empor neben steifen stacheligen hohen Aloës und rauhen Cactus. Wo man bei uns am Wege Disteln und Nesseln sieht, schossen

Myrte und Buchsbaum, Rosmarin und Lorber hervor. Gleich wenn man die Brücke überschritt, quoll aus dem Felsen ein Born mit antikem Schmuck, einer mosaikumfaßten Nische, und sprudelte in eine große Marmormuschel. Alle Esel- und Ochsentreiber, die von Osten oder von der Stadt kamen, hielten hier an dem Brunnen, um ihre Thiere zu tränken, selten ging ein Wanderer vorüber, ohne auf der Marmorbank neben dem Brunnen, von einem Kastanienbaume beschattet, auszuruhen, und aus dem Blechgefäß, welches an einer Kette in der Nische hing, zu trinken.

So bot die Passage über die Schlucht immer ein belebtes Bild.

Die schöne Villa jenseit der Brücke war das Eigenthum des berühmten neapolitanischen Arztes Crilli, der einen großen Theil derselben der kranken Frau eines amerikanischen Schiffskapitäns, die ihm von einem Freunde aus Rom dringend empfohlen war, vermiethet hatte. Der Winzer und seine Frau wohnten in einem Nebenhäuschen und besorgten die Aufwartung der Fremden. Die Amerikanerin war eine kleine blasse Dame, die mit ihrem vierjährigen Knaben beinahe den ganzen Tag auf dem Balkon der Villa sitzend las. Sie hatte zwei Schwarze zu ihrer Bedienung, dem Anschein nach Mann und Frau, die ihre Herrin sehr zu lieben schienen.

Die Hackert'sche Dienerschaft wohnte gleichfalls neben der Villa in einem kleinen Häuschen nebst Ziegenstall, wie es für eine italienische Familie hinreicht. Die Mutter war eine Frau von funfzig und einigen Jahren, berühmt durch ihre Kunst, einen Steinbutt zu braten, überall Fischgerichte zuzubereiten und Oelgebackenes zu fertigen. Ihre Tochter Maria Rosalia war eine siebzehnjährige Schönheit, mit langen schwarzen Haarflechten, schwarzen feurigen Augen und gebräuntem Gesichte. Sie saß vom Morgen bis zum Abend vor der Thür des kleinen Hauses, die Spindel hoch zum Dache hinaufschleudernd und wieder auffangend, um sie von neuem in die Höhe zu werfen. Sie sprach, eine Ausnahme bei Südländern, sehr wenig, sang aber reizende melancholische Volkslieder. Ihr Bruder Filippo, ein funfzehn- bis sechzehnjähriger Knabe, wollte Marinajo werden, er war mehr auf dem Meere als zu Hause, und war er dort, so kauerte er zu den Füßen seiner Schwester, flickte oder strickte Netze. Der Vater beider Kinder war vor einigen Jahren bei einem Streite mit einem Kameraden von diesem erstochen worden. Das Leben, welches auf dieser Villa für Olga begann, war ein gänzlich neues und ungewohntes. Sie galt hier als Mrs. Bott, Frau eines englischen Malers, die Gräfin war todt, obgleich die zungenfertigen

Italiener sie noch immer mit der Eccellenza überschütteten. Trat auch die Arbeit noch nicht an sie heran, brauchte sie sich nicht als Hausfrau um Küche und Haus zu bekümmern, brauchte sie nicht Strümpfe zu stricken, oder irgendeine grobe Arbeit zu verrichten, drängte sich auch die Sorge noch nicht zu ihr, denn sie hatte der Ducati noch in großer Menge, so war doch das Wegfallen einer zahlreichen Dienerschaft, das Angewiesensein auf sich selbst und die nächste Umgebung, diese Einsamkeit gegen das Geräusch Neapels, in dem sie beinahe drei Jahre gelebt hatte, ein solcher Wechsel, daß sie darauf anfing, über sich selbst mehr nachzudenken, als sie es bisher gethan hatte. Die Trennung von dem Geliebten und wahren Gatten, die Sehnsucht nach ihm, das bange und doch wonnige Gefühl, bald Mutter zu werden, das alles stimmte sie ernst und melancholisch, wenigstens in den ersten Wochen ihres Aufenthalts in der sorrentinischen Villa. Aber es ist beinahe unmöglich, in diesem Paradiese sich unglücklich zu fühlen. Sobald die Gräfin nur gelernt hatte, sich zu beschäftigen, und sie mußte es lernen, war sie wieder lebensmuthig. Sie lernte unter Eleonorens Anweisung nähen, und nähte kleine Hemdchen, Röckchen, Jäckchen für den zukünftigen Weltbürger. Sie nahm ihre Pastellstifte, die jahrelang geruht hatten, wieder hervor; nach

Gegenständen, welche der Abbildung würdig, brauchte sie nicht lange zu suchen. Sie ging auch häufig in die Küche, um zu sehen, wie die Sorrentinerin ein Gericht Maccaroni zubereitete, einen Fisch kochte oder buk, ein paar junge Täubchen briet, oder Kartoffeln kochte. Alles, was sie von der gesammten Kochkunst bisher verstand, war, daß sie Thee aufgießen konnte und wußte, wann das Wasser kochte; wie man Kartoffeln koche, sah sie hier zum ersten mal. Sie glaubte jetzt, als künftige Frau eines Bürgers sich in etwas um die Küche bekümmern zu müssen, wenn sie auch die Handschuhe noch nicht auszog und sich fürchtete, ein Kochgeschirr anzufassen, weil es schmuzte.

Neben diesen nützlichen Beschäftigungen gab es noch zwei Spielereien, die zu ihrem Zeitvertreib dienten; Hellung hatte einen großen schwarzen Hund, Nero genannt, der nach seinem Herrn Olga am meisten liebte, ihr Begleiter auf Spaziergängen war, in der Loggia zu ihren Füßen lag, ihr, was sie wünschte, apportirte, der ihr keinen Bettler, und an ihnen fehlt es in Italien nirgends, nahe kommen ließ. Daneben machte sie aber die Entdeckung, daß sie eine außerordentliche Katzenfreundin sei. Seit ihrer Kindheit hatte es ihr an Gelegenheit gefehlt, ein Kätzchen liebzuhaben, es streicheln und hätscheln zu können, weil es in den Schlössern

und Palästen, die sie zu bewohnen pflegte, keine Katzen gab. Hier hielt aber Mutter Doralice eine reizende schwarz-grau getigerte Katze, die sehr bald erkennen lernte, daß es in der Villa bessere Speisen gab als in dem Nebenhäuschen. Sie fühlte aber das Bedürfniß, gut und viel zu fressen, denn sie trug eine noch unbestimmte Anzahl Junge bei sich. Vor Nero zeigte sie keine Furcht, hatte vielmehr bald Freundschaft mit ihm geschlossen. Der Würdige fühlte seine Bestimmung als Schützer und Wächter des Hauses und Gartens, und so stand auch Mieschen als zum Hause gehörig unter seinem Schutze. War er auch zu ernsthaft, um auf die Spielereien, die Mieschen mit ihm beginnen wollte, einzugehen, so ließ er sich doch ihre Neckereien ruhig gefallen und ging zuweilen selbst darauf ein, indem er sie anbellte und sie oft in Schrecken setzte, daß sie auf Olga's Schos sprang.

Was gab das aber erst für eine Wonne, als eines Tages Mieschen ihre Jungen, die sie drei Wochen wohl versteckt gehabt hatte, eins nach dem andern aus dem Verstecke hervorholte und zu Olga's und Nero's Füßen legte, ein silbergraues, ein ganz schwarzes und ein schwarz-weißes Kätzchen, die so allerliebst aus den runden klaren Aeuglein schauten und solche reizende roth-weiße Mäulchen hatten, daß Olga nicht umhin

konnte, sie abzuküssen, und selbst Nero die Kätzchen zu lecken begann. Nachdem die Kleinen mit Menschen und Hund bekannter geworden, dauerte die Spielerei vom Morgen bis zum Abend, wenn Eleonore die Katzen nicht etwa einsperrte, damit die Menschen Ruhe vor ihnen hätten.

Der Maler hatte sich vorgenommen, recht fleißig zu sein, um das, was er in einem dreijährigen Bummelleben versäumt hatte, möglichst nachzuholen. Hackert's Atelier lag oben neben dem Balkonzimmer, nach Norden über der Loggia. Daneben war sein Schlafcabinet und ein Raum für Malergeräthschaften, Modelle und dergleichen, noch gefüllt mit Dingen, die Hackert eigenthümlich gehörten. Er stand zeitig am Morgen auf und brauchte einige Zeit, sich zu rasiren. Er hatte vor der Flucht aus Neapel seinen urwäldlichen Bart zum ersten mal abgeschoren bis auf einen kleinen Schnurrbart, um den Mr. Bott besser spielen zu können; jetzt sich um Kinn und Wange glatt zu erhalten, machte ihm täglich Mühe. War diese schwierige Operation abgethan, so wurde die lange Türkenpfeife angesteckt und eine halbe Stunde auf dem Balkon hin- und hergegangen. Man hätte hier Stunden und Tage zubringen können, so himmlisch war die Aussicht, und es kostete Hellung oft Mühe, sich loszureißen; aber wenn

der letzte Zug des türkischen Krauts verraucht war, eilte er zur Staffelei.

Wenn er an dieser anderthalb bis zwei Stunden gesessen, wurde es auf dem Balkon lebhaft, Nero wollte aus dem Atelier, die Hausgenossen bereiteten auf dem Balkon das Frühstück, Thee, Butterbrot, Eier und mitunter ein Stück Braten. Das zweite Frühstück fiel hinweg, man aß statt dessen gegen zwei Uhr zu Mittag, einfach, wie es die Verhältnisse mit sich brachten. Eine Bouillon oder Fleischsuppe war eine Seltenheit, da in Sorrento nur jeden Freitag ein Ochse geschlachtet zu werden schien, aber Filippo brachte täglich frischen lebenden Fisch aus dem Meere, er brachte Muscheln und Austern, fing Wachteln und Täubchen. Die goldigen Orangen pflückte man sich selbst, Doralice verstand es vortrefflich, Pinienkerne auszurösten, Datteln gab es in Menge.

Das Mittagsessen wurde selbstverständlich in der Loggia eingenommen, dann erhielt der Besitzer eine Tasse afrikanisch zubereiteten Mokka und die Erlaubniß, seine türkische Pfeife zu holen oder durch Nero holen zu lassen, und die Gräfin, weil sie in Voß' „Luise“ es als eine bewunderte Tugend der deutschen Hausfrau hatte preisen hören, ließ es sich nicht nehmen, den braunen goldberandeten Kopf mit dem feingeschnittenen

duftigen Kraute zu füllen. Dieses Dolce far niente mit der Aussicht auf den Vesuv und die Marmorstädte, die sich meilenlang an seinem Fuße hinziehen, bis zu dem unübersehbaren Häusermeere von Neapel, ward oft ganz schweigend genossen, jeder dachte Verschiedenes.

Olga's Gedanken beschäftigten sich mit Karl und der Frage, ob er glücklich durch die Meerenge von Gibraltar gekommen, ohne von französischen Kreuzern oder Kosaren belästigt zu sein. Der Maler versetzte sich in der Phantasie nach seinem bescheidenen Paradiese bei Jena und der bescheidenern Gärtnerwohnung, die sein Liebchen barg. Eleonore, die keine Vergangenheit hatte, an die sie mit Freude hätte zurückdenken können, genoß allein ganz und ungetrübt die schöne Wirklichkeit, die sie umgab.

Während Hellung dann noch einmal zu seinem Atelier hinausging, um einige Stunden zu arbeiten, suchten die Frauen nebst Nero Schutz gegen die Decembersonne im Orangenwäldchen oder am Ufer des Baches, wo dieser aus seiner Schlucht heraus mehr in die Ebene trat und selbst den Charakter des Piano mehr annahm.

Der Maler streifte auch wol, je nach seiner Laune,

einen Tag in den Schluchten des Monte San-Angelo oder stieg ganz über das Gebirge hinüber zu Pasitano und dem Meerbusen von Salerno. Daß man gegen Abend eine Promenade am Meeresstrande machte, oder daß Filippo und der Maler die Damen selbst in das Meer hineinruderten und dann dem Fischfange Filippo's zusahen oder die Sterne betrachteten, ohne den Kopf zu heben, da sie im spiegelglatten Wasser so deutlich wahrzunehmen waren wie am Himmel, oder daß man die Dampfsäule des Vesuvs bewunderte, war selbstverständlich, der Trieb nach Abwechselung bedingte das.

So war das letzte Jahr des Jahrhunderts gekommen; an schattigen Hängen blühten die Veilchen, die Rosen dufteten, wie bei uns im Juni, der Weinstock fing an Spine zu bekommen. Hellung hatte ausgefunden, daß die Partie vor dem Garten, der Waldbach mit seiner Schlucht und die Brücke darüber, dahinter rechts der antike Felsbrunnen, links die von Palmen und Platanen überschattete Crilli'sche Villa mit ihrem schönen Balkon, darüber hinaus im Hintergrunde der mächtige Monte San-Angelo sich vortrefflich zu einem Landschaftsbilde eignen und daher beschlossen, ein solches anzufertigen, es nach Deutschland erst zur Ausstel-

lung in der dresdener Akademie, dann seiner Braut zum Andenken zu senden.

Eleonore hatte Hellung beigestimmt, Olga aber behauptete, es würde ein vorzügliches Bild geben, wenn man sich oberhalb der Brücke am linken Bachufer aufstelle und die Villa zur Rechten, dagegen dann den Vesuv als Hintergrund habe. Nachdem man eines Morgens während des Frühstücks über den Fall gestritten, machten sich alle drei daran, das Landschaftsbild zu fixiren. Der Maler selbst nahm seinen Standpunkt auf einer Erhöhung im Garten der Hackert'schen Villa selbst, sodaß er den schiefen Bogen der Brücke und den Weg zu derselben als Vordergrund hatte; Eleonore hatte denselben Standpunkt gewählt, aber näher der Brücke, weil sie für ihre Silberstiftzeichnung des größern Details bedurfte. Die Gräfin hatte sich ein Bild, halb Wahrheit, halb Phantasie ausgedacht, sie wollte deshalb den Vesuv als Hintergrund, um einen Vesuvausbruch, wie ihn die Pastellblätter und Aquarellen, die in Neapel unzählig feilgeboten werden, zu haben pflegen, bei Mondscheinbeleuchtung anbringen zu können. Hellung saß im Schatten eines Orangenbaumes, die Engländerin hatte sich einen silbergrünen Oelbaum als Standpunkt ausgesucht, Olga einen großen Malerschirm aus Hackert's Malerkammer ausgespannt.

Hund Nero wußte nicht, was diese Trennung der sonst Verbundenen bedeute, er ging von seinem Herrn zu Eleonore, von dieser zu Olga, von dieser wieder zu seinem Herrn, gleich als wolle er den Vermittler unter drei Erzürnten spielen.

Im Garten der Villa Crilli spielte indeß der vierjährige Robert, oder Bob genannt, mit dem schwarzen Cäsar Verstecken und Kriegen, und seine Mutter mit der Frau Cäsar's, Dido, saß auf dem Balkon und schaute auf den Golf, und freuten sich der muntern Spiele des Knaben mit dem Schwarzen. Der Garten von der Villa Crilli fiel bis zu der Schlucht etwas abwärts, wie auch auf der andern Seite von Hackert's Villa bis zum Bache der Boden sich senkte. Der Garten war durch ein Fenz von Myrten und Buchsbaum gegen die Bachseite abgeschlossen, während nach der Straßenseite ein eisernes Geländer den Eintritt wehrte. Das Spiel des Knaben mit dem Neger hatte sich von selbst immer mehr der Fenz zugezogen. Als nun Cäsar sich wieder umdrehte, um nicht zu sehen, „wo Bob sich verstecken“, blieb diesem für sich eigentlich gar kein Platz zum Verstecken mehr übrig, als die Buchsbaum- und Myrtenhecke selbst, die undicht und wohl geeignet zum Verbergen waren. Als Bob aber in

der Hecke war, oder halb hinter, halb in derselben, sah er zugleich ein neues Gebiet vor sich, das er in dieser Weise nicht kannte, er hörte den Bach durch den Brückenbogen rauschen oder cascadenartig fallen; er sah die Schlucht vor sich. Das Ufer derselben war oben mit Cactus und Aloë bewachsen, dann fiel es auf dieser Seite noch steiler herunter als auf der andern. Bob näherte sich dem Ufer, um auch das Wasser, das er rauschen hörte, zu sehen, und hatte nicht Ohr, wenn Cäsar auf englisch rief: „Bob, wo bist du? Wo ist mein Böbchen, ich finde ihn nicht, Bob, Bob!“

Cäsar hatte schon immer so gerufen, auch wenn er recht wohl wußte, hinter welchem Busche oder Baume Bob zu finden war. Auch diesmal rief er zuerst mechanisch noch halb im Umdrehen begriffen, als er aber Bob nicht sah, ergriff ihn Schrecken, er ahnte, daß der Knabe die Fenz durchkrochen hatte, und er kannte die Gefahr. Er drang durch die Hecke, in demselben Augenblicke stürzte aber Bob den Rand der Schlucht hinab, und der unglückliche Cäsar sah sich außer Stande, irgendwie zu helfen. Die Schlucht war hier mindestens sechzehn Fuß tief bis zu dem schäumenden Wasserspiegel und etwa sechs bis acht Fuß breit. Man konnte von oben nicht einmal in die Tiefe hineinsehen, wenn man

sich nicht überbeugte. Cäsar lief, „Jesus! Jesus!“ schreiend, neben dem Ufer und der Hecke her, und es fehlte nicht viel, so wäre er selbst hinabgestürzt. Die zeichnenden Frauen hatten den Unfall deutlich bemerkt und schrien gleichzeitig laut auf, wodurch auch der Maler veranlaßt wurde, die Palette hinwegzuwerfen und zum Gartenthore dem Ufer des Baches zuzuspringen. Die Gräfin ermannte sich zuerst, sie rief dem Hunde zu: „Nero such!“ und dieser stürzte das Ufer entlang, die Brücke und Eleonore vorbei an die Schlucht, dahin, wo er den Knaben hatte herunterfallen hören. Nero stürzte sich in die Schlucht, doch sprang er nicht gerade herunter, sondern etwa die Hälfte der Schlucht auf das jenseitige Ufer herab, wo ein hervorstehender Felsblock wenigstens einen augenblicklichen Halt gab, von hier erst ließ er sich, mit allen Füßen an die Epheu- und Schlinggewächse der Felswand sich anklammernd, in den Strom selbst fallen. Dieser war nur etwa zwei Fuß tief und machte viel mehr Lärm und Geräusch, als er Wasser hatte. Die Tiefe reichte aber hin, einem Knaben wie Bob den Tod zu geben, denn die Macht des abtreibenden Wassers bewies sich zu groß. Bob war auch schon einige Fuß den Bach hinuntergetrieben, als ihn Nero im Nacken bei den Kleidern faßte und

mit dem Kopf über dem Wasser emporhielt, sich selbst mit seiner Beute von dem Wasser nach unten forttreiben lassend. Hellung, als er eine Ahnung von dem erhalten, was vorgegangen war, eilte dem untern Theile der Schlucht zu, wo diese gleichsam ausmündete und der Orangenwald begann, und trat in den Bach, Nero entgegengehend und ihn durch Pfiff und Zuruf ermunternd. Er hatte den Hund erreicht und ihm seine Beute abgenommen, als auch Cäsar schon in die hier nur noch wenig Fuß hohe Schlucht sprang und seinen Bob in Empfang nehmen wollte. Dieser, noch immer ohne Besinnung, aber nicht leblos, war an Händen und Armen wie im Gesicht geschunden, da er sich bei dem Falle an dem scharfen Gestein zu halten gesucht hatte. Dadurch kam er aber nicht mit dem Kopfe zuerst ins Wasser, sondern mit den Beinen auf den steinigen Boden zu stehen. Nur durch einige über ihn hinwegsprudelnde Sturzwellen hatte der Knabe mehr Wasser geschluckt, als ihm zuträglich.

Als die Mutter und die heulende Dido hinzukamen, hatte Bob schon wieder die Augen aufgeschlagen und lächelte seine Mutter an, und am andern Tage war er der alte muntere Bob, nur mit einigen Schrammen, blauen und rothen Flecken.

Durch dieses Ereigniß bildeten sich in kurzer Zeit vertrauliche Beziehungen der beiden Villenbewohner, welche für unsere Freunde von größter Bedeutung wurden.

Die Nordamerikanerin, Frau Decatur, war nämlich Gattin des Kapitäns eines amerikanischen Kauffahrteischiffes, die ihren Gemahl auf einer Reise nach Livorno und der Levante hatte begleiten wollen, getrieben von einer unwiderstehlichen Sehnsucht, Italien zu sehen.

Es war damals die Zeit, wo die junge nordamerikanische Republik anfing eine Marine zu begründen, um ihrem Handel Schutz gegen afrikanische und europäische Piraten zu gewähren. Unter den gebildeten Ständen wurde der Drang zum Seedienste beinahe Manie. Die ganze Familie des Kapitäns war auf der See thätig, sein ältester Bruder Lieutenant in der Marine, zwei andere Seecadetten, seine Frau die Schwester eines Kapitäns. Trotz der damit verbundenen Gefahr (Nordamerika befand sich im Kriege mit Frankreich), gehörte eine Seereise wenigstens zum guten Tone, und auch die Frauen drängten dazu. So hatte Decatur, da sein Handelsschiff zugleich neun Kanonen führte und mit einem Kaperbriefe versehen war, sich bewogen gesehen, seinen vierjährigen Sohn und sein muthiges Weib mit auf Reisen zu nehmen. Ohne jedes

Hinderniß kam er nach Livorno, das damals mehr den Charakter einer englischen als einer toscanischen Stadt trug. Das Handelshaus, mit dem Decatur in Verbindung stand, hatte schon vorher zu einer Reise nach Rom französische Pässe erwirkt, sodaß der Amerikaner und seine Frau nicht nur Florenz mit seinen Kunstschätzen, sondern auch die Ewige Roma besehen konnten. Da man aber nur vierzehn Tage Zeit hatte, so hetzte man sich auf der Reise ab. Arabella, die Frau Decatur's, hatte sich erkältet und wurde in Rom sehr elend an einem Fieber, das dort epidemisch herrschte. Der Arzt empfahl Seeluft und rieth zu einem Aufenthalt in Sorrent, wo er die Villa Crilli's, seines Freundes, der ihm selbst solche zur Verfügung gestellt hatte, empfahl, oder vielmehr der kranken Frau seine Rechte daran abtrat. Der Kapitän hatte sein Schiff an die toscanisch-römische Grenze beschieden, man eilte, das Meer zu erreichen, und schiffte sich in Porto de Stefano ein. Decatur brachte seine Frau nach Sorrent in die Villa Crilli, da deren Besitzer in Neapel viel zu eifrig mit Politik beschäftigt war, als daß er an eine Villeggiatur hätte denken können.

Das Ionische wie das Adriatische Meer, geschützt von der vereinigten türkisch-adriatischen Flotte, war damals, nach der Schlacht von Abukir, frei von fran-

zösischen Piraten. Decatur hatte in Triest und den Jonischen Inseln Ladungen abzugeben, er fuhr dahin ab und wollte nach zweimonatlicher Abwesenheit zurückkehren. Seine Frau und seinen Sohn ließ er unter dem Schutze zweier Haussklaven, die er zur Bedienung mitgenommen, treuer, anhänglicher Seelen, die schon vor der Geburt seiner Frau in deren Familie gewesen waren.

Arabella erwartete Ende Januar bis Mitte Februar die Rückkehr ihres Gemahls. Sie sehnte sich nach Hause, sie fühlte sich zu einsam hier. Der Zufall, welcher sie die Bekanntschaft in Hackert's Villa machen ließ, verscheuchte diese Sehnsucht und gab ihr die geistige Freudigkeit zurück, deren sie bis dahin entbehrt hatte. Denn da sie nur englisch sprach, die Dienerschaft in Crilli's Villa nur italienisch, so hatte sie über zwei Monate nur mit ihrem Bob und mit den beiden Schwarzen sprechen können. Den Bewohnern der Hackert'schen Villa war es gleichfalls lieb, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, da dieselbe Aussicht auf sichere Schiffsgelegenheit und angenehme Reisegesellschaft bot.

Das amerikanische Schiff blieb aber länger aus, als man erwartet hatte. Hellung rüstete indeß alles zu seiner Abreise, er brachte das fertige Bild von der

Villa Crilli, das seiner Braut bestimmt war, nach Neapel, und da seine Freunde, die Pythagoräer und andere Geheimbündler, damals die Herrschaft in der Parthenopeischen Republik innehatten, war es ihm leicht, sich neben seinem englischen auch noch einen französischen Paß zu verschaffen auf den Namen Bontemps, Citoyen de Paris; es war das eine Vorsicht französischer Piraten wegen.

Als so alles vorbereitet war, steigerte sich die Ungeduld nach Ankunft des Amerikaners auf beiden Villen von Tag zu Tag, denn es fing an auch in diesen friedlichen Thälern unruhig zu werden.

Cardinal Ruffo, Generalvicar des Reichs, brachte die Calabresen zum Aufstande; das Kreuz in der einen Hand, das Schwert in der andern, kündigte er einen neuen Kreuzzug an gegen die Ungläubigen, die Franzosen und ihre Anhänger, und bildete ein sogenanntes Christenheer aus Banditen und abergläubischen Landleuten, mit denen er in die Ebene zog und Neapel zu belagern drohte. Alles räuberische Volk, an dem es im Reiche Neapel, dank der Fürsorge der Mönche und Pfaffen aller Art sowie der bourbonisch-spanischen Dynasten, niemals gefehlt hat, ließ sich eine so gute Gelegenheit, das Räuberhandwerk unter dem Titel der Legitimität, des Patriotismus und der Religion zu

betreiben, nicht entgehen. Die Oper „Fra Diavolo", die jedermann kennt, spielt in jenen Zeiten. Auch in dem Piano von Sorrent ließen sich Räuberbanden, wenn auch nur nächtlich, sehen und beunruhigten namentlich alle von Engländern, Franzosen, Deutschen bewohnten Villen, sodaß man schon auf der Villa Hackert sowol als der Villa Crilli bewaffnete junge Leute von den Marinari, die durch Filippo geworben waren, wachen ließ. Von beiden Villen beobachtete man den Meerbusen, ob sich nicht ein Schiff, das dem Decatur's ähnlich sähe, auf der See zeige.

So ging der prächtige Frühlingsmonat Februar und Anfang März in Angst und Sorgen vorüber, in Sorgen namentlich für Olga, die täglich mehr ein zweites Leben in sich erwachen fühlte.

Endlich, beinahe Ende März, sah man ein Schiff in den Golf von Sorrent steuern, das Arabella sofort für das ihres Gemahls erkannte und zu dessen Begrüßung sie auf der Villa Crilli das amerikanische Sternenbanner an der hoch am Dache befestigten Stange wehen ließ. Es war das eine Verabredung. Man hatte sehr bald auf dem Amerikaner die Flagge, nach welcher der Kapitän ausgelugt hatte, bemerkt, und es erfolgten Salutschüsse vom Schiffe aus. Nun wurde alles in Bewegung gesetzt, um Gepäck und Menschen

hinab nach der Stadt und dem Meeresstrande zu schaffen. Filippo und seine Kameraden, die treuen Wächter, reich belohnt, und Ochsen- und Eseltreiber thaten das Ihrige. Als man am Strande ankam, wurde die Situation noch erfreulicher. Eine englische Fregatte kreuzte vor dem Golfe, man war also vor französischen Ueberfällen sicher.

Der Abschied von dem Paradiese, das man verließ, war nicht so schmerzlich, als er zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, denn die Angst der letzten Tage war groß gewesen, da eine nur eine Stunde nach Meta zu belegene Villa, von der kranken Familie eines französischen Offiziers bewohnt, ausgeraubt und sämmtliche Franzosen, meist Frauen und Kinder, getödtet waren.

Decatur nahm selbstverständlich Mr. Bott nebst der hochschwangern Gattin und Gesellschafterin, die ihrem Sohne das Leben gerettet, zuvorkommend auf. Nachdem er alles, was geschehen, in allen Einzelheiten erfahren, war es indeß Nero, welcher auf dem Schiffe das meiste Ansehen nach dem Kapitän selbst genoß. Gehätschelt von Bob, geliebkost von Arabella, beinahe vergöttert von den beiden Schwarzen, die aus der Schiffsküche stahlen, was sie konnten, es dem Lieblinge zu bringen, geliebt auch von allen Matrosen, die ihrem

Kapitän und dem vierjährigen jungen Republikaner zugethan waren, hatte Nero ein Hundeleben, glücklicher wahrscheinlich, als es sein kaiserlicher Namensvetter einst in Rom, Capua, namentlich in Bajä und Capri geführt hatte.

Der Commandant der englischen Fregatte war ein Freund des Kapitäns Decatur, der ihm früher in Amerika das Leben gerettet; er hatte versprochen, das amerikanische Schiff sicher in den Hafen von Palermo zu bringen, ja wenn Nelson es gestatte, bis Minorca oder Gibraltar zu geleiten.

Die wenigen Tage, deren man bei gutem Winde und günstigem Wetter nach Palermo bedurfte, waren für alle auf dem Schiffe Befindlichen höchst selige.

Man nahm in Palermo frisches Wasser und verschiedene Südfrüchte ein. Arabella schrieb ein Danksagungsschreiben an den Arzt in Rom, die Wiedervereinigung hatte mehr gewirkt als Seeluft und schönes Klima. Olga war sehr traurig, daß sie niemand auf der Welt hatte, an den sie schreiben konnte, für Mutter und Schwester war sie todt, wo der Geliebte weilte, wußte sie nicht, sie war voll banger Ahnungen und unbestimmter Befürchtungen vor einem bevorstehenden Unglücke, und weinte an Eleonorens Busen heiße Thränen. Nelson konnte die Fregatte nicht entbehren, er

hatte seine ganze Aufmerksamkeit um diese Zeit nicht dem Feinde gewidmet, sondern er beobachtete mit der Eifersucht eines Engländers das Thun eines Freundes und Bundesgenossen, der Russen nämlich.

„Diese Leute", schrieb er dem Ministerium, „scheinen mir mehr damit beschäftigt, Häfen am Mittelmeere zu gewinnen, als Bonaparte's Armee zu vernichten. Wenn sie sich jemals in Korfu festsetzen, hat die Pforte dort einen argen Dorn im Fuße. Merkt denn der gute Türke diese Gefahr nicht einmal?"

Nelson war von England aus aufgegeben, die Belagerung von Malta so lebhaft wie möglich zu betreiben, denn Paul I. von Rußland hatte als Nachfolger des letzten Großmeisters der Johanniter, Barons von Hompesch, den Titel eines Großmeisters angenommen, und machte neuerdings an diese Insel Ansprüche, welche England indeß nicht anerkannte. Denn als Kaiser Karl V. die Verwaltung der Inseln Goppo und Malta an den Johanniterorden abtrat, geschah dies unter der Bedingung, daß die Inseln in demselben Augenblicke, wo der Orden aus irgendeinem Grunde aufgehoben werde, an die Krone und den König von Sicilien, als ihren frühern Lehnsherrn, zurückfallen sollten.

So erklärte denn Nelson König Ferdinand IV. für den rechtmäßigen Herrscher und befahl, die neapoli=

tanische Fahne da aufzupflanzen, wo die Engländer die Franzosen vertrieben. König Ferdinand war davon sehr wenig erbaut, was nützte ihm, dessen Flotte erst durch die Engländer verbrannt war, die Festung auf dem kahlen Felsen?

Sie legte ihm nur die Last auf, dieselbe, wenn sie den Franzosen abgenommen, zu besetzen. Der russische Gesandte kannte die Abneigung gegen das aufgedrungene Geschenk; er veranlaßte den Kaiser, Lady Emma zum Ritter des Malteserordens zu ernennen, um so durch sie auf Nelson einzuwirken. Allein Nelson blieb diesmal gegen die Bitten und Schmeicheleien der Geliebten standhaft. „Ich hasse die Russen", sagte er seiner Emma, „ihre Plane sind weitgreifend, Malta ist der Schlüssel zum Schwarzen Meere und ihren Zukunftsidealen, zur Eroberung Konstantinopels behufs ihres Vordringens nach Indien. Will König Ferdinand Malta nicht, so mag er es an England abtreten, eine russische Fahne wird dort mit meinem Willen nie aufgepflanzt."

Und als Emma schon zu schmollen anfing, zog er einen kostbaren Diamantring, ein Geschenk der Königin, vom Finger, steckte ihn an den Finger der Kleopatra und sagte: „Sei klug, Kind, es muß so sein, der König hat deinem Gemahl schon versprochen, ohne die Ein-

willigung Englands die Inseln an niemand abzutreten. Die Wiedereroberung Neapels wird ein würdiger Kaufpreis sein, und für dich, mein Kind, fällt dann der Schmuck, der zu diesem Ringe gehört und jetzt noch im Besitze der Königin ist, ab. Verbirg den Ring bis dahin." Lady Emma Hamilton war solchen mit Thaten begleiteten Worten zugänglich.

So wurden die Geschicke Hannovers in weiter Ferne von politischen Gedanken und politischen Weltcombinationen im Kopfe eines Engländers und seiner Maitresse bestimmt, denn wir haben gesehen, daß die Besetzung Hannovers Folge der Nichterfüllung des Friedens von Amiens, der Nichtherausgabe Maltas war.

Decatur fuhr in Begleitung der englischen Fregatte nur bis Marsala, wo jene östlich, er selbst westlich weiter segelte. Der Wind war ungünstiger geworden, man mußte laviren und der Nordküste von Afrika sich näher halten, als es dem Kapitän lieb war. Indeß hatte man die Höhe von Sardinien passirt und war der Höhe von Minorca nahe, als man ein verdächtiges Segel bemerkte. Das Schiff, dem Anscheine nach eine große Schebecke, näherte sich mit einer kleinen Brise von Nordwesten, welche dem Amerikaner gerade entgegenstand. Eine Umkehr war nicht möglich, Marsala war der nächste Hafen, wo man Sicherheit finden konnte,

denn alle englischen Schiffe lagen entweder in Palermo, oder in Syrakus, oder waren bei der Belagerung Maltas beschäftigt. Als das Segel näher kam, glaubte Decatur, der es durch gute Gläser beobachtete, dasselbe als ein afrikanisches Kauffahrteischiff betrachten zu müssen, es zeigten sich nirgends Kanonenluken, nur auf dem Verdeck bemerkte man zwei sehr lange Kanonen. Diese pflegte aber mindestens jedes Handelsschiff damals zu führen. Man hatte selbst neun Carronaden, einundzwanzig Mann Matrosen, den Steuermann, Kapitän und Mr. Bott, wie er in die Schiffslisten eingetragen war. Decatur ließ indeß alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, er schickte die Damen, den Sohn, die beiden Schwarzen nebst dem Hunde Nero in seine eigene Kajüte, ließ Waffen vertheilen, die Carronaden laden, und machte auf dem Verdeck alles zum Kampfe bereit. Die ohnehin schlaff herabhängenden Segel wurden eingerefft bis auf den großen Mars, und in ängstlicher Spannung harrte man der Annäherung des fremden Segels. Decatur hatte das Sternenbanner aufgezogen, das von Westen kommende Schiff zeigte keine Flagge, man sah darauf keine Bewegung und hielt es für ein Handelsschiff. Als man auf Kanonenschußweite sich genähert hatte, öffnete das feindliche Schiff auf seiner Breitseite plötzlich neun

Kanonenluken, der Halbmond wurde aufgezogen, und das Verdeck des Schiffes begann plötzlich von Schwarzen und von Turbanen zu wimmeln.

Der Amerikaner war von einer an Geschütz und Menschen überlegenen Macht angegriffen. Die beiden langen Kanonen auf dem Verdeck des Korsaren begannen das Feuer. Decatur ließ den Briggschoner des Ungläubigen, als welcher er sich jetzt in der Nähe herausstellte, noch etwas näher kommen, bis er das Verdeck mit seinen Kanonen bestrich und arge Verwüstung unter den Schwarzen anrichtete. Allein die Türken ließen sich nicht irremachen, sie drangen auf den Amerikaner ein, bald fielen die Enterhaken in das Schiff, und der Anführer der Korsaren sprang, ein Pistol in der einen Hand, ein Enterbeil in der andern, auf den Amerikaner. Decatur stellte sich ihm gegenüber, erhielt aber, als er im Begriffe stand, dem Korsaren das Haupt zu spalten, einen Schuß in die Brust, der ihn kampfunfähig machte. Der Maler schoß den zweiten Türken, der in das Schiff sprang, nieder und griff zur Pike, um den nächstüberspringenden zu spießen. Allein schon wimmelte es auf dem Amerikaner von Schwarzen. Im Einzelkampfe wurden die Amerikaner bald besiegt, auch Hellung erhielt eine scharfe Hiebwunde in die linke Schulter von einem sarazenischen Degen.

Während oben auf dem Verdeck so der Kampf wüthete, hatte sich einer der Korsaren zu der Kajüte des Kapitäns geschlichen, um dort zu rauben. Hier hatte sich indeß eine andere Scene begeben. Olga war von einer Frühgeburt überrascht, allein sie hatte leicht und schnell ein lebendiges Mädchen geboren. Die Gattin des Kapitäns und die Engländerin waren um die Gebärende beschäftigt, Cäsar hatte sich, Bob auf dem Schose haltend, in einen Winkel verkrochen; seine Frau lief geschäftig ab und zu, um dieses und jenes zu holen, so war die Thür zu der Kajüte offen geblieben; aber vor ihr lag Nero, der, als ob er verstände, was über ihm vorginge, mit funkelnden Augen die Thür bewachte.

Als nun der diebische Mohr eintrat, sprang er ihm mit solcher Wuth nach dem Halse, daß dieser sofort zu Boden sank und seinen Säbel fallen ließ. Kaum sah dies Cäsar, als sein Muth erwachte; er setzte Bob zu Boden, sprang auf den Sarazenen zu und gab ihm mit dem eigenen Dolche den Tod.

Da trat der Anführer der Türken in die Kajüte, der Anblick der in Ohnmacht gesunkenen Olga, des nackten, eben geborenen Kindes, der Leiche, auf der Nero als seiner Beute ruhte, erschütterte sein rauhes Herz. Er befahl, das Frauen- und Dienstpersonal in des Kapitäns Kajüte nebst dem Hunde ungestört zu lassen und

nur die Leiche des Mohren zu entfernen. Das war leichter gesagt als gethan; denn Nero wollte nicht von seiner Beute lassen, nicht dulden, daß die Leiche des Türken unter seinen eingeklammerten Krallen hinweggezogen würde.

Sein Herr, dem er unbedingt gehorchte, war gefangen und auf das Korsarenschiff gebracht, Olga, der er gleichfalls gehorchte, lag im bewußtlosen Zustande, endlich war es Bob, der ihn zu sich lockte. Der kluge Hund schien zu begreifen, daß es seine Pflicht sei, den Knaben, dem er das Leben gerettet, auch zu schützen.

---

# Elftes Kapitel.

## Untergang des Kurfürstenthums Hannover.

Berlepsch hatte auf dem Rastadter Congreß vergeblich seine Sache gegen den Kurfürsten von Hannover zu verfechten gesucht. Es war dort statt zum Frieden, zu neuen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich gekommen, welche durch die von österreichischen Husaren geschehene Ermordung der französischen Gesandten nur noch erweitert wurden. Ehe aber das besiegte Oesterreich den Frieden von Luneville geschlossen hatte, mußte Hannover zum ersten mal die mit seiner geographischen Lage verbundenen Unzuträglichkeiten tragen. Obgleich Georg III., als Kurfürst von Hannover, an dem Friedensschlusse von Basel nicht theilgenommen, wurde doch eine Form gefunden, dem Frieden „zu acquiesciren", und nun stand Hannover von der Zeit an unter Preußens Schutz. Ein geheimer Vertrag des Baseler Friedens, der England gewiß nicht unbekannt war, verpflichtete aber Preußen, Han=

nover zu besetzen, wenn dieses die Sperrung der Elbe und Weser nicht ins Werk setze.

Konnte aber der Kurfürst von Hannover sich als König von England die Mündungen seiner Flüsse verschließen?

Rechtlich war Georg III. daran nicht gehindert, denn die Engländer hatten, als die hannoverischen Stuarts-Welfen den englischen Thron bestiegen, ausdrücklich jegliche Gemeinschaft mit Hannover abgelehnt; allein englisches Handelsinteresse überwog zu gegentheiligen Handlungen.

Nun war der junge König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit Kaiser Paul von Rußland jenes Bündniß eingegangen, um das wahre Wort: „Frei Schiff, frei Gut", wieder zur Geltung zu bringen. Er besetzte im April 1801 Hannover, nachdem er am 30. März 1801 erklärt hatte: „daß er das Kurfürstenthum in Besitz nehme, um die Mündungen der Elbe, Weser, Ems zu schließen, weil England sich Bedrückung des neutralen Handels und der Schiffahrt erlaube."

Inzwischen hatte man von der russischen Charte, dem Meuchelmorde gegen den Tyrannen Paul, Anwendung gemacht. Alexander I. hatte den russischen Thron bestiegen, der nordische Bund fiel, England selbst zeigte sich zum Frieden geneigt, und noch ehe das neue

Jahr eintrat, und der Frieden von Amiens folgte, hatte Preußen seine 24000 Mann aus Hannover gezogen, und Hannover war wieder seiner Adelsherrschaft überlassen. Es hatte diese Besetzung Hannover täglich 6000 Thaler gekostet, die eigentlich England dem Lande hätte ersetzen müssen; allein man war nur erbittert gegen Preußen, Publicus kannte die geheimen Artikel des Baseler Friedens noch nicht und wußte nicht, daß Preußen von dem Ersten Consul gezwungen war, Hannover zu besetzen.

Warum eigentlich England die Bedingungen des Friedens von Amiens nicht erfüllte, das war eine Frage der orientalischen Politik, auf die wir in unserer Erzählung zurückkommen. Schon im Herbst waren die Beziehungen zwischen Frankreich und England erkaltet, und Bonaparte hatte dem französischen Gesandten Otto in London durch Talleyrand schreiben lassen: „Im Augenblick einer Kriegserklärung würde England blokirt, die Küsten von Hannover, Holland, Portugal, Italien bis Tarent von französischen Truppen besetzt sein.“

Es war in Hannover, es war in England nicht unbekannt, daß schon das Directorium Georg III. in Hannover zu schädigen beabsichtigt hatte. Die Stimmung hatte sich zwischen England und Frankreich im

Frühjahr 1803 immer mehr erbittert. Duroc, im März nach Berlin entsendet, hatte dort kein Hehl daraus gehabt, daß im Fall eines Krieges Hannover besetzt werden müsse. So ungern Preußen eine solche Besetzung Hannovers seiner eigenen zerstückelten Besitzungen wegen sah, so wenig dachte man in Hannover und London daran, preußische Hülfe in Anspruch zu nehmen.

In Hannover, der Quasiresidenz, sagte man an allen öffentlichen Orten: „Lieber Franzosen als Preußen", und Georg III. hatte Graf Münster, der wegen Austausch Hildesheims von den Preußen nach Petersburg geschickt war, ausdrücklich Auftrag geben lassen, dem Mistrauen, das man in der deutschen Kanzlei in London gegen Preußen hegte, Ausdruck zu verleihen und zu verhindern, daß Preußen unter dem Vorwande, die Occupation durch die Franzosen zu hindern, das Land abermals besetze.

Während man so im Anfang April in der Stadt Hannover Grund und Ursache hatte, sich um ernste Dinge zu kümmern, beschäftigte man sich wochenlang mit Lappalien. Am 4. April war die „Jungfrau von Orleans" im Opernhause zu Hannover zum ersten mal gegeben. Acht Tage sprach man am Hofe, in den Salons des zweiten und dritten Ranges, bei den

Paraden, in den Gerichtsstuben, in Wein- und Kaffeeschenken von nichts als „von dem trefflichen Stücke, der gediegenen Aufführung" — werden die Leser denken, nein, von einem unerhörten Verbrechen, welches bei der Darstellung geschehen war, einem Verbrechen, das zwar nicht durch die Peinliche Halsgerichtsordnung des Kaisers Karl V., dem in Hannover geltenden Strafgesetzbuche, verpönt war, das aber so sehr gegen alles, was in Hannover Sitte und Anstand heischte, verstieß, daß man kaum die richtige Bezeichnung dafür fand.

Man denke auch, die Frau des frühern Judenschulmeisters, jetzt durch Rudloff's Gnaden Commissionsraths Crelinger hatte die Frechheit gehabt, in den ersten Logenrang zu gehen und sich in der Loge niederzulassen, wo die Gräfin von Wildhausen Excellenz und Comteß Heloise saßen. Frau Crelinger war in der Loge erschienen, nachdem der Vorhang schon aufgezogen war. Sie hatte nicht ohne Grund gerade diese Loge gewählt. Dieser Grund nöthigt uns zu einem kurzen Rückblicke auf Neapel.

Es waren jetzt drei Jahre vergangen, da hatte die Gräfin durch die englische Gesandtschaft in London einen Brief ihres Schwiegersohns bekommen, der ihr die Trauerkunde meldete, seine Gemahlin sei auf einer Spazierfahrt nach Capri, die sie in Begleitung Eleo-

norens und eines deutschen Malers, Hellung, unternommen, verunglückt; die Felucke, Schiffer und Insassen derselben seien niemals wiedergesehen.

Der Graf hatte sich über den Verlust Olga's leicht zu trösten gewußt, suchte ihn doch Lady Emma, soweit die Eifersucht Nelson's dies gestattete, und selbst deren königliche Betschwester zu trösten. Er spielte bei allen Festen, die man zu Ehren der Wiedereroberung Neapels in Palermo feierte, als Mann etwa dieselbe Rolle, die Lady Emma als Frau dabei spielte, nur daß sie außerdem in der Regel die Kosten der Erfindung trug. Wenigstens hatte das eine Arrangement, welches bei der großen Maskerade am 3. September 1799 in den königlichen Gärten zu Palermo Schlottheim angeordnet, der Tempel des Ruhmes mit den Wachsstatuetten Nelson's, Hamilton's und Emma's, den Beifall der letztern nicht. Sie, die in der Lebensgröße als Venus in carrarischem Marmor in den Gemächern des Königs stand, hier im Tempel des Ruhmes in Wachs mit sammtenen und seidenen Flittern? Welche Geschmacklosigkeit! Nelson, statt auf dem Meere seine Schuldigkeit zu thun, lag in den Myrtenhainen Palermos als zweiter Rinaldo in Armida's Armen. Was kümmerte Nelson die Hungersnoth und der Mangel an allem, mit dem Troubridge um Neujahr

des neuen Jahrhunderts in Malta kämpfte? Während in Neapel und Malta Tausende an Hunger starben, feierte man in Palermo die Meerfahrt der Kleopatra. Auf einem zwölfruderigen Boote fuhr Nelson mit seiner Kleopatra-Emma in das Meer, und Tausende von Booten folgten. Man besuchte zuerst den von Tomas Louis commandirten Minotaurus und nahm hier ein Frühstück ein; dann fuhr man zu dem größten Kriegsschiffe, das Se. Majestät der König Georg III. im Mittelländischen Meere hatte, dem Foudroyant.

Dort waren alle Kanonen beiseitegeräumt, um Platz für Tische, die unter den Massen von Früchten, Chocolade, Austern, Eis und Wein zu brechen drohten, zu gewinnen.

Nachts wurden Orgien gefeiert, an denen auch die Königin Karoline zuweilen theilnahm, dann hohe Hazardspiele gespielt, bei denen Schlottheim Bank auflegte und seinen Beutel füllte.

In England glaubte man dem Dinge ein Ende machen zu müssen. Hamilton wurde zurückgerufen, der Attaché Schlottheim erhielt seine Entlassung. Als Hamilton's Nachfolger, Paget, in Sicilien angekommen war, fuhr die bisherige englische Gesandtschaft nach Livorno. Die Königin wollte die ihr lieb gewordene Gesellschaft nicht so bald verlassen, sie entschloß sich zu

einem Besuche in Wien. Sie, Nelson, Lord Hamilton, Emma, die kürzlich von Paul von Rußland zum Ritter des Malteserordens geschlagen war, und der Witwer Graf Otto von Schlottheim, reisten über Florenz nach Ancona und schifften sich dann auf einer russischen Fregatte nach Triest ein.

Wie man auf dieser Reise lebte, kann man etwa schließen aus dem, was wir von der Fortsetzung dieser Reise, ohne die Königin und Schlottheim, die in Wien zurückblieben, aus dem Tagebuche der Mutter des Dechanten von Westminster kennen. Die Königin Karoline hatte Schlottheim eine Stelle am Hofe zu Wien versprochen, konnte aber ihr Versprechen nicht halten, weil Schlottheim Protestant war und nicht convertiren wollte. Derselbe machte in Wien aber die Bekanntschaft der Baronesse Flora von F., der um einige Jahre älter gewordenen Freundin Huger's und Bollmann's, und der Finanzbaron hielt den norddeutschen Grafen für eine so werthvolle Acquisition für seine älteste Tochter, die trotz aller Liebebedürftigkeit noch keinen Mann gefunden, daß er über den zweiten Sohn hinwegsah und seine Einwilligung zur Verheirathung gab.

Diese hatte nun letzterer seiner Schwiegermutter in Hannover vor kurzem angezeigt und sie zugleich benachrichtigt, daß er wegen des Restes des ihm nach

den Ehepacten zukommenden Brautschatzes der Verstorbenen einen Wechsel von 5000 Thalern Gold, nach Sicht zahlbar, auf die Gräfin gezogen habe. Der Wechsel war der Gräfin am Tage vor der obenerwähnten Aufführung vom Herrn Commissionsrath Crelinger präsentirt. Die Gräfin hatte zwar acceptirt, sich jedoch zur Zahlung Frist auf einen Monat ausbedungen, bis wohin die Ostergefälle und Meierabgaben eingegangen sein würden. Herr Crelinger hatte diese Frist mit dem verbindlichsten Danke gewährt, indeß nicht umhin gekonnt, in seinem Hause bei Tisch davon zu erzählen. Darauf hatte die Madame Crelinger den Plan gebaut, einen Anfang zu machen, der Welt zu zeigen, daß sie Geld hätte. Sie calculirte: die Gräfin ist meinem Manne Verbindlichkeiten schuldig, sie wird ein Auge zudrücken, wenn ich mich auf die zweite Bank ihrer Loge setze, da werde ich aber vom Parket und den gegenüberliegenden Logen aus besser gesehen als ganz vorn, denn der Schein des Kronleuchters fällt mehr dahin.

Als Frau Crelinger mit Geräusch in die Loge trat, während unten auf der Bühne Johanna mit Pathos declamirte: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften", sah die Gräfin die ihr unbekannte Jüdin mit einer Miene an, die andeutete, sie habe sich wol geirrt

in den Rängen. Allein als Frau Commissionsrath sich ungenirt des kostbaren Zobelmuffs entledigte, einen großen Operngucker aus demselben herauszog und es sich bequem machte, da erhob sich um Melusinens noch immer schöne Nase ein Muskelspiel, das von allen Gläsern aus den übrigen Logen, Parterre und Parket, die auf sie gerichtet waren, beobachtet wurde, und dessen Bedeutung nicht zu verkennen war. Kaum war der Vorhang nach dem Prolog gefallen, als die Gräfin sich geräuschvoll erhob und mit Heloise die Loge verließ, um auf der andern Seite des Theaters bei einer Freundin Platz zu nehmen. Als sie dort erschien, wurde sie von den adelichen Offizieren im Parket applaudirt.

Der hannoverische Adel sah dazumal noch den ersten Logenrang als ein ihm ausschließlich zustehendes hochheiliges Depot an. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: „Im alten Rom konnte es keine größere Consternation erregen, wenn etwa die Keuschheit einer Vestalin profanirt worden war, als in Hannover, wenn ein Bürgerlicher sich im Schauspielhause au premier ordre hatte erblicken lassen."

Als die Gräfin zu Hause angekommen war, schrieb sie sofort an ihren Rentmeister. Sie hatte von der Freundin im Theater noch erfahren, daß „die freche

Person" Frau Crelinger sei, und sie befahl nun dem Rentmeister, à tout prix 5000 Thaler Gold mit der nächsten Post zu senden. Sie wollte den Wechsel nicht einen Tag länger in den Händen des Commissionsraths wissen.

Hannover hatte acht Tage etwas zu klatschen und im Geheimrathscollegium sogar mußte der Geheime Cabinetsrath Rudloff, der Generalsecretär des gesammten Ministeriums, wie wir heute sagen würden, von einer Excellenz ungewohnten Tadel hören, daß er den Mann einer solchen Frau zu dem Titel Commissionsrath empfohlen habe.

Rudloff fragte die Excellenz, ob er das Monitum zu Protokoll schreiben solle? und fuhr dann fort: „Dennoch werden wir nicht umhin können, dem Manne gerade jetzt den Titel Finanzrath zu geben. Nach der königlichen Botschaft an beide Häuser des Parlaments vom 8. März, welche die Nation unter Hinweisung auf Rüstungen in den französischen Häfen zu umfassender Beihülfe kräftiger Gegenmaßregeln auffordert, und der einstimmigen Zustimmung des Unter= wie des Oberhauses ist der Krieg, wenn auch nicht unvermeidlich, doch mehr als wahrscheinlich, und da Wallmoden auf Zusammenziehung der Truppen und Einberufung der Beurlaubten drängt, so müssen wir Lieferungs=

contracte abschließen. Nach Rücksprache mit Heise ist Crelinger der einzige Mann, mit dem wir abschließen können, er verlangt aber eben Genugthuung für den vom Parket seiner Frau angethanen Schimpf."

Excellenz Graf Kielmannsegge räusperte sich; sein Sohn, der Kapitän, hatte sich zu Hause gerühmt, er sei es gewesen, der die That der Gräfin Melusine, ebenso groß als die der Jungfrau von Orleans, zu applaudiren angefangen. Excellenz hielt sich deshalb verpflichtet, etwas ungewohnte Opposition gegen die Vorschläge des Leiters aller Dinge zu machen, und glaubte diese sogar mit einer Spitze versehen zu können.

„Herr Abt", begann er. Rudloff fühlte die Spitze und wurde roth. Um dem beständig in finanziellen Schwierigkeiten befindlichen Geheimen Cabinetsrathe eine Subvention zukommen zu lassen, hatte man ihn nicht nur zum Archivarius, sondern auch zum Abt von Bursfelde, einem säcularisirten Stifte in der Nähe von Münden an der Weser, gemacht. Die Anrede sollte daher den Mächtigen daran erinnern, daß der Kammerpräsident noch mächtiger sei.

„Excellenz befehlen", fuhr Rudloff auf, legte die Feder, mit der er das Protokoll über die Geheimrathssitzungen führte, beiseite und sah den Grafen groß an.

„Herr Geheimer Cabinetsrath", lenkte dieser ein,

„wissen doch, daß der englische Gesandte Jackson in Berlin sich gegen Graf Schlottheim vertraulich dahin geäußert hat: er schmeichle sich noch immer, daß das französische Gouvernement vernünftigen Vorstellungen Gehör geben werde, um die obwaltende Discussion auf freundschaftliche Weise beizulegen, und daß College Lenthe uns aus London geschrieben, die Minister glaubten nicht an Krieg, die königliche Botschaft und die Beschlüsse des Parlaments seien mehr Demonstration, den ersten Consul einzuschüchtern.

„Auch werden der Herr Geheime Cabinetsrath sich noch des Inhalts der Depesche des Reichskanzlers Woronzow in Petersburg an den russischen Gesandten Grafen Mankow in Paris erinnern, aus der erhellt, daß der Kaiser Alexander den Willen hat, die Ruhe in Europa wiederherzustellen und zu erhalten, und daß der Bruder des Kanzlers in London unsern Collegen Lenthe versichert hat, das nördliche Deutschland habe nichts zu besorgen, weil der Kaiser nicht zugeben werde, daß dessen Ruhe durch Frankreich oder Preußen gestört werde."

„Ich weiß, Excellenz, ich weiß aber auch, daß Talleyrand am 12. März an Lord Whitworth eine Note gerichtet hat, daß, sobald Rüstungen in England statt=

fänden, der Erste Consul ein Lager an der hannoverischen Grenze bilden würde, und ich weiß, daß Duroc seit dem 20. vorigen Monats nicht umsonst in Berlin ist, sondern Preußen vorbereiten soll auf die Besetzung Hannovers durch Frankreich."

„Meine Herren", hub Claus von der Decken, Staats- und Cabinetsminister, an, „lassen wir das Streiten, warten wir das Collegialschreiben aus London ab, das unterwegs sein muß. Herr Geheimer Cabinetsrath wird uns zeitig avertiren, wenn es angekommen, und das Cabinet zusammenberufen. Excellenz von der Wense hat das Präsidium des Oberappellationsgerichts dem Vicepräsidenten übertragen und in dieser schweren Zeit seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen, wir können also täglich zusammenberufen werden. Heben wir für heute die Sitzung auf."

Kein Vorschlag war im Geheimen-Raths-Collegium zu allen Zeiten lieber gehört und angenommen als der, die Sitzung zu schließen. So auch heute.

Das erwartete Schreiben kam erst am 19. April, es hatte zur Reise von London nach Hannover elf Tage gebraucht. Es war eine königliche Anweisung an die Minister, daß bei der unverkennbaren Gefahr für das Land die jetzige Exercirzeit benutzt werde, die Beurlaubten einzuberufen und die Anstalten zu

einem Uebungslager zu treffen, um ohne Aufsehen die Regimenter zusammenzuziehen und wenigstens den Fall zu vermeiden, daß die zerstreuten Garnisonen plötzlich abgeschnitten werden könnten.

Uebrigens war auch hier im Eingange auf die Hülfe Rußlands, das um die Sicherheit des Kurfürstenthums angegangen sei, Gewicht gelegt.

Ein gleiches Rescript empfing der Feldmarschall Graf von Wallmoden-Gimborn, es enthielt indeß noch den Zusatz: „Man muß sich vor jetzt lediglich auf diese Vorsichtsmaßregeln beschränken.“ Wallmoden war ein unehelicher Sohn Georg's II., also Bastardoheim Georg's III., achtundsechzig Jahre, kein Militärtechniker. Er war Gesandter in Wien gewesen, dann Oberstallmeister, dann hatte er als Vormund die Grafschaft Bückeburg verwaltet, aber er hatte in den Feldzügen von 1793 und 1794 Proben von persönlicher Tapferkeit und Führertalent gegeben, und er selbst glaubte in seinem Stabe ein eminentes Talent, den Obersten von Löw, als Chef zu haben, während alle Militärs von Kenntniß diesen Mann für einen dummen Esel erklärten. Es war die Stimmung im Militär gegen Löw im Jahre 1803 etwa eine ähnliche wie die gegen den Tschirschnitz im Jahre 1866. Aber Wallmoden war rührig, er hatte das Herz auf

dem rechten Flecke und ging von dem Grundsatze aus, den er gegen den König selbst aussprach: „daß einem Feinde gegenüber, der sich alles erlaubte, der Furchtsame und Wehrlose immer am meisten unter die Füße getreten werde.“

An Wallmoden lag es nicht, wenn die Mobilisirung nicht energischer betrieben wurde. Es fehlte an allem, zum Theil ohne Schuld der Kriegsverwaltung, denn bei der preußischen Occupation von 1801 hatte das hannoverische Heer demobilisirt werden müssen, und die Pferde waren verkauft. Das Cabinetsministerium zögerte, denn es wiegte sich noch immer in der Hoffnung, daß es nicht zum Kriege komme, oder daß Rußland zu Gunsten Hannovers interveniren würde.

Herr Rudloff war jetzt auf die Seite des Ministerpräsidenten getreten und schrieb dem Feldmarschall im Auftrage des Cabinets: „daß man zur Zeit vermeiden müsse, was Ombrage und Aufsehen erwecken könnte, und dadurch etwas zu attiriren vermögend wäre.“

Dagegen war Herrn Crelinger der Titel Finanzrath verliehen. Ob das dem „kleinen hannoverischen Kaunitz“ ein goldenes Extradouceur brachte, verschweigt die Geschichte.

Wallmoden nun hielt es wegen der Theuerung der Lebensmittel für zweckmäßig, statt Eines Lagers deren

drei in Aussicht zu nehmen, bei Hannover, bei Hameln und an der Elbe.

Die Unentschiedenheit der Minister wurde aber durch die Unentschiedenheit Georg's III. selbst womöglich noch gesteigert. „Der König", schrieb Lenthe, oder ließ durch unsern Freund Best schreiben, „erwarte militärischen Widerstand nur insoweit, als er von Nutzen sein könne, nicht aber, wenn er ohne Hoffnung auf Erfolg unnöthiges Blutvergießen veranlassen, den Feind erbittern und zum härtern Verfahren gegen die Unterthanen reizen würde."

Inzwischen kam der 4. Mai, und nun begann sich eine größere Raschheit in den militärischen Vorbereitungen zu zeigen, die Armirung und Verproviantirung Hamelns wurde angeordnet, statt der verfaulten neue Palissaden angeschafft, Wallbüchsen von Herzberg nach Hameln gesendet, Reit- und Zugpferde angeschafft, sechs Kanonen von der Stadt Hannover erborgt. Die guten Hannoveraner fühlten sich schon dadurch geborgen, daß sie den Sohn Georg's III. in ihrer Mitte hatten. Die Consistorialrathsphantasie verstieg sich durch Consistorialrath Uhle auf der Kanzel zu dem kühnen Vergleiche des Herzogs von Cambridge mit dem Sohne Gottes, der sich selbst zur Erlösung von dem Franzosenübel dahingegeben. „Ja", hatte er mit

höchstem Pathos gesagt: „er ist der Messias, der dem Volke noththut, aber er ist gekommen.“

In Hannover, selbst in Saint-James trog man sich noch immer mit der Hoffnung russischer Hülfe für Hannover, nur daß man jetzt, da nach allen Nachrichten öffentlicher Blätter die Franzosen in Holland an der hannover-bentheimischen Grenze schon Truppen zusammenzuziehen anfingen, doch daran dachte, daß, wenn des Zaren Arm auch mächtig sei und weit reiche, er die Invasion der Franzosen unmittelbar nicht werde hindern können. Zum unmittelbaren Schutze war nur Preußen geneigt, und Preußen hatte sich dazu in England erboten, die Sicherheit Hannovers zu gewährleisten, wenn England der preußischen Flagge die Neutralitätsgrundsätze von 1781 gewähren wolle. Diese Anerbietung hatte aber Rußland gegen Preußen erkaltet, denn wie konnte Preußen für sich allein Handelsvortheile erreichen wollen, die Rußland mit dem ganzen übrigen Norden erst kürzlich aufgegeben des lieben Friedens willen?

Münster's Mission, die anfangs nur auf Beistand Rußlands zu dem Eintauschproject Hannovers in Beziehung auf Hildesheim ging, wurde ausgedehnt, eine Besitzergreifung Hannovers durch die Preußen zu hindern.

Indeß fand Münster die Stimmung in Petersburg nicht so günstig, als der russische Gesandte in London sie geschildert; der Kaiser, obgleich er seiner Erziehung und seiner Individualität nach gern den großmüthigen Beschützer der Schwachen und den uneigennützigen Friedensstifter spielte, wenn die Sache mit Phrasen und Noten abzumachen war, war nur zu bewegen, seine Vermittelung zwischen Frankreich und England anzubieten, höchstens die Garantie für Malta oder die Besetzung desselben anzubieten.

So reiste Graf Münster denn nach Moskau zur Bärenjagd. Einige Bauern des Fürsten D. hatten einige Dutzend Bärennester auf dessen Gütern aufgefunden und diesen Fund in üblicher Weise verkauft, das heißt, sie hatten aufgefunden, wo sich Bären im Schnee vergraben hatten, und sich dafür belohnen lassen vom Gutsinspector des Fürsten.

Während dieser Abwesenheit Münster's kamen den frühern entgegengesetzte Depeschen aus London. Man wünschte jetzt preußischen Schutz für Hannover. Allein als Münster am 26. April nach Petersburg zurückkam, waren die russischen Osterwochen eingetreten und der Kanzler sowol als der Kaiser jedem Geschäfte unzugänglich. Eine Audienz am 10. Mai überzeugte Münster, daß auf eine Unterstützung Alexander's nicht zu rechnen

sei, und in Berlin, wohin sich zu spät das hannoverische Ministerium direct um Schutz gewendet, erklärte der russische Gesandte, eine Besetzung Hannovers durch Preußen werde geradezu gegen den erst eben in Deutschland hergestellten Frieden laufen.

Am 16. Mai hatte das Cabinetsministerium an die Obrigkeiten ein Ausschreiben erlassen, das durch ungeschickte Form im Inlande überall Bedenken, im Auslande Anstoß erregte. Es sollten die waffenfähigen Mannschaften aufgezeichnet und selbige, wie es hieß, feierlichst verpflichtet werden, im eintretenden Nothfalle zur Rettung des Vaterlandes dahin, wohin sie zu solchem Zwecke gefordert würden, sich unweigerlich stellen zu wollen. Die Unwürdigen, welche diesem Befehle nicht gehorsamten, wurden mit Confiscation ihres Vermögens und ihrer künftigen Erbtheile bedroht.

Man deutete dieses Ausschreiben allgemein dahin, daß es auf einen Landsturm abgesehen sei und die waffenfähige Mannschaft sogar vorher beeidigt werden sollte.

Dieses Ausschreiben setzte viel böses Blut, und nicht allein die Obrigkeiten remonstrirten dagegen, auch die Landschaften fühlten sich veranlaßt, Vorstellung gegen solche Maßnahmen zu erheben.

Berlepsch war nicht mehr im Lande Hannover, er

würde seinen Triumph gefeiert haben, denn nun trat das ein, dem er hatte vorbeugen wollen.

Wir sehen bei dem Hofrath Heiliger eine Zahl Anhänger der Berlepsch'schen Auffassung aus dem Ausschusse der kalenberger Landschaft versammelt, die sich in einer Vorberathung über die Lage des Landes ergehen.

„Meine Herren Collegen", sagte Hofrath Heiliger, „wir sind von England und König Georg auf das schändlichste verrathen und verkauft, es scheint, als wenn das englische Ministerium mit aller Gewalt Hannover los sein wolle, obgleich dieses in gar keiner Verbindung zu England steht. Der König ist dem Ministerio gegenüber gänzlich machtlos in dieser Frage, weil Ministerium und Parlament Eins sind. Ich weiß aus den sichersten Quellen, daß das englische Ministerium es gehindert hat, daß bei dem Frieden von Amiens Hannover mindestens formell dem Baseler Frieden, dem es nur acquiescirt, beitrat. Die Minister haben dem Lord Cornwallis ausdrücklich verboten, irgendetwas von deutschen Angelegenheiten in die Verhandlungen zu mischen. Als es dem Erbstatthalter galt, da hatte England Geld, Schiffe und hannoverische Truppen; ja derselbe wurde, als Holland an Frankreich abgetreten, auf deutsche Kosten entschädigt."

„England will uns nicht nur nicht helfen, obgleich

es ja durch seinen Bruch der Bedingungen von Amiens die einzige Schuld am Kriege trägt", sagte Stietenkron, „es kann uns nicht einmal helfen. Es ist ebenso machtlos auf dem Continent als kräftig zur See. In allen Landkriegen hat es allein durch deutsche, namentlich hessische und hannoverische Truppen zu wirken vermocht. Es bleibt uns nur Preußen und Rußland!"

„Ja, aber Rußland ist weit, und die Franzosen sind nahe", sagte Hardenberg, „und in Berlin weiß man nicht, was man will, man hat das Gelüst nach Hannover nicht aufgegeben und sieht vielleicht gar nicht ungern, wenn Frankreich dasselbe in Besitz nimmt, um es so aus zweiter Hand zu erhalten."

„Was können wir aber thun?" frug Heiliger, „was wollen wir morgen im Ausschusse vorschlagen? Ich wüßte einen Ausweg, der kann aber nicht von der Landschaft vorgeschlagen werden, der müßte Georg III. durch die richtige Person insinuirt werden. Allein welches ist die richtige Person? Unser Kaunitz ist viel zu klug und vornehm, als daß er einen Gedanken, und wäre er noch so vortrefflich, der nicht von ihm selbst ausgeht, irgend befürworten oder adoptiren sollte, und die Geheimen Räthe sind salva venia sämmtlich alte Weiber, die nichts thun ohne ihn."

„Heraus mit dem Gedanken!" sagte Advocat Ebeling.

„Nun, ich dächte, er läge so auf der Hand, daß ich mich wundere, wie noch kein gescheiter Mensch darauf gekommen ist. Unser ganzes Unglück beruht darin, daß wir mit England einen und denselben Regenten haben, obwol wir außerdem mit England nicht das mindeste Gemeinsame haben und die Engländer Hannover als unnützen Ballast ansehen, der je eher desto lieber über Bord geworfen werden muß. Wenn unsere Flüsse mit ihren Mündungen in die Nordsee nicht wären, und unsere Soldaten, die ihnen wo nöthig als Söldner dienen, sie hätten den Ballast schon über Bord geworfen. Nun frage ich, wozu hat der liebe Gott König Georg mit einer so großen Reihe Söhne gesegnet?

„Könige von England können sie nicht sämmtlich werden, denn wenn der Prinz von Wales heirathet, und seine Frau auch nur ein Mädchen gebiert, so erbt die Krone in deren Stamm weiter und die Herzoge und Prinzen gehen leer aus, bis auf die Apanagen. Warum trennt sich Georg III. also nicht von dem Kurfürstenthum, das er selbst doch wenig achtet, denn er hat noch nie sein Geburtsland — bitte um Verzeihung, er ist ja in England geboren, wollte sagen «Geburtsland seiner Väter», mit einem Besuche beehrt. Warum stiftet Georg nicht eine Secundogenitur und entsagt zu Gunsten eines seiner jüngern Söhne, sei es der fünfte oder sechste? Ich

sollte glauben, England hätte an vier Prinzen für alle Zeiten genug, denn daß die Welfen unfruchtbar wären, hat noch niemand behaupten können. Sobald der König von England zu Gunsten eines seiner Söhne dem Kurhute entsagt, fällt für Frankreich jeder Grund zu einem Kriege fort, dann steht Hannover im Schutze des Reichsfriedens. Was meinen die Herren Collegen?"

„Der Calcul ist richtig, wenn es dem Ersten Consul überall auf einen Rechtsgrund ankommen könnte", sagte Hardenberg.

„Ja, dann müßte Preußen aber als Schützer der Demarcationslinie eintreten", erwiderte Heiliger, „und dem Kaiser Alexander würde jeder Vorwand, unter welchem er die eigentlich zugesagte Intervention jetzt ablehnt, unter den Füßen weggezogen."

„Die einzige Person, die hier helfen könnte", sagte Stietenkron, „ist hier die Gräfin Melusine von Wildhausen. Ich weiß durch ihre eigene Tochter, daß sie ungemein erbittert auf Rudloff und die ganze Sippschaft ist, weil man dem Juden zu dem Profit der Lieferungsgeschäfte den Titel Finanzrath gegeben hat. Auch fehlt es ihr nicht an Lust zu intriguiren, und alles, was sie hinter dem Rücken des Ministeriums thun kann, wird sie gern thun. Es muß aber nicht nur hinter dem Rücken des Ministeriums, sondern auch der deutschen Kanzlei in London gehandelt

werden, denn mit dem Herrschen und Regieren, das jetzt von hüben und drüben geschieht, ist es vorbei, sobald wir einen selbständigen Kurfürsten haben. Die Gräfin Melusine steht, wie ich weiß, noch leidlich zur Königin wie zu Best. Nun muß die Insinuation entweder durch die Königin selbst oder durch Best in einer Weise geschehen, daß Georg glaubt, es sei sein eigener Gedanke."

„Nun wohl, ich will mit der Gräfin reden", sagte Heiliger, „ich habe einige Beziehungen zu ihr, da ich den Concurs über das Vermögen ihres weiland Ehemannes geleitet habe, ich werde noch heute gehen und Ihnen morgen vor der Sitzung das Resultat der Conferenz mittheilen."

Gräfin Melusine ging mit großem Interesse auf die Sache ein, sie versprach, sofort zu schreiben und die Briefe dem Herzoge von Cambridge, bei dem sie und die Tochter soupirten, zur Besorgung zu übergeben. Sie wollte an die Königin und an Best schreiben. Die Gräfin überlegte bei sich, welchen günstigen Einfluß es auf ihre Stellung in Hannover haben könne, wenn sie diese Umwälzung veranlaßte; sie würde dann wieder Oberwasser bekommen, und der königliche Prinz, welcher Kurfürst würde, müßte ihr sein Leben lang Dank wissen, daß sie den Gedanken der Secundogenitur gehabt. Ihre Gedanken gingen aber weiter. Die Gräfin kannte die drei jüngsten Prinzen ziem-

lich gut, sie sämmtlich hatten längere Zeit in Hannover verweilt. Der älteste, Herzog von Cumberland, war eigenwillig bis zum Eigensinn. Er war schwer zu lenken, er war dem Vater, und der Mutter vorzüglich, kein Liebling, in das englische Parteigetriebe stark verwickelt, bei dem Volke äußerst verhaßt. Den wählte man in London nicht. Der Herzog von Sussex hatte den dummen Streich gemacht, sich mit Augusta Murray zu verheirathen. War diese nun auch ebenbürtiger, als es die d'Olbreuse gewesen, die Großmutter Georg's II., so hatte doch der König die Heirath für null und nichtig erklärt, und es wurde schwer, eine Prinzessin für ihn zur Gemahlin zu finden, und schon die Existenz eines Nachkommen von Augusta hätte zu einem Streite über den Thron führen müssen. Da man weder zu Eduard, Herzog von Kent, noch zu Wilhelm, Herzog zu Clarence, noch viel weniger zu dem zweitältesten, Friedrich von York, heraufgreifen konnte, so blieb nur Adolf, Herzog von Cambridge, übrig, und er war auch der beste, das heißt der leitsamste. Melusine gedachte schon heute Abend ihn selbst vorzubereiten, um ihm gegenüber als Erfinderin des Planes dazustehen.

Die Stadt Hannover bot in dieser Zeit ein Bild der traurigsten Verwirrniß, überall, wohin man kam, wurde raisonnirt und deraisonnirt, wie man damals sich ausdrückte, überall fehlte es aber an Einsicht und Muth.

Die jüdischen Geschäftsleute trugen durch allerlei Gerüchte, die sie auf außerordentlichem Wege erhalten haben wollten, nicht wenig dazu bei, die Gemüther noch mehr zu ängstigen. Jede Stunde wurden neue Gerüchte, neue Ansichten verbreitet. Cohn, der Bankier, verbreitete am Morgen des 22. Mai, er habe eine Depesche aus Amsterdam, wonach Lucian Bonaparte mit Friedensvorschlägen nach London gesendet sei; mittags wußten Meier oder Moses, daß der Krieg förmlich erklärt sei, nachmittags war ein Kurier aus Berlin gekommen mit der Nachricht, Preußen habe in Paris erklären lassen: sobald ein Franzose hannoverischen Boden betrete, würden 50000 Mann Preußen in Hannover einrücken. Am andern Morgen hieß es, die Franzosen seien in Bentheim eingerückt. Dann tauchten wieder Friedensnachrichten auf. Die Rekruten versammelten sich nach und nach, an einigen Orten kam es bei der Aushebung zu Krawallen. Das Ministerium declarirte am 24. Mai das Ausschußschreiben vom 16. dahin, daß es nicht um Landsturm, sondern nur um Aushebung von Rekruten für die wirklichen Regimenter zu thun sei.

Wenn der Bediente des hannoverischen Kaunitz mit dem Kasten von einem Geheimrathe zum andern lief, um eine Sitzung des Geheimrathscollegiums anzusagen, dann wurde er auf der Straße von Neugierigen umdrängt,

welche wissen wollten, welche Nachrichten Kriegsrath von Ompteda aus Berlin geschickt habe, oder ob Kaunitz ein freundliches oder finsteres Gesicht mache. Die Silberkammer werde eingepackt und nach Stade geschickt, hieß es, eine Menge Adelicher wurde täglich genannt, die bei Nacht eingepackt hätten und davongefahren wären. Auch Melusine war mit Heloise nach Heustedt abgereist. Gewißheit, daß der Krieg verkündet, die Franzosen in Hannover eingerückt seien, erhielt man erst am 26. Mai. Aber nicht das Ministerium erhielt die erste Nachricht, sondern Finanzrath Crelinger.

Schlimmer als in den höhern Ständen sah es in den niedern Ständen aus, denn dort konnte man den Zusammenhang der Dinge gar nicht begreifen. Man fühlte aber auch die Wirkungen eines Krieges am nächsten. Die untern Stände waren es, aus denen die 15000 Mann Rekruten, die man in den letzten Tagen des Mai aushob, ohne sie mit Kleidung und Waffen versehen zu können, und die nur als eine schwere Last an den Regimentern hingen, zusammenbrachte. Wir werden diese Art der Auffassung am besten kennen lernen aus den Brieffragmenten, welche Friedrich Schulz an seinen Bruder Heinrich schrieb:

Nienburg, 30. März 1803.

Lieber Bruder!

Wie gern ritte ich hinüber nach Grünfelde, mein Brauner würde mich in zwei Stunden hintragen, um Dich zu umarmen, Deine liebe Frau zum ersten mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, meinen kleinen Pathen zu küssen. Aber der Dienst! Ach das ist ein erschreckliches Wort, danke Gott, daß Du das Wort in seiner ganzen Bedeutung nicht kennst.

Wir rücken gegen den Feind. Mit welchem ganz andern Gefühle geschah das vor zehn Jahren. Du siehst heute auch nicht ein freudiges, sieggewisses Gesicht, — alle, Offiziere und Gemeine, sehen finster, mürrisch und verdrossen drein. Wahrlich, als wir in Menin von einer zehnmal größern Menge eingeschlossen waren, sah man nicht ein einziges Gesicht der Art.

Unsere Artillerie ist seit dem 26. März marschfertig, und meine Batterie an diesem Tage schon ausgerückt, vorgestern nach Neustadt — gestern nach hier, wo wir Rasttag hatten, um morgen über die Weser mit der Avantgarde vorgeschoben zu werden. Unsere leichten Dragoner stehen schon bei Lemförde. Das Commando des vorgeschobenen Corps hat General Hammerstein.

Das ist ein Trost für mich, aber auch der einzige, denn unser Alter ist besser als ein Dutzend der andern, und ich möchte nur, daß er statt des Generalfeldmarschalls commandirte, dann wären wir wahrlich schon concentrirt, während jetzt ein paar Regimenter bei Stade, andere bei Hameln, einige bei Stolzenau stehen, und wir nach Sulingen den Franzosen entgegen sollen.

Was sollen wir aber dort mit vier Bataillonen, sechs Schwadronen und einer Batterie?

Wir können doch Mortier nicht aufhalten!

Hier sieht es aber klatrig aus. Wenn unser Scharnhorst das sehen könnte! Nienburg soll eine Festung sein, Scharnhorst würde es in vierzehn Tagen dazu gemacht haben. Allein es sind nur zwei Kanonen hier, Dreipfünder. Die Flesche vor der Weserbrücke ist unvollendet, keine Bettung, keine Schießscharten für Kanonen in ihr.

Hart an der Flesche der Weserbrücke steht ein Haus, aus dem die Franzen die Leute in der Flesche mit Bequemlichkeit niederschießen können. Nur wenig weiter nach Lemke, links am Steinwege, ist das Weghaus und ein großes Wirthshaus, welches das Bestreichen des Steinweges mit Kanonen hindert; bis dicht vor Nienburg das ganze Marschterrain mit Knicken ein=

gehegt, unter deren Schutze die Feinde bis an die Weser kommen können, und dann der Wall in Nienburg ohne Brustwehr, durch nichts geschützt als die Linden. Nur eine einzige elende Embrasure ist auf dem Walle neben dem Hasberg'schen Hause angelegt, bezweifle aber, daß sie nach den Regeln des Vauban den Graben der Flesche bestreicht! Unsere erste schwere Batterie steht noch eine Stunde hinter Nienburg bei Meinekensburg auf der Höhe des Grinderwaldes.

Was sollen wir in Sulingen, wenn wir die Weser nicht einmal halten können?

Borstel, 1. Juni.

Wir sind heute bis hierher vorgeschoben, die Hälfte des Weges nach Sulingen etwa. Der Herzog von Cambridge hat das Commando der Armee übernommen, er wurde heute in Nienburg erwartet, als wir abfuhren. Eine Deputation aus Hannover, Hofrichter von Bremer, Oberstlieutenant von Bock und Herr Brandes, haben sich in das Hauptquartier Mortier's, welches schon in Diepholz ist, begeben. Heute kam auch der preußische Cavaleriegeneral Blücher hier durch und ging ins Lager zu Hammerstein, dann weiter zu den Franzosen. Es ist ein braver Deutscher; ob sich sein Herz nicht umdreht, wenn er sieht, wie wir von

24*

Preußen und dem Deutschen Reiche verlassen, hier gegen eine Mehrzahl kämpfen sollen? Ach nein, nicht kämpfen! Bruder, ich weiß, Du siehst das nicht gern, aber ich muß fluchen. Ich möchte, zehntausend Granaten schlügen die feigen Buben zusammen, da bekommen wir eben Generalordre, nicht zu schießen! Schockschwerenoth, wozu sind wir denn hier? Wozu habe ich meine Kanonen mit Kartätschen laden lassen? Wahrhaftig, es wäre nicht zu verwundern, wenn die Geheimräthe in Hannover auch der Infanterie den Befehl zugehen ließen, von dem Bajonnet mit Moderation Gebrauch zu machen. Hole sie alle der Teufel!

Borstel, 3. Juni.

Gestern habe ich mir noch ein Extraplaisir gemacht, mit dem Postmeister bis in die Nacht hinein dessen beste Weine vertilgen helfen. „Wie will 'nen trinken, dat ist better, als wenn de Franzose 'n utsöpt", meinte der brave Mann, und da haben wir denn unser Möglichstes gethan.

Hatten übrigens am Tage auch so eine kleine Freude. Die Franzosen kamen von Sulingen her, wo unterhandelt wird, und machten hinter Sieden halt, während Lieutenant Krauchenberg vom 10. leichten Dragonerregiment auf der Höhe von Borstel nach

Campen zu stand und unsere Batterie etwa tausend Schritt hinter ihm dicht vor dem Dorfe nach Westen. Wir sahen einen Trupp Infanterie und ein Piket Reiter aus den Fuhren kommen und hörten, wie auf den Krauchenberg'schen Posten geschossen wurde, dem zwei Pferde getroffen wurden. Nun sollten wir nicht schießen! Krauchenberg ging also mit seinen neun Pferden auf die mindestens dreimal so starken französischen Chasseurs los und hieb dieselben zusammen. Der französische Offizier wurde im Einzelkampfe vom Pferde gehauen, vier oder fünf Chasseurspferde irrten reiterlos im Felde umher. Krauchenberg schwenkte nach der südlichen Dorfspitze zu seinem Regiment ab, als ein halbes Bataillon Infanterie auf den Kampfplatz zueilte. Die andere Hälfte des Bataillons kam auf der Landstraße direct auf uns zu — wir standen zum Feuer bereit, und ich blickte auf unsern Lieutenant Tieling. Ich wußte, er durfte kein Feuer commandiren, als die Franzosen uns aber näher und näher kamen, ließ ich drei Kanonen mit Kartätschen vorfahren und zwei auf die Infanterie, eine auf die Chasseurs abprotzen. An beiden Stellen schlugen die Kartätschen ein, die Franzosen machten halt und kehrten um, sie waren besorgt, etwas mehr auf den Leib zu bekommen, und wahrhaftig, sie hätten es, denn kaum nach fünf

Minuten erschien Krauchenberg mit einer halben Schwadron und er würde die Chasseurs in die Flucht getrieben haben, wenn sie nicht schon hinter den Fuhren Schutz gesucht hätten.

Ich kam mit einem nicht sehr ernstlich gemeinten Donnerwetter von seiten Tieling's davon.

Abends.

Wir sollen zurück. Ob wir die Weser halten wollen? Dann hätte Nienburg freilich in andern Stand gesetzt werden müssen, und da, wie ich höre, eine Abtheilung der Franzosen schon auf Hoya im Marsche ist, so kann man uns umgehen und die Rückzugslinie an der Aller abschneiden. Wenn Mortier's Corps in der That 50—60000 Mann stark ist, so ist es allerdings Zeit, daß wir machen, an die Elbe zu kommen. Ich gebe diesen Brief an unsern treuen Postverwalter, der für seine Ueberkunft sorgen will. Lebe wohl!

Essel, 6. Juni.

Wir sind im vollen Rückzuge über Haus Wölpe, Steimke nach hier! Welche Wege! Ueber Wölpe, Steimke, Bothmer hierher in drei Tagen. Der Herzog von Cambridge hat das Obercommando nur einen Tag gehabt; als er nicht losschlagen sollte, hat er dasselbe

niedergelegt. Die Unterhändler sollen bei Sulingen eine Convention geschlossen haben, die das ganze Land den Franzosen übergibt und uns den Rückzug hinter die Elbe gestattet. Wir sollen auf Soltau marschiren, also durch die Lüneburger Heide. S . . . Wirthschaft das!

Lüneburg, 8. Juni.

Ich habe diese Leute gesehen, vor denen wir reißaus nehmen! Wir waren hier in Lüneburg mit ihnen zusammen einen Tag einquartiert. Es sind zum größten Theile junge Conscribirte, die noch kein Pulver gerochen haben, kleine schwächliche Leute, vor denen unsere hoyaer und kalenberger Bauerburschen verdammt wenig Respect haben. Dürften wir nur über sie, wie wollten wir sie! Dazu schrumpfen die ganzen Mortier'schen 50000 Mann auf 17000 zusammen. Wären nicht feige Höflinge an der Spitze der Regierung, den Leuten hätten wir bei Stolzenau, das noch dazu ohne Brücke ist, bei Nienburg und Hoya wol den Uebergang über die Weser streitig machen können.

Es ist Sünde und Schande, vor solchen Leuten wie Feiglinge fliehen zu müssen.

Wir lasen hier zuerst im „Hamburgischen Correspondenten" die dreimal verdammte Sulinger Convention.

Könnte ich die Unterzeichner an einen Galgen hängen, ich selbst würde am Stricke ziehen.

Nun heißt es noch, man habe uns wieder an die Engländer verkauft, um uns nach Westindien einzuschiffen. Da kriegen sie Friedrich Schulz nicht hin, der hat einmal als englischer Söldner eine Kugel in den Rippen gehabt, verlangt nicht nach der zweiten und haßt jeden Söldnerdienst.

Lauenburg, 27. Juni.

Nun sind wir am rechten Elbufer. Ob wir endlich zum Schlagen kommen, wenn die Franzosen den Uebergang forciren? Der Wachtmeister vom 7. Dragonerregiment, mein alter lieber Kamerad vom 93., sagte mir, daß sämmtliche Offiziere der hier versammelten Cavalerieregimenter den Plan ausgedacht, auch ohne Ordre und gegen die Convention über die Elbe zu gehen, bei der Schwäche und der Zerstückelung der Franzosen über diese herzufallen und bis zur Weser reine Bahn zu machen. Was sich von Infanterie und Cavalerie anschließen will, soll mitgenommen werden. Bravissimo! Ich bringe meine Batterie mit, mitsammt unserm Lieutenant.

Gülzow, 1. Juli.

Der schöne Plan ist zu Wasser geworden, obgleich die verdammte Convention uns nicht mehr bindet, da Georg III. sie nicht ratificirt hat. Unser Alter hat abgerathen. Aus Feigheit ist das nicht geschehen, denn in Menin war er einer der Muthigsten von allen Muthigen. Aber Diplomatengesichter sind wieder in seiner Nähe, und das hannoverische Ministerium mit dem Kriegsschatze und sonstigem in der Eile Geretteten steckt in Schwerin, und Rudloff scheint wenig von einem Helden zu haben. Unsere Position ist unangreifbar, da das Ufer, an dem wir stehen, höher und steil abfallend ist, und wir das ganze linke Ufer beherrschen. Ich könnte sämmtliche Schiffe, welche die Franzosen drüben bei Artlenburg zusammengebracht haben, in Grund schießen. Ich begreife nicht, warum man zögert? Heute sind freilich wieder Deputirte des Landes, wie sie sich nennen, eigentlich aber Deputirte der Ritterschaften, angekommen, um von unnützem Blutvergießen abzumahnen. Auch der Oberstlieutenant von Bock treibt sich wieder im Lager umher.

Man hat uns benachrichtigt, daß die Berthier'schen Vorschläge vom Feldmarschall zurückgewiesen sind, und die Armee war voll Jubels. Warum schlagen wir aber nicht los?

Gützow, 8. Juli.

Oh der Schmach! nein besser, o! des schändlichsten Verraths! Das Land Hannover wird den Männern, welche zu der Elbconvention vom 16. Messidor des Jahres 11 der französischen Republik die Veranlassung gewesen, ewig fluchen. Sie übergibt das Land, auch das diesseit der Elbe, bedingungslos den Franzosen. Die Armee legt die Waffen nieder, gibt ihre Pferde an die französische Armee und wird aufgelöst. Die Truppen verpflichten sich auf ihr Ehrenwort, gegen Frankreich und dessen Alliirte nicht eher die Waffen wieder zu führen, als bis sie in gleichen Graden gegen ebenso viel Truppen ausgewechselt werden, die im Laufe dieses Krieges von den Engländern zu Gefangenen gemacht sein möchten.

Die Offiziere behalten ihre Degen und nehmen Pferde und Effecten mit sich. Bis zur Rückkehr der Truppen in ihre Heimat soll für deren Subsistenz gesorgt werden.

Eine schöne Convention das! Nun, ich werde nicht in die Heimat gehen, damit man mir dort mein Seitengewehr abnehmen kann, ich werde dem Kriegsdienste Valet sagen und ein freier Mann und Bürger werden. Pereat das feige Geschmeiß!

Hamburg, 20. Juli.

Ade, lieber Bruder, Ade, liebe Aeltern und Geschwister. Ich schiffe mich heute noch ein, um nach England zu gehen und mein altes Handwerk wieder aufzunehmen. Ein Schulz muß Handwerker und Bürger bleiben.

Friedrich Schulz.

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

